

böhlau



BERICHT EINES ÜBERLEBENDEN

GESCHÄFTE MIT DEM TEUFEL

DIE TRAGÖDIE DES JUDENRETTERS
REZSÓ KASZTNER

Ladislau Löb



Kasztners Zug, der im Juli 1944 1.700 ungarische Juden in Sicherheit brachte, war lange Zeit geheimnisumwittert und umstritten. Ladislaus Löb, ein verängstigter Elfjähriger in diesem Zug, legt nun eine gleichermaßen fundierte Verteidigung Kasztners wie ergreifende Erinnerung an die eigene traumatische Kindheit vor. Es ist ein beeindruckendes, kluges und ermutigendes Buch.

*Ben Shepard, Historiker,
Oxford University*



ISBN 978-3-412-20389-4 | WWW.BOEHLAU.DE

Zwei Monate nach seinem elften Geburtstag, am 9. Juli 1944, schlossen sich die Tore von Bergen-Belsen hinter Ladislaus Löb. Fünf Monate später übertrat er die Grenze zur Schweiz, verfroren und hungrig, aber lebendig und sicher. Er war nicht alleine, sondern gehörte zu einer Gruppe von 1.670 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus Ungarn, die vor der Ermordung gerettet wurden – durch ein Geschäft, das Rezső Kasztner, selbst ungarischer Jude, mit den Nazis ausgehandelt hatte. In zähen Verhandlungen feilschte er über Monate mit Adolf Eichmann, Kurt Becher und anderen: Menschenleben gegen Valuten, Schmuck, Lastwagen und weitere Waren. Zwölf Jahre und einen Justizirrtum später wurde Kasztner von einer Bande jüdischer Extremisten in Israel ermordet. Bis heute ist Rezső Kasztner eine ambivalente Figur – von den einen als Verräter gehasst und von vielen anderen als Held verehrt.

Dieses Buch erzählt die Geschichte eines Mannes, der Hunderte – möglicherweise sogar Tausende – vor dem Holocaust gerettet hat. Es berichtet zugleich vom Schicksal eines Kindes, das dank Kasztners Handeln den Holocaust überlebte. In einem fesselnden Nebeneinander aus Geschichte und Erinnerung folgt das Buch Kasztners Weg von seinen Verhandlungen mit den Nazis bis zu dem umstrittenen Prozess in Israel und seiner Ermordung.

Ladislaus Löb ist Professor em. für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Sussex in Brighton, England.



Ladislaus Löb

Geschäfte mit dem Teufel

Die Tragödie des Judenretters Rezsó Kasztner
Bericht eines Überlebenden



2010

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© der deutschen Ausgabe 2010 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln
Weimar Wien, Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, www.boehlau.de
© of the English edition 2008 by Jonathan Cape, London, The Random House Group Ltd.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Satz: Wissenschaftlicher Bücherdienst, Köln
Druck und Bindung: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-412-20389-4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Inhalt

- 7 Danksagung
- 9 Schlüsselfiguren
- 11 Vorwort
- 14 Ein jüdisches Kind unter Judenhassem
Eine Kleinstadt in Siebenbürgen 14 *Meine Familie* 18 *Begegnungen mit dem Antisemitismus* 23
- 28 Der Holocaust in Ungarn
Das Goldene Zeitalter 28 *Der Verfall* 29
Die Katastrophe 33 *Die Judenräte* 38
- 42 Das Ghetto von Klausenburg
In die Ziegelfabrik 42 *Die Flucht* 45
- 50 Die ersten Schritte
Flüchtlingshilfe 50 *Kontaktaufnahme* 53
- 58 Lastwagen für Menschenleben
Joel Brands Mission 58 *Das Fiasko in Istanbul* 61
- 66 Die unbarmherzige Aufgabe
Die beiden Gesichter von Rezsó Kasztner 66 *Die Arche* 69
Die Fallschirmspringer 79 *Die Strasshof-Gruppe* 82
- 85 Von Budapest nach Bergen-Belsen
Die Viehwaggons 85 *Auspitz oder Auschwitz?* 87 *Linz* 90
Bergen-Belsen 92 *Ankunft* 97

104	Alltag im Vorzugslager <i>Grundbedürfnisse</i> 104 <i>Selbstverwaltung</i> 114 <i>Kultur</i> 118 <i>Religion</i> 124 <i>Die Drahtzaunkrankheit</i> 128 <i>Abfahrt der 318</i> 133
137	Ein hartes Geschäft <i>Das Interimsabkommen</i> 127 <i>Versprechen Sie doch zumindest!</i> 144 <i>Ein ernstes Resultat</i> 149
159	Von Bergen-Belsen in die Schweiz <i>Zwischen Hoffnung und Verzweiflung</i> 159 <i>Gerettet</i> 164
170	Andere Lager <i>Schwierige Kleinarbeit</i> 170 <i>Der große Augenblick</i> 176
181	Nachkriegsprojekte <i>Kampf um Anerkennung</i> 181 <i>Eidesstattliche Erklärungen</i> 188 <i>Becher</i> 188
197	Der Prozess <i>Ein Pamphlet</i> 197 <i>Die Anklage</i> 200 <i>Angriff die beste Verteidigung?</i> 203 <i>Das Urteil</i> 210 <i>Ein Justizirrtum</i> 214 <i>Die Berufung</i> 225
231	Held umständehalber
237	Anmerkungen
253	Literatur
259	Glossar
263	Illustrationen
265	Register

Danksagung

Jedes Buch ist bis zu einem gewissen Grad ein Gemeinschaftsprodukt. Dieses Buch ist keine Ausnahme. Verwandte, Freunde, Kollegen, Organisationen haben reichlich zu seiner Entstehung beigetragen. Ihnen allen gebührt meine Dankbarkeit, am meisten aber:

Zsuzsi Kasztner in Israel, für ihre Bereitschaft, ihre persönlichen Erinnerungen an ihren Vater und ihre privaten Dokumente mit mir zu teilen; Zsuzsis Töchtern Merav, Michal und Keren, für den freundlichen Empfang, den sie mir immer bereiteten; Zsuzsis Cousin Jitzchak Katsir, für seine besonnenen Kommentare über Person und Arbeit seines Onkels;

Egon Mayer, in Bergen-Belsen noch ungeboren, später Soziologieprofessor in New York, für die Festigung meines Entschlusses, Kasztner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie er selbst es in einem Buch tun wollte, das leider unvollendet blieb, als er mit 59 Jahren starb; Egons Tochter Daphne und seiner Witwe Marcia, für ihr andauerndes Interesse am Projekt;

Yehuda Bauer, Shlomo Aronson, Yechiam Weitz und Aryeh Barnea, für ihre kostbare Zeit und ihre fachmännischen Ratschläge aus der Sicht führender israelischer Historiker;

Thomas Rahe, Klaus Tätzler, Bernd Horstmann, Karin Theile und Stephanie Billib, Gedenkstätte Bergen-Belsen, für ihren Beistand bei meiner Suche nach Dokumentation und Information; *Rainer Schulze*, University of Essex, und *Wilfried Wiedemann*, Stiftung Niedersächsischer Gedenkstätten, für die Ermöglichung meiner Forschungsarbeit in der Gedenkstätte Bergen-Belsen; *Axel Brandt* und *Bertram von Boxberg* für die Erlaubnis, ihre Interviews mit Überlebenden zu zitieren;

Yad Vashem, die Shoah Foundation, das Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, das YIVO Institute for Jewish Research, das Center for Oral History der University of Connecticut und das Imperial War Museum, für wichtiges Material aus ihren Archiven;

Shoshanna Hasson, Peretz Revesz, Nonika Revesz, Tamar Abraham, Judit Makai, Ariela Mayer, Naomi Herschkovits, Lea Fürst, Margit Fendrich und Miriam Sommerfeld, für ihre

Gastfreundschaft in Israel und die gemeinsamen Erinnerungen an das Leben im Konzentrationslager;

Victor und Miki Harnik in Haifa, für ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit;

David Kohn, meinem Stiefbruder in Haifa, für viele anregende Gespräche;

Gaylen Ross in New York, für den Blick auf das gemeinsame Thema durch die Augen der Filmregisseurin;

Will Sulkin, Ellah Alfrey, Alison Hennessy, Vanessa Mitchell, Monique Corless, Zoë Hood und *Laura Mell*, von der Verlagsgruppe Random House, für ihre tatkräftige Begleitung auf dem langen Weg von der Idee bis zum fertigen Buch;

Meiner Frau *Sheila*, für die Beharrlichkeit, mit der sie mein Manuskript trotz meiner Proteste weiterkritisierte, bis ich ihr gehorchte.

Ihnen allen meinen wärmsten Dank für ihre Mitarbeit und meine Bitte um Nachsicht, falls ich nicht den besten Gebrauch davon gemacht habe.

Ladislav Löb, Brighton

Schlüsselfiguren

Wa'ada und Umkreis

Barlas, Chaim, Vertreter der Jewish Agency in Istanbul
Ben Gurion, David, zionistischer Führer, erster Ministerpräsident von Israel
Biss, Endre, Wa'ada-Mitglied
Brand, Hansi, Wa'ada-Mitglied
Brand, Joel, Wa'ada-Mitglied
Dobkin, Eliahu, Leiter der Einwanderungsabteilung der Jewish Agency
Fischer, József, Leiter der Bergen-Belsener Gruppe
Fleischmann, Gisi, zionistische Aktivistin
Goldstein, Peretz, Fallschirmspringer
Kasztner, Rezsó, geschäftsführender Vizepräsident der Wa'ada
Komoly, Otto, Präsident der Wa'ada
Krausz, Moshe, Leiter des Palästina-Amtes Budapest
Mayer, Saly, Vertreter des Joint in der Schweiz
McClelland, Roswell, Vertreter des US War Refugee Board in der Schweiz
Offenbach, Shulem, Wa'ada-Mitglied
Palgi, Joel, Fallschirmspringer
Schweiger, Moshe, Wa'ada-Mitglied
Sharett, Moshe, zionistischer Führer und israelischer Staatsmann
Springmann, Samu, Wa'ada-Mitglied
Szenes, Hanna, Fallschirmspringerin
Weissmandel, Michael Dov, Rabbiner

Deutsche

Becher, Kurt Alexander, SS-Obersturmbannführer
Eichmann, Adolf, SS-Obersturmbannführer
Grüison, Max, SS-Hauptsturmführer
Himmler, Heinrich, Reichsführer-SS
Hunsche, Otto, SS-Hauptsturmführer
Kaltenbrunner, Ernst, SS-Oberführer

Kettlitz, Herbert, SS-Sturmbannführer
Klages, Otto, SS-Obersturmbannführer
Krell, Erich, SS-Hauptsturmführer
Krumey, Hermann, SS-Obersturmbannführer
Veesenmayer, Edmund, SS-Brigadeführer
Wisliceny, Dieter, SS-Hauptsturmführer

Ungarn

Baky, László, Staatssekretär
Endre, László, Staatssekretär
Ferenczy, László, Oberstleutnant der Gendarmerie
Horthy, Miklós, Reichsverweser
Szálasi, Ferenc, Führer der Pfeilkreuzler
Sztójay, Döme, Ministerpräsident

Israelis

Agranat, Shimon, Richter am Obersten Gericht
Grünwald, Malkiel, Angeklagter
Halevi, Benjamin, Bezirksrichter
Silberg, Moshe, Richter am Obersten Gericht
Tamir, Shmuel, Anwalt

Vorwort

Ich war elf Jahre und zwei Monate alt, als ich am 9. Juli 1944 im Konzentrationslager Bergen-Belsen ankam. Fünf Monate später, am 7. Dezember, überquerte ich die Grenze in die neutrale Schweiz. Draussen wütete noch der Zweite Weltkrieg. Während die Alliierten die deutschen Armeen immer tiefer ins Reich zurückdrängten, verwandelte sich das Lager, aus dem ich eben entkommen war, in die Hölle, als die es bis heute bekannt blieb. Aber ich war, wenn auch erschöpft und verängstigt, am Leben und in Sicherheit. Ich gehörte zu einer Gruppe von 1.670 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus Ungarn, die dank einem erstaunlichen Geschäft zwischen Rezsó Kasztner, einem ungarischen Juden, und Adolf Eichmann, dem Organisator des Holocaust, freigelassen worden waren.

Ausser uns verdankten in aller Wahrscheinlichkeit Tausende mehr Kasztner ihr Überleben, aber er wurde bald der Kollaboration mit den Nazis bezichtigt. Zehn Jahre nach dem Krieg brandmarkte ihn ein Richter in Israel als einen Verräter, der «seine Seele dem Satan verkauft» habe. Das Oberste Gericht des Landes kassierte das Urteil, aber Kasztner erlebte seine Rehabilitierung nicht mehr. Der Jude, der mehr Juden vor dem Holocaust gerettet hatte als jeder andere Jude, war auf der Strasse vor seiner Wohnung in Tel Aviv von einem jungen jüdischen Fanatiker angeschossen worden und ein paar Tage später an seinen Wunden gestorben.

Die Affäre ging weit über das Private hinaus. Die Probleme wurzelten tief in der israelischen Politik, und die Konflikte, die sich um den Fall entluden, trafen den jungen Staat bis ins Mark. Der Prozess gab den Anstoss zum allmählichen Rechtsrutsch Israels, der bis heute die Ereignisse im ganzen Nahen Osten bestimmt.

Kasztner selbst ist eine umstrittene Gestalt, ein Held für die einen, ein Verbrecher für die anderen. Dieses Buch beruht auf der Meinung, dass die erste Ansicht der Wahrheit näher kommt. Es erzählt die Geschichte eines Juden, der den Mut und die Geisteskraft hatte, den nationalsozialistischen Mördern die Stirn zu bieten und Tausende vor einem elenden Tod zu bewahren, bevor er selbst ermordet wurde. Es beschreibt, wie 1.670 Menschen in Bergen-Belsen sich am Leben festklammerten, bis dieser Mann sie im letzten Moment vor dem Massensterben freikaufte. Und es berichtet die Erlebnisse eines elfjährigen Jungen, der ohne diesen Mann seinen zwölften Geburtstag kaum erlebt hätte.

Dieses Buch ist das einzige, in dem die drei Themen gemeinsam und gleich ausführlich behandelt werden – Kasztners Verhandlungen mit der SS in Ungarn, Deutschland und der Schweiz; das Alltagsleben der «Kasztner-Gruppe» in Bergen-Belsen; der Prozess und das

Attentat gegen Kasztner in Israel. Die Ereignisse sind nicht mehr unbekannt. Sie sind wiederholt aus dem einen oder anderen Blickwinkel in Büchern, Buchkapiteln und Zeitschriftenartikeln behandelt worden, hauptsächlich von israelischen Forschern. Sie erscheinen auch in vielen Zeitungsartikeln und Internet-Blogs in allen Nuancen vom Seriösen und Verlässlichen bis zum Tendenziösen und Bösartigen. Ich habe mich bemüht, die Extreme zu vermeiden und möglichst objektiv zu schreiben. Ich hoffe, dass Historiker, Juristen oder Politologen manche Stellen lesenswert finden werden, aber das Buch ist in erster Linie für Leser bestimmt, die sich für die angesprochenen Fragen interessieren, ohne Fachleute zu sein. Im Gegensatz zu den meisten bisher veröffentlichten Studien, die sich entweder auf Kasztners Verhandlungen mit der SS oder auf den Prozess und den Mord konzentrieren, lege ich neben diesen Themen gleich grosses Gewicht auf unsere Erlebnisse in Bergen-Belsen, wo wir fünf Monate zwischen Furcht und Hoffnung schwankend auf unsere Befreiung warteten.

Mit elf Jahren war ich natürlich zu jung, um zu verstehen, was um mich herum in Bergen-Belsen geschah, aber doch alt genug, um viele bruchstückhafte Erinnerungen zu speichern. Als ich dann die Arbeit am Buch begann, konnte ich diese kindlichen Fragmente durch eine Fülle von unveröffentlichten Memoiren, Interviews und Zeugenaussagen von Mitgefangenen aus Archiven in Israel, den Vereinigten Staaten und Deutschland ergänzen, in persönlichen Gesprächen überprüfen und aus einer gereiften Perspektive wiedergeben.

Als wichtigste Quelle zu Kasztners Verhandlungen diente mir sein *Bericht über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn*, den er bald nach dem Krieg auf Deutsch verfasste und der später als Buch veröffentlicht wurde. Obwohl er seine eigene Leistung in gezielt günstigem Licht darstellt, gewährt der Bericht, mit Vorsicht gelesen, unerlässliche Einblicke in seine Arbeit mit – oder vielmehr gegen – Eichmann und Konsorten.

Ein paar Bemerkungen zur Struktur des Buches: Das erste Kapitel enthält meine Erinnerungen an meine Kindheit in einer kleinen antisemitisch geprägten Stadt in Siebenbürgen. Das zweite Kapitel liefert zu diesen persönlichen Erinnerungen den historischen Hintergrund des Holocaust in Ungarn. Die nächsten Kapitel bewegen sich zwischen zwei parallelen Handlungssträngen hin und her. Meinem Aufenthalt im Ghetto von Klausenburg folgen die Anfänge von Kasztners «Hilfs- und Rettungskomitee», die erste Phase seiner Verhandlungen mit Eichmann und unsere Abreise von Budapest nach Bergen-Belsen. Nach der Darstellung unseres Alltagslebens im Lager werden Kasztners weitere Kontakte mit der SS erörtert, und beide Linien treffen sich bei unserer Einreise in die Schweiz. Sodann erscheint Kasztner in Genf und Nürnberg, wo er die ersten drei Jahre nach dem Krieg verbrachte. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit Kasztners Nachkriegsprojekten und seinem unglückseligen Prozess und gewaltsamen Tod in Israel.

Wer mit Verbrechern verkehrt, gerät leicht in ein zweifelhaftes Licht. Kasztners Beziehungen zur SS werfen schwere ethische Probleme auf. Ich persönlich bin überzeugt, dass

er im Rahmen des Möglichen in gutem Glauben handelte. Die Lage war verzweifelt, und er hatte weder die Zeit noch das Temperament, lange über grundsätzliche Fragen nachzudenken. Er sah Menschen in Lebensgefahr und tat, was er konnte, um sie zu retten. Als einer der Geretteten bin ich natürlich kein unvoreingenommener Zuschauer, aber ich habe mich bemüht, nicht mein Vorurteil, sondern die Tatsachen für seine erstaunliche Leistung sprechen zu lassen. Ob es mir gelungen ist, mögen die Leser entscheiden.

Ein jüdisches Kind unter Judenhassern

Eine Kleinstadt in Siebenbürgen

Ich stamme aus Siebenbürgen. Wenn ich diese Tatsache westeuropäischen Gesprächspartnern gegenüber erwähne, reagieren sie gerne mit einer mehr oder weniger witzigen Bemerkung über Dracula und Vampire. Vom wirklichen Land mit diesem Namen wissen nicht viele. Dabei ist seine Geschichte nicht weniger abenteuerlich und bestimmt abwechslungsreicher als die Trinkgewohnheiten des untoten Grafen.

Seit dem 18. Jahrhundert gehörte das Gebiet im südlichen Karpatenraum, das den Namen Siebenbürgen oder Transsylvanien trägt, zum Kaisertum Österreich und seit 1867 zur Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg, den Ungarn wie alle seine Kriege verlor, wurde der nördliche Teil von Siebenbürgen 1920 durch den Vertrag von Trianon Rumänien zugesprochen. Die Verträge am Ende des Ersten Weltkriegs sollten Europa für immer den Frieden sichern, führten aber mit Sicherheit zum Zweiten Weltkrieg, in den Ungarn als Verbündeter Deutschlands eintrat. Zur Belohnung nahm Hitler 1940 Nord-Siebenbürgen den Rumänen wieder weg und gab es den Ungarn zurück. Die rot-gelb-blauen rumänischen Flaggen verschwanden schnurstracks von den öffentlichen und privaten Gebäuden und wurden durch rot-weiss-grüne ungarische ersetzt. Beflaggt wurde bei jeder Gelegenheit, und die meisten Einwohner hatten beide Sorten, um je nach Regime die eine auszuhängen und die andere zu verstecken oder umgekehrt. Kaum flatterten die ungarischen Flaggen im Wind, marschierte schon die ungarische Armee – oder wenigstens Teile davon – im Triumph ein, als ob sie und nicht Hitlers Befehl für diesen grossen Sieg verantwortlich gewesen wäre. Im Juni 1941 erklärte Ungarn den Vereinigten Staaten den Krieg, aber selbst dieser Schlag veranlasste die Alliierten nicht zu kapitulieren. Hitler traute seinen Verbündeten schon lange nicht, und am 19. März 1944 wurde Ungarn, einschliesslich Nord-Siebenbürgen, von deutschen Truppen besetzt. Ein Jahr später verloren die beiden Verbündeten, Besatzer und Besetzte, Deutsche und Ungarn, gemeinsam den Krieg. Rumänien war bereits im August 1944 von der Achse abgesprungen, um den Frieden als Feind statt als Freund Deutschlands abzuwarten. 1945 schenkten die Sowjets, freigebig wie immer mit dem Eigentum anderer, Nord-Siebenbürgen erneut den Rumänen, denen es, mit Süd-Siebenbürgen vereinigt, bis heute gehört.

Zwischen 1920 und 1940 bestand die Mehrheit der Bevölkerung aus Ungarn, die das rumänische Regime nicht weniger hassten als die rumänische Minderheit das ungarische ab

1940. Heute sind die Rumänen in der Mehrheit und beide Gemeinschaften bemühen sich, eine Art friedlicher Koexistenz aufzubauen. Vielleicht wird etwas daraus, aber nach meiner Erfahrung haben Rumänen und Ungarn immer nur dann vergessen, einander zu hassen, wenn sie Juden zum Hassen hatten. Für uns Juden war das Leben unter rumänischer Herrschaft ungemütlich, aber relativ erträglich. Nach dem Anschluss an Ungarn wurde unsere Lage viel schwieriger. Die Katastrophe kam mit dem Einmarsch der Deutschen, die gemeinsam mit vielen Ungarn unverzüglich die Endlösung der Judenfrage in Angriff nahmen. Die wenigen Juden, die die Endlösung überlebten und aus der Deportation in ihre Wohnsitze zurückkehrten, wurden von ihren früheren Mitbürgern nicht mit offenen Armen empfangen.

Ich kam am 8. Mai 1933 um 12 Uhr mittags in der Hauptstadt Siebenbürgens – ungarisch Kolozsvár, rumänisch Cluj, deutsch Klausenburg – zur Welt. Ich war das einzige Kind von Izso Löb und Jolán Löb, geborene Rosenberg (nicht mit dem berühmten Nazi-Ideologen Alfred Rosenberg verwandt). Um ein Haar hätte mein Leben nicht in einer Klinik angefangen, sondern in einem Zug, der meine Mutter mit zunehmenden Wehen zum Ort der Niederkunft brachte. Der Zug kam aus Margitta (rumänisch Marghita), eine Kleinstadt oder eher ein grosses Dorf 150 Kilometer nordwestlich von Klausenburg, wo meine Eltern wohnten und ich mein erstes Jahrzehnt verbrachte.¹ Vor März 1944 hatte Margitta ungefähr 8.600 Einwohner, darunter 2.600 Juden. Mitte Mai 1944 hatte es 6.000 Einwohner, darunter keine Juden. Nach dem Holocaust waren noch etwa 400 von den 2.600 Juden am Leben, aber nur wenige kehrten nach Margitta zurück. In der Zwischenzeit war zu viel passiert.

Heute ist Margitta eine Stadt mit fast 20.000 Einwohnern, Textil- und Schuhfabriken und – im Zentrum – schäbigen Betonbauten im kommunistischen Stil der nicht allzu fernen Vergangenheit. In den 1930er und 40er Jahren war es noch ein vorwiegend ländliches Dorf, umgeben von Weizenfeldern, Obstgärten, Weiden und Weinbergen. Die Strassen waren ungepflastert, nachts unbeleuchtet, bei trockenem Wetter von einer dicken Staubschicht bedeckt, bei nassem Wetter so tief verschlammt, dass die Ochsen- und Pferdewagen oft stundenlang stecken blieben. Dafür waren sie vielerorts von Flieder und Akazien flankiert oder von Maulbeerbäumen, mit deren Blättern ich meine Seidenraupen fütterte, bis sie sich in ihrem Kokon einspannen und nicht mehr aufwachten. Unsere eigene Strasse hiess ‚Sáros utca‘ (Schlammige Gasse). Sie führte geradeaus in die Weinberge und zum jüdischen Friedhof auf einem grünen Hang. Dort wurde meine Mutter begraben, als sie im Alter von sechs- unddreissig Jahren starb. Ich war neun.

Eine Szene, die sich jeden Tag wiederholte, war die Parade der Kühe durch das Dorf. Am Morgen wurden sie an den Läden und Wohnhäusern vorbei auf die Weide getrieben und am Abend zurück in ihre Ställe. Ich konnte mich an ihren Eutern nicht satt sehen, die am Morgen so schlaff und leer und am Abend so prall und schwer rhythmisch hin und her schwangen. Viele Kühe waren an Tuberkulose erkrankt, die auch meine Mutter umbrachte, obwohl sie

möglicherweise nicht durch die Milch angesteckt wurde, sondern von ihrer Schneiderin, die ebenfalls TB hatte und die Kleider ihrer Kundinnen auf ihrem eigenen Bett ausbreitete. Eine Weile verkaufte mein Vater im Gross- und Kleinhandel Salz. Der Salzhandel war ein staatliches Monopol, und die Lizenz für dieses Geschäft hatte er in Anerkennung seiner Verletzung im Ersten Weltkrieg erhalten. Sein Laden befand sich in der Hauptstrasse, und er stellte jeden Morgen einen grossen Brocken Salz vor die Tür. Die Kühe blieben regelmässig stehen und leckten mit ihren langen Zungen am Salz, bevor sie zur Weide oder zum Stall weiterzotelten.

Die meisten Häuser in Margitta waren einstöckig. Manche trugen Storchennester auf dem Kamin. In den Höfen waren Hühnerställe, Schweinekoben, Ziehbrunnen und anderes Zubehör des ländlichen Lebens verstreut. Ich wohnte mit meinen Eltern zur Miete im Erdgeschoss eines der seltenen zweistöckigen Häuser, dessen Besitzer sich in einer Hütte am Ende des Gartens einquartiert hatten. Wir gehörten zur relativ wohlhabenden, einigermaßen gebildeten, bürgerlichen Schicht, aber wir mussten das Wasser aus einem Ziehbrunnen holen und ein Plumpsklo in einem Schuppen im Garten benutzen. Elektrisches Licht hatten wir, wenn auch mit vielen Stromausfällen, aber weder Telefon noch Radio. Jeden Mittag machte ein städtischer Ausrufer die Runden, schlug seine Trommel und verlas, wenn sich die Anwohner versammelt hatten, die Nachrichten. Wenn man Flugzeuglärm hörte, rannten alle Kinder – und auch manche Erwachsene – ins Freie und starteten mit verdrehten Hälsen himmelwärts. Ich war von Begeisterung überwältigt, als ein kleiner Eindecker so niedrig vorbeiflog, dass ich das Gesicht des Piloten hinter seinem Lederhelm und seiner dicken Schutzbrille zu sehen glaubte. Autos waren seltener als Kutschen oder Leiterwagen und mussten mit der Kurbel angedreht werden. Bus- und Zugverbindungen mit der Aussenwelt gab es, aber nur in grossen Abständen. Im Bus zahlten Kinder die Hälfte, wenn sie, nach einem Massstab neben der Tür weniger als einen Meter hoch waren. Wenn die Züge in Folge von Bauarbeiten langsam fahren mussten, sprangen Passagiere in die Felder hinunter und kletterten mit Kartoffeln, Kohlköpfen oder Zwiebeln beladen zurück, bevor die Lokomotive einen neuen Anlauf nahm. Später gab es allerdings Züge, von denen die Passagiere nicht abspringen konnten, weil sie aussen plombiert und von bewaffneten Gendarmen bewacht wurden.

Juden lebten in jedem Quartier, aber am dichtesten in und nahe der Hauptstrasse, die auch Petristrasse hiess, weil sie auf das gleichnamige Dorf zulief. Der halbstündige Marsch nach Petri durch die von Mohn- und Kornblumen umrandeten Weizenfelder war einer der frühesten Ausflüge, an die ich mich erinnere. Im Gegensatz zu den Märkten und Schlachthöfen am Dorfrand befanden sich die meisten Läden und Büros in der Umgebung der Petristrasse, wo auch die Gebäude der jüdischen Organisationen standen. Die imposante Grosse Synagoge der Hauptgemeinde stammte aus den 1860er Jahren und die kleinere Chassidische Synagoge vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Abgesehen von ihrem offiziellen Zweck wurden in den

Synagogen beim Beten die neuesten Nachrichten erörtert oder Geschäfte gemacht und gleichzeitig reichlich auf die nackten Bretterböden gespuckt. Es gab eine Mikwe, wo die Gläubigen ihr wöchentliches rituelles Bad nahmen, eine Matze-Bäckerei, die das ungesäuerte Brot für das Pessachfest lieferte, und einen Cheder, in dem die Kinder der Orthodoxen ihren Religionsunterricht erhielten. Nach der Deportation der Juden wurde aus der Grossen Synagoge ein Lagerhaus und aus der Chassidischen Synagoge ein Pferdestall.

Es gab drei christliche Kirchen. Die katholische und die reformierte, wie üblich in warmem Ocker gestrichen, waren im 18. Jahrhundert erbaut worden; die östlich-orthodoxe war ein Jahrhundert jünger, trug aber eine Menge silberne Kuppeln. Als ich Margitta vierzig Jahre nach dem Krieg kurz besuchte, standen die drei christlichen Kirchen noch und zeigten die Spuren sorgfältiger Pflege. Eine Grosse Synagoge, eine Chassidische Synagoge und eine Mikwe gab es nicht mehr. Als ich Leute auf der Strasse fragte, was mit ihnen passiert sei, schien es niemand zu wissen. Schliesslich entdeckte ich, dass die Grosse Synagoge 1977 abgerissen worden war. Niemand brauchte sie mehr.

Unter den 2.600 Juden von Margitta waren alle Richtungen vertreten. Es gab Sozialisten und Kommunisten, Zionisten und Antizionisten, extreme Orthodoxe und extreme Atheisten. Die Mehrheit gehörte jedoch zur Schicht der gemässigten Neologen, die sich zur traditionellen ungarischen Gesellschaft und ihrer Kultur bekannten, aber gleichzeitig an ihrer jüdischen Abstammung festhielten und mehr oder weniger streng die wichtigen jüdischen Feste feierten. Zu dieser Gruppe zählten die meisten jüdischen Akademiker und Geschäftsleute des Ortes, so auch meine Eltern und die Eltern meiner Freunde. Mit den Nichtjuden hatten wir wenig geselligen Kontakt. Wir glaubten uns assimiliert, aber zutiefst fühlten wir uns als Fremde und wurden auch als solche behandelt. Ich persönlich war der typische, sorgfältig behütete jüdische Junge, dessen gute Kinderstube ihm nicht immer zustattenkam, wenn die groben ungarischen Bauernkinder ihn verspotteten oder angriffen. Was allerdings nicht bedeutete, dass ich je die Gelegenheit zu einem chaotischen Strassen-Fussballspiel mit ihnen ausschlug.

Samstags blieben die meisten Läden geschlossen, und die Synagogen hatten Hochbetrieb. Gegen Mittag erschienen aus jeder Himmelsrichtung jüdische Hausfrauen. In tönernen Töpfen trugen sie den Tscholent – das traditionelle Gericht aus Bohnen und Räucherfleisch – nach Hause, der seit Freitag im vorgeheizten Ofen des jüdischen Bäckers köchelte und dadurch den Buchstaben, wenn auch nicht unbedingt den Geist des Gesetzes befolgte, das jegliche Arbeit am Sabbath verbot, selbst wenn es sich nur darum gehandelt hätte, auf einen Knopf zu drücken oder ein Streichholz anzuzünden. Am Nachmittag folgte das Ritual der Promenade. Die jungen Juden und Jüdinnen machten sich schön und strömten in der Hauptstrasse zusammen. Während sie in kleinen Gruppen, streng nach Geschlechtern getrennt, auf und ab flanierten, schienen sie ganz in ihren Gesprächen aufzugehen, aber in Wirklichkeit beobachteten sie einander gespannt aus den Augenwinkeln. Ich selbst fand dieses Spiel lang-

weilig und machte mich meistens auf die Suche nach meinen Freunden, um etwas Interessantes mit ihnen zu unternehmen.

Wie überall in Ungarn spielten auch in Margitta jüdische Geschäftsleute und Akademiker eine führende Rolle. Die Beamten- und Offizierslaufbahn war Juden versperrt, aber die meisten anderen Berufe standen ihnen damals noch offen. Drei von den sechs Anwälten, beide Apotheker und alle vier Ärzte waren Juden. Dr. Emil Goldberger gehörte zu den bekanntesten Gestalten des Ortes. Er amtierte als seine eigene Empfangsdame, Sekretärin, Laborantin und als Kutscher des Zweispänners, mit dem er seine Hausbesuche machte. Bei den ärmeren Patienten vergass er oft, sein Honorar einzufordern. Als meinen Verbündeten betrachtete ich ihn, seit er mir bei einer leichten Erkältung, die mich am Spielen nicht hinderte, verbot, in die Schule zu gehen. Weniger gern erinnere ich mich allerdings an den Geschmack des Lebertrans, den er mir von Zeit zu Zeit als Stärkungsmittel verordnete. An jüdischen Geschäftsleuten zählte der Ort einen Grossgrundbesitzer, zwei Winzer, vier Grossisten, zwei Bankiers, zwei Tabakwarenhändler, einen Lebensmittelhändler, einen Friseurladenbesitzer, einen Kurzwarenhändler und einen Wein- und Spirituosenhändler. Mehrere Rabbiner, Lehrer und Beschneidet standen im Dienst der religiösen Gemeinden. Schreiner, Schneider und Schuster trieben ihr Handwerk als selbstständig Erwerbende. Gelegenheitsarbeiter, Tagelöhner, «Schnorrer» und «Luftmenschen» lebten von der Hand in den Mund. Der reichste Mann war József Wollner, Besitzer einer kleinen Schuhfabrik. Ihm gehörten die meisten Gebäude in der kleinen Gasse zwischen der Petri- und der Körtvelyes-Strasse. Der offizielle Name der Gasse, wenn sie überhaupt einen hatte, ist mir entfallen, aber sie war allgemein als «Wollnersikátor» (Wollner-Gässchen) bekannt. Eine herausragende jüdische Einrichtung war der «Koscher», den József Klein mit seinen drei Söhnen, Ferenc, Miklós und László, führte. Der «Koscher» – Restaurant, Bar, Café und Hotel unter einem Dach – war der beliebteste Treffpunkt, wo vor dem Holocaust selbst die Nichtjuden die ausgezeichnete jüdische Küche und die gemütliche Atmosphäre genossen.

Kurz, Margitta war ein Shtetl wie viele andere in Ungarn vor dem Zweiten Weltkrieg. Wie die anderen verdankte es einen grossen Teil seines Wohlstands und seiner Kultur seinen Juden, und wie die anderen schickte es sie in den Tod, als sich die Gelegenheit bot.

Meine Familie

Ich war vier Jahre alt, als meine Mutter an Lungentuberkulose erkrankte. Es gab noch kein Streptomycin, und wir hatten weder das Geld noch die Beziehungen, um sie in ein Schweizer Sanatorium zu schicken, wo sie vielleicht gesund geworden wäre – oder auch nicht. Sie lag fünf Jahre fast ununterbrochen im Bett und starb, als ich neun war. Während dieser ganzen Zeit musste ich, wenn ich zu ihr wollte, an der Schwelle zu ihrem Krankenzimmer stehen

bleiben, um eine Ansteckung zu vermeiden. Ich kann mir vorstellen, wie qualvoll diese Lage für uns beide war, aber das Gefühl selbst kann ich nicht mehr heraufbeschwören. Ich muss früh gelernt haben, Schmerzvolles zu verdrängen. Viele Jahre später entdeckte man Narben an meinen Lungen. Ich hatte also selbst einmal TB gehabt und mich erholt, ohne dass jemand gemerkt hätte, dass ich an etwas mehr als einer schweren Erkältung oder Grippe litt. Wo und wann, weiss ich nicht, aber auf jeden Fall hat mich mein Glück oder meine Konstitution vor dem Tod an Tuberkulose bewahrt, und das Elend, meine Mutter jahrelang nicht berühren zu dürfen, war unnötig gewesen.

In der letzten Phase der Krankheit meiner Mutter wurde ich bei meinem Grossvater und meiner Tante in Klausenburg einquartiert, während meine Grossmutter und mein Vater in Margitta meine Mutter pflegten. Eines Morgens fühlte ich mich so rastlos wie noch nie. Ich konnte weder Aufgaben machen noch spielen und lief ziellos in der Wohnung hin und her. Am Nachmittag kam ein Telegramm. Meine Tante zeigte es meinem Grossvater und sagte, wir müssten dringend nach Margitta fahren, weil es meiner Mutter schlechter gehe. Der einzige Zug, den es an diesem Tag noch gab, hielt ein paar Stationen vor Margitta. Im Ort war alles geschlossen. Auf der Strasse war kein Mensch. In den Häusern brannte kein Licht mehr. Auf der Suche nach einer Unterkunft empfing uns nur Hundegebell. Schliesslich gingen wir in den kalten, staubigen Warteraum zurück, den eine nackte elektrische Birne eher zu verdunkeln als zu erleuchten schien. Ich streckte mich auf einer der Bänke aus, war aber zu aufgedreht, um schlafen zu können. Schliesslich gestand mir meine Tante, was das Telegramm wirklich meldete: meine Mutter war bereits am Vormittag gestorben. Die nächsten paar Stunden dämmerte und weinte ich abwechselnd vor mich hin. Im Morgengrauen erschien ein geschäftstüchtiger Fuhrmann, der Passagiere zu finden hoffte, bevor der erste Zug nach Margitta abfuhr. In grobe Wolledecken gehüllt legten wir die letzte Strecke in einem Pferdeschlitten zurück. Es war im Januar 1942.

Als wir im Lauf des Vormittags in Margitta eintrafen, erwartete uns mein Vater in der kalten Wohnung, unrasiert, mit roten Augen und einem tiefen Riss im Revers seiner Jacke, wie es bei jüdischen Trauernden Sitte ist. «Jetzt sind wir allein», sagte er. Als er mich küsste, war sein Gesicht feucht von Tränen und seine Bartstoppeln kratzten. Er weinte wieder, als er die letzten Worte meiner Mutter wiederholte: «Mir geht es schon gut, aber auf euch wartet noch viel Schlimmes.» Ein paar Minuten später habe sie ausgerufen «Ich sehe nicht mehr» und sei tot gewesen. Die Tuberkulose hatte ihr das «Schlimme» erspart, aber ohne Tuberkulose hätte sie es vielleicht überlebt wie ihr Mann und ihr Sohn. Ob übernatürliche Ahnung oder nüchterne Schlussfolgerung, nur zu bald erwies sich ihre Prophezeiung als wahr.

Nach jüdischem Brauch wurde meine Mutter beerdigt, sobald wir angekommen waren, und ich sprach den Kaddisch zum ersten Mal an ihrem Grab. Dann holte ich meinen Schlitten

und verbrachte den Rest des Tages, indem ich verbissen den schneebedeckten Hang neben dem Friedhof hochkletterte und herunterrutschte, bis es dunkel wurde und mein Vater mich besorgt in die immer noch kalte Wohnung zurückholte.

Man hat mir erzählt, dass ich nach dem Tod meiner Mutter viele Jahre kein Wort von ihr gesprochen habe. Tatsächlich hätte ich nichts über sie sagen können, weil ich sie nie so recht gekannt hatte. Das Verbot, ihr nahe zu kommen, hatte gründliche Arbeit geleistet. Immerhin weiss ich, dass sie zwei Opernarien liebte: «Es blitzen die Sterne» aus *Tosca* und «Solveigs Lied» aus *Peer Gynt*. Vielleicht war sie im Grunde melancholisch, aber mein Vater pries oft ihre Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Davon mögen zwei Beispiele zeugen.

Als sie einmal einen besonders heftigen Hustenanfall erlitt, sagte einer der beiden Ärzte an ihrem Bett zum anderen: «Das könnte der Exitus sein.» Als sie wieder atmen konnte, bemerkte sie: «Nun, Herr Doktor, es war wohl doch nicht der Exitus.» Soviel ich weiss, hat der Arzt nie wieder eine solche Prognose in Hörweite des Patienten ausgesprochen, ob auf Ungarisch oder Latein. Wie für Tuberkulosekranke empfohlen, liess meine Mutter ihr Fenster bei jeder Witterung weit offen. Ausserdem stand immer eine Flasche Sodawasser neben ihrem Bett, weil die Krankheit sie durstig machte. Eines Nachts erwachte sie, als ein fremder Mann im Begriff war, durch das Fenster in ihr Zimmer zu steigen. Nach bestem Slapstick-Vorbild ergriff sie die Sodaflasche und spritzte dem Besucher einen Strahl Sodawasser ins Gesicht. Er liess ein paar Wörter hören, die bestimmt nicht lateinisch waren, und verschwand noch schneller durch das Fenster, als er gekommen war. Aber dem TB-Bazillus konnte auf Dauer weder Schlagfertigkeit noch Geistesgegenwart etwas anhaben.

Während der Krankheit meiner Mutter besorgten Bauernmädchen aus dem Dorf unseren Haushalt, aber meine «kleine Tante» Sari, die jüngere Schwester meiner Mutter, hielt sich auch oft bei uns auf, um auszuhelfen. Für mich war sie bald eine ältere Schwester, bald eine zweite Mutter. Von ihr lernte ich schwimmen, wo ein Wehr den Fluss zu einem kleinen See staute. Mit ihr ging ich am liebsten ins Flohokino und begeisterte mich an Tarzan, Laurel und Hardy, *Elizabeth and Essex* (ins Ungarische übersetzt als «Liebe und Blutgerüst»), dem Kampf heroischer Falangisten und hinterhältiger Republikaner im spanischen Bürgerkrieg und natürlich an Popeye, dem ich meine lebenslange Schwäche für Spinat verdanke. Während der Vorstellungen knabberten wir Sonnenblumenkerne, die ich zu meinem grossen Stolz im Mund öffnen und die Schale ausspucken konnte, ohne die Hände zu benützen. Allerdings wusste ich nicht, dass meine junge Tante der kommunistischen Jugendbewegung angehörte und mehrmals sowohl von der rumänischen wie von der ungarischen Polizei verhaftet und gefoltert worden war, aber nichts verraten hatte. Ich konnte auch nicht ahnen, dass sie später aus Anhänglichkeit an ihre Eltern in Auschwitz sterben sollte.

Mein Vater war siebenunddreissig, als ich geboren wurde. Er hatte vier Jahre die Mittelschule besucht und sich mit neunzehn Jahren, kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, freiwillig zum Dienst in der österreich-ungarischen Armee gemeldet. Seine Freunde hatten ihn überzeugt, dass er die beste Aussicht habe, nach kurzer Zeit mit einer harmlosen Fleischwunde und dem Arm in der Schlinge nach Wien oder Budapest zurückgeschickt zu werden, wo alle Mädchen dem schneidigen Soldat nachlaufen würden. Es kam anders. Statt der harmlosen Fleischwunde bekam er eine – vom Völkerrecht verbotene – russische Dumdum-Kugel ins Knie und lag mehrere Tage in einem Sumpf, bevor er entdeckt und in ein Militärspital in Wien eingeliefert wurde. Statt im Triumph mit dem Arm in der Schlinge und den Mädchen im Schlepptau die Ringstrasse auf und ab zu schreiten, hinkte er den Rest seiner Tage mit einem steifen Bein und Spazierstock durch die Gegend. Die Dumdum-Kugel erwies sich allerdings dreissig Jahre später als ein Segen.

Als mein Vater sich vom Kriegsheldentum erholt hatte, wurde er Kaufmann. Er kaufte und verkaufte, importierte und exportierte. Was er kaufte, verkaufte, importierte und exportierte, wusste ich nicht oder habe ich längst vergessen, aber ich weiss noch, dass er viel reiste – manchmal mit einem rumänischen Adligen, der, gründlich bestochen, Türen öffnen konnte, die normalerweise den jüdischen Händlern verschlossen waren. Bestechung und Korruption gehörten untrennbar zur osteuropäischen Wirtschaft, und mein Vater handhabte sie meisterhaft. Allerdings konnte er auch ehrlich sein, wenn es darauf ankam. Einmal reiste er mit einem Koffer voll Seide von Ungarn nach Rumänien. Oder von Rumänien nach Ungarn. Er hoffte, grossen Profit zu machen, vor allem wenn er keinen Zoll zahlen musste. Er hievte den Koffer ins Gepäcknetz und wartete, mit seinem Pass in der Hand und einem unschuldigen Ausdruck im Gesicht, auf den Zollbeamten. Der Zollbeamte kam und wollte wissen, was im Koffer war. Mein Vater zog ein noch unschuldigeres Gesicht und sagte: «Der Koffer ist voll Seide.» Der Zöllner lachte, salutierte und ging ins nächste Abteil weiter. Diesmal hatten die Schlaueit und Geistesgegenwart meines Vaters ihm eine saftige Zollrechnung erspart. Ein paar Jahre später retteten sie uns bei einer Begegnung mit einem anderen Beamten in einem anderen Zug wahrscheinlich das Leben. Um sich in Ungarn im 20. Jahrhundert über Wasser zu halten, musste ein Jude solche Eigenschaften in überdurchschnittlichem Masse besitzen, aber der Stress zermürbte mit der Zeit auch die stärksten Gemüter. Mein Vater war körperlich und seelisch schwer angeschlagen, lange bevor er 1981 mit fünfundachtzig Jahren starb.

Mein Grossvater väterlicherseits war jung gestorben. Er hatte sechs Kinder: meinen Vater, seinen jüngeren Bruder Lázár und vier Schwestern. Drei Schwestern – meine Tanten Bella, Szidi und Janka – waren verheiratet und hatten Kinder; bei der vierten – Szeréna – war, wie es hiess, eine Schraube locker. Der jüngere Bruder meines Vaters war, wie sein Vater, jung gestorben. Er hatte drei Töchter und einen Sohn, die mein Vater Jahre lang, wie

auch seine eigene Mutter, unterstützte. Eine der Töchter – Borbála oder Boris – hatte das Glück, rechtzeitig nach Rumänien umzuziehen, wo die Judenverfolgung nicht ein solches Ausmass wie in Ungarn erreichte. Die beiden anderen Töchter – Helen und Goldi – überlebten Auschwitz und Bergen-Belsen und der Sohn – Sanyi – die Zwangsarbeit. Meine Grosseltern mütterlicherseits, Sandor und Ida Rosenberg, hatten vier Kinder: ausser meiner Mutter und meiner Tante Sari zwei Söhne – Mityu und Lajcsi –, die vor dem Krieg nach Frankreich ausgewandert waren, Streit bekamen und selten von sich hören liessen. Die meisten meiner Verwandten starben in Auschwitz. Es hat keinen Zweck zu berechnen, wie viele genau.

Niemand in meiner Familie war nach der Mittleren Reife in der Schule geblieben, aber die meisten sprachen ungarisch, rumänisch und jiddisch, konnten gut rechnen, arbeiteten fleissig und hatten ein mehr oder weniger hinreichendes Einkommen. Die Männer waren Handwerker oder Händler; die Frauen besorgten den Haushalt, hüteten die Kinder und halfen manchmal ihren Männern im Geschäft. Sie kochten im Allgemeinen koscher, vermieden jede Arbeit am Samstag, besuchten an den hohen Feiertagen die Synagoge, aber soviel ich weiss, erfüllten sie die Rituale nicht aus tiefer religiöser Überzeugung, sondern eher als beruhigende, vertraute Gewohnheiten. Meine Eltern waren weniger fromm, aber sich völlig unseres Judentums bewusst. Und falls wir es je vergessen sollten, gab es genug andere, die uns daran erinnern konnten.

In jüdischer Lehre erhielt ich die gleiche Ausbildung wie die meisten Kinder assimilierter Eltern. Während die Orthodoxen gründlich die Tora, den Talmud und die gelehrten Kommentare studieren mussten, lernte ich nur den hebräischen Wortlaut der Gebete und Bibelstellen hersagen, hatte aber keine Ahnung, was sie bedeuteten. Mein Lehrer war ein junger Mann, der Rabbiner werden wollte und in der Jeschiwa studierte. Wenn ich gut vorlas, fielen Bonbons auf den Tisch. Ich weiss nicht, ob ich wirklich glaubte, dass es sich um Manna aus dem Himmel handelte, oder merkte, dass sie aus der gleichen Quelle stammten wie die Schnipsel, die der zukünftige Rabbiner mit seinem Taschenmesser von seinen Fingernägeln schnitt, während ich mit den hebräischen Buchstaben rang. Immerhin konnte ich, als meine Mutter starb, ein Jahr lang ohne Schwierigkeiten dreimal am Tag den Kaddisch in der Synagoge aufsagen. Ich verstand den Text noch immer nicht, zumal es sich um Aramäisch und nicht Hebräisch handelte, aber irgendwie war es trotzdem gut.

Ich hatte zwei berühmte Verwandte, auf deren Ruhm wir gerne verzichtet hätten. 1924 ermordeten in Chicago zwei reiche, hochintelligente und heillos verwöhnte Studenten einen vierzehnjährigen Jungen, bloss weil sie sich langweilten und das perfekte Verbrechen begehen wollten. Ganz perfekt war es nicht, denn sie wurden erwischt, aber sie erlebten die Genugtuung, als die Hauptakteure in einem der berühmtesten Kriminalprozesse ihrer Zeit aufzutreten. Das Opfer hiess Bobby Franks, die Mörder Nathan Leopold und Richard Loeb, neunzehn bzw. achtzehn Jahre alt. Die Mörder wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verur-

teilt. Dass sie nicht die Todesstrafe erhielten, hatten sie dem Umstand zu verdanken, dass es sich um den ersten Mordprozess handelte, in dem ein tiefenpsychologisches Gutachten zugelassen wurde und eine entscheidende Rolle spielte. Leopold wurde 1958 freigelassen. Loeb war bereits 1936 im Gefängnis umgebracht worden. Der Fall wurde in mehreren Romanen, Theaterstücken und Filmen bearbeitet; der bekannteste Film war *Rope* von Alfred Hitchcock. Was meine Familie betrifft, war am Anfang des 20. Jahrhunderts ein entfernter Onkel meines Vaters nach Amerika ausgewandert. Er liess nie mehr von sich hören, aber es hiess, dass er ein reicher Geschäftsmann in Chicago geworden sei. Leopold und Loeb stammten aus reichen jüdischen Familien. Es ist daher sehr gut möglich, dass Richard Loeb entfernt mit mir verwandt war.

Viel später erlangte ein näherer Verwandter einen traurigeren Ruhm. Er hiess Emil Grünzweig und war der Sohn meiner Cousine Goldi, die Auschwitz überlebt hatte; sein Vater, Smile Grünzweig, war seinerseits lebend aus dem Zwangsarbeiterdienst zurückgekehrt. Goldi und Smile hatten nach dem Krieg in Rumänien geheiratet und waren nach Aufhalten in Frankreich und Brasilien in Israel gelandet. Sie hatten zwei Söhne, Emil und Lulu. Lulu ist Computerfachmann. Emil war Lehrer und hatte als Fallschirmjäger in den israelischen Streitkräften gedient, bevor er aktives Mitglied der «Frieden-Jetzt»-Bewegung wurde. Am 10. Februar 1983 organisierte die Bewegung einen Protestumzug gegen den Krieg im Libanon und die Massaker an palästinensischen Flüchtlingen in den Lagern Sabra und Schatila. Als ein Rechtsextremist eine Handgranate in die marschierende Menge warf, wurden sechs Menschen verletzt und einer getötet. Der Tote war Emil Grünzweig, fünfunddreissig Jahre alt. Er starb, weil er den Frieden wollte. Der jährlich verliehene Emil-Grünzweig-Preis der Israelischen Gesellschaft für Bürgerrechte ehrt sein Gedächtnis.

Aber nach diesem Rückblick auf meine Verwandtschaft ist es höchste Zeit, dass ich zu meiner eigenen Geschichte zurückkehre. Die Geschichte jedes ungarisch-jüdischen Kindes um die Mitte des 20. Jahrhunderts ist zugleich eine Geschichte des Antisemitismus. Das nächste Kapitel berichtet daher, wie ich als Kind den Antisemitismus in Ungarn erlebte.

Begegnungen mit dem Antisemitismus

Im Vergleich mit den Leiden der meisten Juden in Europa unter den Nazis waren die meinen kaum der Rede wert. Im Gegensatz zu Millionen war der Holocaust für mich – manchmal wörtlich – ein Kinderspiel. Ich weiss nicht, warum ausgerechnet mir ein so leichtes Schicksal vergönnt war. Vielleicht hatte ich einfach Glück. Oder vielleicht war es doch nicht so leicht und ich habe mehr Furcht und Elend verdrängt, als ich glaube.

Jedenfalls hatte ich selbst im Ghetto, im Viehwaggon und im Konzentrationslager die Illusion, dass mein Vater mich beschützen konnte. Nachher sprach er mit mir nie über diese Erlebnisse. Bevor ich meine Forschungen für dieses Buch begann, waren meine eigenen Erinnerungen lückenhaft und sind es in mancher Hinsicht heute noch. So kann ich über meine frühen Begegnungen mit Judenhassern nur in einigen Anekdoten berichten. Ich glaube aber, dass diese Anekdoten aus der Sicht eines Kindes zum Verständnis des Antisemitismus beitragen werden, der in Ost- und Mitteleuropa immer grassierte – und noch grassiert – und der in der letzten Phase des Holocaust in Ungarn seine monströse Vollendung erreichte.

Als ich den Antisemitismus zum ersten Mal bewusst erlebte, war ich etwa sechs Jahre alt. Ein ungarischer Flegel, etwa achtzehn Jahre alt, marschierte an unserem Haus vorbei und grölte. Die Melodie kannte ich schon. Sie war die der *Hatikwa*, damals das Lied der zionistischen Bewegung, heute die Nationalhymne des Staates Israel. Aber der Text verwirrte mich. Ich hatte nicht alles mitgekriegt, aber der Refrain ist mir noch gegenwärtig. Aus dem Ungarischen übersetzt hiess er: «Saujuden, Stinkjuden, nach Palästina mit euch.» Mir ging durch den Kopf, dass der Sänger verrückt geworden war und gleich jemand kommen und ihn verhaften würde. Niemand kam.

Nach der Machtübernahme in Siebenbürgen trafen die ungarischen Truppen am 6. September 1940 in Margitta ein. Sie wurden auf dem Hauptplatz von Veteranen des Ersten Weltkriegs begrüsst. Unter den Veteranen befanden sich ungefähr hundert Juden, die stolz ihre Medaillen zur Schau stellten und die ungarischen Soldaten mit offenen Armen empfingen. Oder empfangen wollten, denn der Anführer der Ungarn, ein gewisser Oberst Szonyi, befahl den Juden, sofort zu verschwinden, und setzte erst nach ihrem Abzug die Feierlichkeiten fort. Meine Eltern hörten, wie einer unserer Nachbarn, der uns bisher immer mit ausgesuchter Höflichkeit begrüsst hatte, zu den Soldaten sagte: «Gott sei Dank, dass ihr da seid. Wir wussten nicht mehr, was wir mit diesen Juden machen sollen.» Die neu eingetroffenen ungarischen Machthaber wussten es offensichtlich. Schon am nächsten Tag begannen sie, Hunderte von angeblichen Kommunisten oder rumänischen Agenten zu verhaften und wegen verschiedener Verbrechen anzuklagen. Tatsächlich waren die meisten Verhafteten weder Kommunisten noch rumänische Agenten, sondern einfach Juden, und die meisten Anklagen falsch. Diese Schikanen sollten so lange weiterdauern, bis es keine Juden mehr in Margitta gab.

Als ich im September 1939 mit sechs Jahren in die «Elementarschule» kam, waren noch die Rumänen an der Macht. Bevor mein erstes Schuljahr zu Ende ging, war Margitta ungarisch geworden. Anfänglich wurden Juden und Nichtjuden zusammen unterrichtet. Wie die Mehrheit der Juden, glaubten meine Eltern fest an den Wert der Erziehung, und ich konnte schon vor Schuleintritt gut lesen und schreiben. Deshalb bekam ich immer die besten Noten, und vielleicht auch, weil wir eine freundliche Lehrerin hatten, die alle Schüler gleich gerecht behandelte.

Irgendwann im Laufe der vier Jahre, die ich in dieser Schule verbrachte, wurden die jüdischen Kinder ausgesondert und in einer eigenen Klasse mit einem neuen Lehrer zusammengefasst. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, hiess dieser Lehrer Barcsay. Er hatte stechende schwarze Augen, buschige schwarze Augenbrauen und einen üppigen schwarzen Schnurrbart, wie man sie sonst bei Wachtmeistern sah. An den Beinen trug er kniehohe schwarze Stiefel und an der Brust eine Kokarde in den rot-weiss-grünen ungarischen Nationalfarben. Er liess keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne uns mitzuteilen, was er von uns jüdischen Schlappschwänzen und von unserer schmutzigen Rasse überhaupt hielt. Er hatte auch die Gewohnheit, mit seinem Stock auf die Landkarte an der Wand zu weisen, auf der nun ganz Siebenbürgen wie eine Geschwulst über die Umrisslinie von Trianon-Ungarn hinausragte und auf drei Seiten von Rumänien eingerahmt war. «Schaut Rumänien an,» pflegte er zu sagen, «wie ein offener Rachen, der Ungarn verschlucken will.» Die Noten, die ich von diesem Lehrer bekam, gehörten zu den schlechtesten, die man bekommen konnte. Vielleicht hatte ich so grosse Angst vor ihm, dass meine Leistungen plötzlich abgestürzt waren. Aber ich habe eher den Verdacht, dass ich das Opfer einer wohl überlegten Strategie – seitens des Lehrers oder der Behörden – geworden war. Möglich ist auch, dass er daran litt, eine Klasse stinkender Juden unterrichten zu müssen. Wenn das der Fall war, musste er nicht lange leiden. Bald gab es keine stinkenden Juden mehr zu unterrichten.

Der Antisemitismus ging oft Hand in Hand mit dem Nationalismus, der sich gern in Textil manifestierte. In kurzen Zeitabständen musste jeder Haushalt die rot-weiss-grüne Fahne hinaushängen, wahrscheinlich um irgendeinen Krieg zu feiern, den Ungarn einmal begonnen und verloren hatte. Eines Tages hing die Fahne an unserem Haus genau in der Höhe, die einen kleinen Jungen unwiderstehlich in Versuchung führt, hochzuspringen und an den Fransen zu zupfen. Ob mir das Kunststück wirklich gelang, weiss ich nicht mehr, aber jemand muss mich beobachtet und angezeigt haben. Denn plötzlich platzten zwei bewaffnete Gendarmen ins Krankenzimmer meiner Mutter herein und brüllten: «Wo ist der Jude Löb?» Meine Mutter wusste nicht, wo mein Vater war, aber die Gendarmen liessen nicht ab, bis sie ihn irgendwo im Ort aufreiben und verhaften konnten. Im Strafprozess, der darauffolgte, wurde mein Vater zu einer kräftigen Busse verurteilt, weil sein Sohn, ein Jude, «die ungarische Nation beleidigt» hatte.

Bei einer anderen Gelegenheit diente meine Mutter als Missetäterin. Sie war zeitlebens äusserst ordentlich und stellte sowohl an sich wie an andere die höchsten Anforderungen in Sachen Sauberkeit und Hygiene. Nicht zuletzt um mich zu beschützen, liess sie alles desinfizieren, was mich hätte anstecken können, und wenn sie hustete, sorgte sie dafür, dass die benutzten Papiertaschentücher unverzüglich verbrannt wurden. Trotzdem hatte jemand – vielleicht der schon erwähnte Wächter der ungarischen Fahne und Nation – Anzeige erstattet, dass die mit einer «teuflischen Intelligenz» begabte «Jüdin Löb» absichtlich Bazillen in der ganzen Nachbarschaft austreue. Wieder musste mein Vater als Familienoberhaupt vor Ge-

richt und wieder wurde er zu einer hohen Busse verurteilt, diesmal weil seine Frau «das ungarische Volk vergiften» wollte.

Im Haus in der «Schlammigen Gasse», wo wir das Erdgeschoss gemietet hatten, zog bald nach dem Regimewechsel ein ungarischer Beamter mit seiner Familie in der oberen Etage ein. Meine Mutter fühlte sich jeweils am frühen Nachmittag besonders schwach und versuchte zu ruhen. Es ist schwer zu glauben, aber statt seine Kinder um diese Zeit zur Ruhe zu ermahnen, ermutigte der Beamte sie, so viel Lärm über dem Bett meiner Mutter zu machen, wie sie nur konnten – und sie brauchten nicht viel Ermutigung. Bei der Deportation mussten wir unsere Möbel und viel persönliches Eigentum in der Wohnung zurücklassen. Nach dem Krieg reiste eine meiner Kusinen, die Auschwitz überlebt hatte, nach Margitta, um sie für uns abzuholen. Der Beamte und seine Familie wohnten immer noch in der oberen Etage, aber diesmal von unseren Besitztümern umgeben. Anfänglich behaupteten sie, dass alles ihnen gehöre. Als meine Kusine ihnen mit der Polizei drohte, gaben sie zu, dass die Gegenstände uns gehörten, aber sie erklärten scheinheilig, dass sie es als ihre «mitmenschliche Pflicht» betrachtet hätten, sie bis auf Weiteres «sicher für die rechtmässigen Besitzer aufzubewahren.»

Wie bereits erwähnt, wurde ich 1943, als ich zehn Jahre alt war, bei meinen Grosseltern in Klausenburg untergebracht, weil mein Vater wegen seiner Geschäfte – genauer gesagt wegen der Überbleibsel der Geschäfte, die ihm eine judenfeindliche Regierung noch erlaubte – mich zunehmend allein in Margitta zurücklassen musste. Wir glaubten, dass mein Aufenthalt mindestens ein paar Jahre dauern würde, aber es kam bald anders. Klausenburg war eine Grossstadt mit eleganten Läden und Restaurants, zahlreichen Theatern und Kinos, vielen Kirchen und mehreren Synagogen, einer Kathedrale, einer Universität, einer Anzahl Mittelschulen und einer imposanten Statue von König Matthias Corvinus hoch zu Pferd. Im Gegensatz zu Margitta waren die Strassen frei von Staub, Schlamm und Kuhherden. Ich streifte stundenlang durch die verschiedenen Quartiere und kam mir vor als ein furchtloser Entdeckungsreisender, bis meine Expeditionen plötzlich abbrachen, als eine Bande junger Rowdies merkte, dass ich jüdisch aussah, und eine Salve von Flüchen auf mich losliess, denen bald Steine gefolgt wären, wenn ich mich nicht so schnell wie möglich in eine weniger raue Nachbarschaft gerettet hätte.

In Klausenburg wurde ich Schüler am jüdischen Gymnasium. Seltsamerweise waren es die Ungarn, die 1940 das Gymnasium wieder eröffneten, dreizehn Jahre nachdem es von den Rumänen geschlossen worden war. Sie hätten sich die Mühe ersparen können. Im Sommer 1944 gab es in Klausenburg kein jüdisches Gymnasium, keine jüdischen Lehrer und keine jüdischen Schüler mehr. Sie waren nach Auschwitz deportiert und vergast worden. Wie in Margitta wurde auch in Klausenburg eine blühende jüdische Gemeinschaft in wenigen Wochen vernichtet. Als die Deutschen am 19. März 1944 einmarschierten, hatte die Stadt 115.000 Einwohner, einschliesslich 16.700 Juden. Nach dem Holocaust waren nur noch

knapp 1.000 Juden am Leben. Gewissermassen verlor ich, neben so viel anderem, auch zwei Heimatstädte.

Wie man sieht, waren meine Begegnungen mit dem Antisemitismus in Siebenbürgen vor der deutschen Besetzung Ungarns weder besonders dramatisch noch besonders quälend, aber sie konfrontierten mich immer wieder mit einer feindlichen Welt, die ich so schnell wie möglich vergessen wollte. Allerdings liess man sie uns nie lange vergessen. Es ist erstaunlich, wie giftig ein einfaches Wort wie «zsido» (Jude) im Mund unserer ungarischen Landsleute klingen konnte, und noch immer muss ich, wenn ich es höre, gleich auch das Adjektiv «büdös» (stinkend) mitdenken, das es gewöhnlich begleitete. «Stinkjude» war der Ruf, der uns erwartete, wann immer wir aus unseren Wohnungen in die Strassen hinaustraten. «Stinkjude» war die Bezeichnung, die uns in den Augen der Nichtjuden in widerliche Untermenschen verwandelte. «Stinkjude» war das Wort, das unsere Nächsten beruhigte, wenn sie eventuell Gewissensbisse hatten, weil sie uns gedemütigt, ausgeraubt und schliesslich den Mördern ausgeliefert hatten.

Was ich vor jenem 19. März 1944 in Siebenbürgen an Antisemitismus erlebte, hatte mich keineswegs auf den Holocaust vorbereitet. Nichts hätte das gekonnt und niemand hätte sich vorstellen können, was auf uns zukam. Aber ich blieb nicht nur am Leben, sondern musste unvergleichlich weniger leiden als die überwältigende Mehrheit der europäischen Juden. Der Mann, dem ich das verdanke, hiess Rezsó Kasztner. Um begreiflich zu machen, welches Schicksal er mir – und vielen Anderen – ersparte und was für unmögliche Hindernisse er dabei überwinden musste, will ich kurz die ungarische Variante des Holocaust beschreiben.

Der Holocaust in Ungarn

Das Goldene Zeitalter

Die Mörder kamen spät und hatten es eilig. Im fünften Jahr des Zweiten Weltkriegs gab es in den Ländern unter deutscher Herrschaft keine Juden mehr. Die ungarischen Juden lebten noch dank dem Bündnis mit Deutschland, das Ungarn eine gewisse Handlungsfreiheit gewährte. Aber jetzt, in den letzten Monaten des untergehenden Dritten Reichs, stand uns die schnellste und brutalste Operation des Holocaust bevor. Und das nur ein paar Jahrzehnte nach der glücklichsten Periode unserer ganzen Geschichte.

Die fünfzig Jahre zwischen 1867 und 1918 waren das «Goldene Zeitalter» des ungarischen Judentums, wie Randolph Braham, der gründlichste Kenner des Holocaust in Ungarn, sie nannte.¹ 1867 brachte die Gründung der österreich-ungarischen Doppelmonarchie den Juden erstmals die Gleichberechtigung mit allen anderen Bevölkerungsgruppen. 1918 endete der Erste Weltkrieg mit dem Zerfall der Doppelmonarchie und gleichzeitig begann der Albtraum der ungarischen Juden.

Während der Doppelmonarchie war Ungarn noch ein fast feudales Land. Es hatte eine konservative Regierung und einen König, der zugleich Kaiser von Österreich war. Die Oberschicht bestand aus adligen Grundbesitzern, die Unterschicht aus armen Bauern. Wenn die Oberen ihr Geld verspielt oder verspekuliert hatten, wurden sie Offiziere oder Beamte. Die Unteren kratzten zusammen, was sie konnten, und betrachteten die Oberen mit Hass und Neid. Zwischen den beiden Schichten gähnte eine Kluft, die gefüllt werden musste, wenn Ungarn in der modernen Welt überleben wollte. Die Füllung bestand aus Berufen in der Industrie, dem Finanz-, Erziehungs- und Rechtswesen, den Wissenschaften, Medien und Künsten, die für ein europäisches Land in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unerlässlich waren, aber in Ungarn am wenigsten geschätzt wurden. Die Oberen verachteten sie, die Unteren misstrauten ihnen. Folglich warteten sie auf eine Schicht, die weder ganz zu den Oberen noch ganz zu den Unteren gehören sollte und sie ergreifen wollte und konnte.

Die Juden – die weder zu den Oberen noch zu den Unteren gehörten – wollten und konnten. So entstand eine wohlhabende jüdische Mittelschicht, die einen unverhältnismässig grossen Anteil an leitenden Stellen in den gehobenen Berufen für sich beanspruchte. Sie leistete einen entscheidenden Beitrag zur wirtschaftlichen Modernisierung des Landes, aber auch zu seinem sozialen und kulturellen Aufschwung. Diese bürgerlichen Juden betrachteten sich selbst als treue und voll integrierte Ungarn. Manche waren leidenschaftliche Patrio-

ten, was sie bald durch ihre begeisterte Teilnahme am Ersten Weltkrieg beweisen sollten. Zur Belohnung genossen sie Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit von Verfolgung und in vereinzelt Fällen sogar die Chance, in den Adelsstand erhoben zu werden. Wenigstens eine Weile.

Allerdings galt das nur für die gebildeten, assimilierten Neologen, die in den grösseren Städten lebten, liberalen religiösen Gepflogenheiten anhängen und ungarischen Sitten nach-eiferten. Sie bildeten die Mehrheit der ungarischen Juden, waren aber nicht die Einzigen. Es gab auch, hauptsächlich in den Dörfern, die orthodoxen, ungebildeten, jiddisch sprechenden «Ostjuden», die als Kleinhändler, Handwerker, Hausierer, Religionslehrer, «Luftmenschen» oder «Schnorrer» ihr Leben fristeten und isoliert von ihrer ungarischen Umwelt strenge religiöse Vorschriften, manchmal bis zum Fanatismus, befolgten. Die Spannungen zwischen diesen beiden Gemeinschaften machten uns das Leben nicht leichter, als die Katastrophe kam und wir mehr denn je Einigkeit gebraucht hätten.

Ich kann sagen, dass wir – oder wenigstens meine Grosseltern und Urgrosseltern – es nie so gut hatten wie während der Doppelmonarchie. Aber selbst in jenen glücklichen Zeiten war der Antisemitismus in Ungarn weit verbreitet. Die Oberschicht akzeptierte Juden nie als ihresgleichen, während die Unterschicht sie für Helfershelfer der Herrschenden hielt. Es gab antisemitische Kreise, die ihren Hass auf die Ostjuden konzentrierten, und andere, die alle Juden wahllos zur Zielscheibe ihrer giftigen religiösen, rassistischen, politischen oder persönlichen Vorurteile machten. An allen Missständen, ob öffentlich oder privat, trugen «die Juden» die Schuld, und jede schwelende Bitterkeit konnte sich leicht durch Aggression gegen sie Luft machen.

Der Verfall

Wie alle anderen Kriege verlor Ungarn den Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Österreich und Deutschland. Laut dem Vertrag von Trianon musste es 1920 zwei Drittel seines Territoriums an Nachbarländer abgeben, und ein Drittel seiner Einwohner wurde auf einen Schlag zur Minderheit in einem fremden Land, ohne dass sie ihre Heimat verlassen hätten. Ein Jahr früher hatte der Kommunist Béla Kun ein sowjetartiges Regime errichtet, das aber bald von einer durch Nationalismus, Faschismus und Antisemitismus geprägten gegenrevolutionären Bewegung gestürzt wurde. Der Anführer der Gegenrevolutionäre, Admiral Miklós Horthy, wurde 1920 zum Regenten erklärt und amtierte bis 1944 als Staatsoberhaupt. Wie ein zeitgenössischer Witz die Lage treffend charakterisierte, blieb Ungarn während eines Vierteljahrhunderts eine Monarchie ohne König, geführt von einem Flottenkommandanten ohne Flotte.

In den 1920er und 30er Jahren dominierten die ungarische Politik unter einer Reihe von rechtskonservativen Regierungen zwei Problemkreise, die zwar relativ wenig miteinander

zu tun hatten, die aber von skrupellosen Demagogen und den verwirrten Massen dauernd vermischt wurden: der «Revisionismus» und die «Judenfrage». Im «Revisionismus» vereinigten sich mangels einer wirksamen linken Opposition alle dynamischen Kräfte rechts der Mitte und verlangten lautstark die Rückerstattung der verlorenen Territorien. Mit dem Slogan der «Judenfrage» vermied man eine ehrliche Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen und sozialen Problemen und projizierte diese auf den ewigen Sündenbock, die Juden. Das Bündnis zwischen Chauvinismus und Antisemitismus sollte sich bald als katastrophal für die Juden und als nicht viel lohnender für die Ungarn erweisen.

Zwischen 1938 und 1941 bekam Ungarn auf Hitlers Befehl einen grossen Teil der 1920 verlorenen Gebiete zurück. Aber Hitler verlangte für diese Geschenke immer mehr wirtschaftliche und politische Gegenleistungen. Ungarn gab jedes Mal nach und besiegelte schliesslich sein eigenes Schicksal, indem es auf der Seite der Achsenmächte in den Krieg eintrat. Selbstverständlich erwartete Hitler auch, dass Ungarn an seinem Lieblingsprojekt, der Vernichtung der Juden, teilnahm. Grosse Überredungskünste brauchte er nicht dazu. Meistens waren sowohl die ungarische Führung als auch der ungarische Mob nur zu bereit, den Nazis bei der Verfolgung der Juden zu helfen oder sie sogar zu überbieten.

Zwei Jahrzehnte nach Ende des Ersten Weltkriegs hatte die antisemitische Hysterie, durch rastlose Agitation aufgepeitscht, bereits sehr hohe Ausmasse erreicht. In schneller Folge wurden nach Muster der 1935 in Nürnberg verkündeten deutschen Rassengesetze drei einschneidende Judengesetze erlassen. Ihr Ziel war die Entrechtung, Enteignung und Ausgrenzung der Juden. Sie waren an und für sich schon schlimm genug, aber sie legten auch noch den Grundstein für das Schlimmste, das bald folgen sollte.

Das erste Judengesetz wurde 1938 verabschiedet. Mit Unterstützung der christlichen Kirchen setzte es den zulässigen Anteil von Juden in Handel, Industrie, Verwaltung, Justiz, Gesundheitswesen, Presse und Kulturleben auf ein Maximum von 20 Prozent herab. Die jüdischen Führer stimmten dem Gesetz mehr oder weniger bereitwillig zu, weil sie hofften, dass es den antisemitischen Kräften den Wind aus den Segeln nehmen würde.

Das zweite Judengesetz wurde 1939 erlassen. Während die christlichen Kirchen die feindseligen Massnahmen wieder begrüssteten, erhoben die jüdischen Organisationen diesmal Protest, aber umsonst. Das Gesetz beschränkte rücksichtslos die politischen Rechte der Juden. Alle jüdischen Staatsangestellten wurden entlassen. Jüdische Journalisten, Verleger, Theater- und Filmregisseure erhielten Berufsverbot. Die Zulassung jüdischer Studenten zu den Universitäten wurde auf 6 Prozent der gesamten Studentenschaft reduziert. Die Anzahl jüdischer Arbeitnehmer in einzelnen Betrieben wurde drastisch vermindert. Etwa 250.000 Juden verloren ihr regelmässiges Einkommen und mussten andere, oft illegale Verdienstmöglichkeiten suchen. Gleichzeitig bestimmte das Gesetz ausdrücklich, wer Jude sei, näm-

lich wer der jüdischen Religion angehörte oder ein jüdisches Elternteil beziehungsweise zwei jüdische Grosseltern hatte.

Das dritte Judengesetz trat 1941 in Kraft. Es wurde als eine harmlose Ergänzung des Eherechts vorgestellt, hatte aber viel weitreichendere Folgen. Es erklärte alle sexuellen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden – ob die Partner verheiratet waren oder nicht – zur strafbaren «Rassenschande». Gleichzeitig erweiterte es die Definition des Begriffs «Jude»: fortan galt jeder als Jude, der mindestens zwei jüdische Grosseltern hatte. Unter diesem neuen Gesetz besass das Land plötzlich viel mehr jüdische Einwohner, einschliesslich 100.000 Konvertiten, die bisher einigermassen den Schutz der christlichen Kirchen vor der Judenverfolgung hatten geniessen können.

Jedem neuen jüdenfeindlichen Gesetz folgten mehr Hassausbrüche und mehr erlogene Anklagen. Die Juden waren Kapitalisten, die heimlich die Vernichtung der ungarischen Wirtschaft planten. Die Juden waren Kommunisten, die den ungarischen Staat stürzen wollten. Die Juden waren vaterlandslose Kosmopoliten, die die reine ungarische Kultur besudelten. Die Juden waren Schmarotzer, die dem armen ungarischen Volk das Blut aussaugten. Die Juden waren eine Fünfte Kolonne, die den Sieg des Feindes vorbereitete. Von der Propaganda durch masslose Lügen verteufelt, von den Behörden systematisch diskriminiert, vom hysterischen Mob in Wort und Tat angegriffen, galten die Juden zunehmend als Untermenschen. Politiker und Journalisten forderten immer härtere Massnahmen gegen sie, und das Gesindel aus allen Klassen brüllte Beifall. Anfänglich war die Absicht – wenn es je hinter dem hirnlosen Ressentiment eine Absicht geben kann –, die Juden zu isolieren, zu demütigen und aus dem Land zu vertreiben. Es dauerte nicht lange, bis Raub und Mord daraus wurden.

Im Jahr des ersten Judengesetzes wurde auch die spezifisch ungarische Institution des «Militärischen Arbeitsdienstes» eingeführt. Die meisten jüdischen Männer im Alter von einundzwanzig bis sechzig wurden in die Armee einberufen, aber nicht als «Miklós Horthy schöne Soldaten», wie es in dem Tag und Nacht aus dem Radio dröhnenden Marschlied aus jener Zeit hiess, sondern als Sklavenarbeiter, über die es kein Lied gab. Sie trugen Zivilkleidung mit gelben Armbinden und mussten entweder im Mutterland oder an der Ostfront schmutzige, aufreibende oder gefährliche Aufgaben erfüllen. Sie waren überarbeitet und unterernährt, jeder Witterung ausgesetzt, nur mit elementarster sanitärer und medizinischer Versorgung ausgestattet und den brutalsten Misshandlungen durch sadistische Wachen und Offiziere ausgeliefert. Von 100.000 Männern, die zwischen 1939 und 1944 einberufen wurden, starben 40.000 an diesen Torturen.

Den nahenden Holocaust kündigten zwei frühe Gewaltakte an. Im August 1941 trieben ungarische und deutsche Soldaten rund 16.000 österreichische, slowakische und polnische Juden, die nach Ungarn geflüchtet waren, in die Ukraine und mähten sie bei Kamenetz-Podolskij mit Maschinengewehren nieder, wobei auch noch 7.000 einheimische Juden umkamen. Im Januar 1942 wurden in der Wojwodina, einem von Ungarn besetzten Teil von Jugo-

slawien, 3.000 Männer, Frauen und Kinder im Laufe einer angeblichen Aktion gegen Partisanen von ungarischen Gendarmen erschossen oder in den eiskalten Flüssen ertränkt. Unter den Opfern waren 700 Juden.

Nach der berühmten Wannsee-Konferenz setzten die Deutschen ab Sommer 1942 die Ungarn zunehmend unter Druck, die Deportation und Vernichtung der ungarischen Juden voranzutreiben. Zugleich beklagten sich antisemitische rechtsextremistische ungarische Politiker bei den Deutschen über mangelnden Eifer ihrer eigenen Regierung bei der Verfolgung dieses Ziels. Horthy war kein fanatischer Antisemit, sondern ein Opportunist, der zwischen den deutschen und ungarischen Forderungen nach entschlossenen Massnahmen gegen die Juden und seiner Angst vor internationaler Achtung und Vergeltung durch die Alliierten einen schwierigen Seiltanz vollführte. Indem er unerschütterlich an seinem Zickzackkurs festhielt, ernannte und entliess er eine Reihe Ministerpräsidenten und Regierungen. Die einen unter diesen waren mehr nazifreundlich, die anderen weniger. Aber dass sie die Juden liebten, konnte man ihnen in keinem Fall nachsagen.

Je mehr Niederlagen die Achsenmächte einsteckten, umso ernsthafter spielten Horthy und sein Gefolge, namentlich Ministerpräsident Kállay, mit dem Gedanken, ihren grossen Verbündeten sitzen zu lassen und mit den Alliierten einen Separatfrieden zu schliessen. Gleichzeitig liess die Verfolgung der Juden etwas nach. Hitler konnten die Absichten seines Partners nicht lange verborgen bleiben. Er war entschlossen, weder auf den ungarischen Beitrag zu seinem Krieg noch auf sein Lieblingsprojekt, ein judenfreies Europa, zu verzichten. Er schickte zwei Einladungen nach Budapest, die Horthy nicht auszuschlagen wagte.

Horthys erstes Treffen mit Hitler und seinem Aussenminister Joachim von Ribbentrop fand vom 17.-18. April 1943 im Schloss Kiessheim in Österreich statt. Hitler forderte die Entlassung von Kállay und dringende Massnahmen gegen die Juden. Horthy erklärte, dass alles, was man gegen die Juden tun konnte, bereits getan worden sei, umbringen könne man sie ja nicht. Ribbentrop antwortete, dass sie tatsächlich umgebracht oder deportiert werden sollten, und Hitler stimmte zu. Diesmal blieb Horthy ungewöhnlich standhaft. Kállay wurde nicht entlassen, und die Juden wurden weder vernichtet noch deportiert. Oder vielmehr noch nicht.

Das zweite Treffen, am 18. März 1944, fand ebenfalls im Schloss Klessheim statt. Hitler stellte Horthy vor die Wahl zwischen zwei Übeln: Er könne entweder eine neue, den Deutschen genehme Regierung ernennen oder die Besetzung Ungarns durch das deutsche Militär gewärtigen. Horthy wählte die erste Möglichkeit, aber er hätte genau so gut die zweite oder gleich beide wählen können, denn Hitler hatte ihn hinters Licht geführt. Der Zug, der ihn nach Ungarn zurückbringen sollte, wurde mehrere Stunden auf einem Nebengleis aufgehalten, und als er schliesslich am nächsten Morgen in Budapest eintraf, hatten deutsche Truppen

das Land still besetzt, ohne irgendwo auf Widerstand zu stossen. Man schrieb den 19. März 1944, das schwärzeste Datum in der Geschichte der ungarischen Juden.

Auch beim zweiten Treffen in Kiessheim waren die Juden das Hauptthema gewesen. Ein Dokument über eine förmliche Vereinbarung ist nicht erhalten, aber es wird allgemein angenommen, dass Hitler die Entsendung von 100.000 jüdischen Zwangsarbeitern ins Reich forderte und Horthy einwilligte. Horthys Einwilligung sollte später den Nazis und ihren ungarischen Komplizen als Vorwand für die Deportation von 450.000 ungarischen Juden dienen.

Drei Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, am 22. März, gab Horthy die Bildung einer deutschfreundlichen Marionettenregierung bekannt. Die schlimmsten Gestalten aus jüdischer Sicht waren Döme Sztójay, Ministerpräsident und Aussenminister, László Endre, Staatssekretär für politische (jüdische) Fragen, László Baky, Staatssekretär für Inneres, und László Ferenczy, Gendarmerie-Chef und Beauftragter für Konzentration und Deportation der Juden. Dieses Quartett, das die vielleicht blutdürstigsten Antisemiten einer leidenschaftlich antisemitischen Bevölkerung in sich vereinigte, war in erster Linie verantwortlich für den ungarischen Beitrag zum deutschen Holocaust. Alle vier wurden nach dem Krieg zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Die Katastrophe

Nach dem 19. März 1944 wurde die Lage der Juden schnell katastrophal. Die Ereignisse der nächsten Monate fasst Randolph Braham knapp und exakt zusammen: «In keinem anderen Land wurde das Programm der Endlösung – die Errichtung zentraler und örtlicher Judenräte, die Absonderung, Enteignung, Ghettoisierung, Konzentration, Einwaggonierung und Deportation der Juden – so barbarisch und so schnell durchgeführt wie in Ungarn.»² Der Vollständigkeit halber könnte man noch ein letztes Wort zur Aufzählung hinzufügen: Vernichtung.

Zur Vernichtung der Juden hatten die Nazis eine imposante Bürokratie errichtet. Oberbefehl über den Massenmord führte das Reichssicherheitshauptamt (RSHA), geleitet von Reichsführer-SS Heinrich Himmler. Himmlers unmittelbarer Untergebener war SS-Oberführer Ernst Kaltenbrunner, Chef des Sicherheitsdienstes (SD) und der Sicherheitspolizei (Sipo), die die Kriminalpolizei (Kripo) und die Geheime Staatspolizei (Gestapo) umfasste. Der Gestapo stand SS-Gruppenführer Heinrich Müller, den Sicherheitseinheiten in Ungarn SS-Obergruppenführer und Waffen-SS-General Otto Winkelmann und dem SD in Budapest SS-Obersturmbannführer Otto Klages vor. Rangältester Diplomat war Edmund Veesenmayer, Botschafter und Bevollmächtigter des Grossdeutschen Reiches in Ungarn.

Innerhalb des RSHA war insbesondere das Amt IVB4 für jüdische Fragen zuständig, dem Adolf Eichmann vorstand. Mannschaften für die Vernichtung der Juden lieferten der SD, die Sipo und die Feldgendarmerie der SS. Die Sipo stellte die Sondereinsatzkommandos – oder Judenkommandos –, die die schlimmsten Gräueltaten gegen die Juden begingen oder beaufsichtigten. Eichmann hatte unmittelbaren Zugang zu Kaltenbrunner und den beiden Heinrichen – Müller und Himmler –, den er benutzte, um sein grosses Projekt, den Judenmord, voranzutreiben. Sein unmittelbarer Stab bestand aus Obersturmführer Hermann Krumei, Hauptsturmführer Otto Hunsche, Hauptsturmführer Siegfried Seidl, Hauptsturmführer Dieter Wisliceny, Obersturmbannführer Theodor Dannecker, Hauptsturmführer Franz Novak und einigen anderen.

Eichmanns Judenkommando zählte nur 150-200 Mann. Eine so kleine Einheit konnte nur dank der Unterstützung durch die Ungarn innerhalb weniger Wochen eine halbe Million Menschen deportieren. Endre, Baky und Ferenczy stellten Eichmann die ungarische Polizei, Gendarmerie und Beamtschaft zur Verfügung, und grosse Teile der Bevölkerung spielten nur zu gern mit. Nachdem die Deutschen den ersten Schritt getan hatten, erwiesen sich die Ungarn als noch eifrigere Verfolger. Sie nahmen begeistert teil an der Demütigung, Misshandlung, Enteignung und Deportation ihrer jüdischen Nachbarn, um sich für wirkliche oder erfundene jüdische Beleidigungen zu rächen, das Vaterland vom angeblichen jüdischen Gift zu reinigen oder einfach die sadistische Misshandlung ihrer hilflosen Nachbarn zu geniessen. In dieser Atmosphäre führten die ungarischen Beamten, Polizisten und Soldaten unter dem Schutz ihrer deutschen Ratgeber die Deportationen schneller und reibungsloser aus als je zuvor.

Innerhalb einer Woche nach der Besetzung hatten 300-400 Deutsche – teils aus dem Judenkommando, teils aus anderen Einheiten – verstärkt durch ungarische Beamte und Spitzel etwa 10.000 Personen verhaftet. Bei vielen handelte es sich um Politiker, Beamte, Armeeoffiziere, Intellektuelle, Künstler und Wissenschaftler, die als mutmassliche Feinde der Nazis betrachtet wurden. Der eigentliche Zweck der Verhaftungen jedoch war, eine Atmosphäre der Unsicherheit und Angst als Voraussetzung absoluter Herrschaft zu schaffen. 3.000 der Verhafteten waren Juden, darunter prominente Angehörige der jüdischen Gemeinden, aber auch Passanten, die sich rein zufällig auf der Strasse befanden. Sie wurden wahllos in verschiedene Auffanglager verschleppt.

Während der darauffolgenden Wochen erliess die Regierung eine Vielzahl von Gesetzen, die die Juden endgültig isolieren, ausrauben und vernichten sollten. Besonders entwürdigend war die Vorschrift, dass alle Juden, die das sechste Lebensjahr erreicht hatten, ab dem 5. April einen gelben Davidstern tragen mussten. Der Stern musste in jeder Richtung 10 cm messen, fest über dem Herzen an jedem Kleidungsstück angenäht sein und jedes Mal, wenn wir unsere Wohnungen verliessen, möglichst auffällig getragen werden. Bestimmte Kategorien von Juden waren von dieser Schikane befreit, was mir später das Leben gerettet hat. Aber im Allgemeinen verschärfte der Stern nicht nur unser zunehmendes Gefühl der Hilflo-

sigkeit und Minderwertigkeit, sondern er hatte auch die praktische Folge, dass unsere Feinde uns überall gleich als Juden erkannten. Die wenigen Juden, die sich ohne Stern in der Öffentlichkeit zu zeigen wagten, liefen Gefahr, festgenommen, misshandelt und deportiert zu werden, aber sie hatten eine Chance zu entkommen. Die meisten, die sich mit dem Stern vorschriftsmässig gleich als Juden auswiesen, wurden bald ghettoisiert und deportiert. Man könnte sagen, dass der Stern unser Fahrschein nach Auschwitz war.

Es gab viele andere Massnahmen, die uns das Leben fast unmöglich machten. Die Ungarn und die Deutschen, manchmal gemeinsam und manchmal in Konkurrenz, raubten uns systematisch alles, was wir hatten. Die wenigen jüdischen Anwälte, Journalisten, Ärzte, Apotheker und Künstler, die noch berufstätig waren, verloren ihre Arbeitsplätze. Die letzten jüdischen Betriebe, Läden und Werkstätten wurden Nichtjuden zugeteilt. Haushaltsgegenstände, Möbel, Radios, Autos, Kunstwerke, die Juden gehörten, wurden beschlagnahmt und unter Christen verteilt oder versteigert. Es war Juden untersagt, ihre Wohnungen nachts und den grössten Teil des Tages zu verlassen, ohne schwer erhältliche Bewilligungen zu reisen oder Parks, Schwimmbäder, Restaurants, Kaffeehäuser, Theater und Kinos zu betreten. Juden durften nur streng beschränkte Mengen Butter, Eier, Reis, Zucker, Milch und Fleisch kaufen. Alle jüdischen Organisationen mit Ausnahme der von den Deutschen eingesetzten Judenräte waren verboten. Die Bücher jüdischer Autoren wurden aus Buchläden und Bibliotheken entfernt und öffentlich verbrannt. Jüdische Bankkonten wurden gesperrt. Als die Luftangriffe auf Budapest zunahmen, musste der Judenrat Tausende von Juden ausquartieren und ihre Wohnungen ausgebombten Ungarn überlassen. Reiche Juden wurden obdachlos, wenn ein Nazi-Offizier ein Auge auf ihre eleganten Villen geworfen hatte.

Zum Zweck der Konzentration und Deportation der Juden wurde Ungarn, mit Ausnahme von Budapest, in fünf Zonen eingeteilt. Zone I umfasste ungefähr die Karpaten im Nordosten, Zone II Siebenbürgen im Osten, Zone III den Bereich nördlich von Budapest, Zone IV und V die Gebiete östlich und westlich der Donau. Die Juden wurden von schonungslosen ungarischen Gendarmen unter der fachmännischen Leitung von Eichmanns Judenkommando in die Ghettos geschleppt und ihre verlassenen Wohnungen geplündert oder von Nichtjuden in Besitz genommen. Als Ghetto dienten manchmal abgesperrte Stadtviertel, aber häufiger stillgelegte Ziegelfabriken und andere industrielle Anlagen, wo die Gefangenen in unzulänglichen Behausungen mit einem Minimum an Nahrung, Wasser und hygienischen Einrichtungen zusammengepfercht wurden. Viele, die unter Verdacht standen, ihre Wertgegenstände nicht abzugeben, sondern an ihrem eigenen Körper oder in der Aussenwelt versteckt zu haben, wurden von Detektiven verhört und gefoltert, damit sie ihr Geheimnis preisgaben. Es gab Geständnisse und Beschlagnahmen, aber auch Todesfälle und Selbstmorde.

Bald nach der Einlieferung ins Ghetto wurden die Gefangenen von Gendarmen zu Tausenden zum nächsten Abstellgleis getrieben, wo Züge mit Güterwagen auf sie warteten. Mit Flüchen und Schlägen wurden jeweils hundert oder noch mehr in jeden Waggon gezwängt, wo sie Platz auf dem nackten Boden finden mussten, so gut sie konnten. In der Mitte standen zwei Eimer; einer enthielt Trinkwasser, der andere diente als Toilette. Zu klein waren sie beide. Die Türen wurden von aussen versiegelt. Ohne Nahrung, in der Hitze erstickend, dicht zusammengedrängt erreichten diese Menschen die slowakische Grenze, wo die ungarischen Wachen sie deutschen SS-Männern übergaben. Dann dauerte es noch einige Tage, bis sie in Auschwitz ankamen. Viele starben unterwegs. Die anderen mussten zur «Selektion». Ein SS-Arzt warf einen flüchtigen Blick auf sie und schickte mit einer leichten Handbewegung die einen nach links, die anderen nach rechts. Die er nach links schickte – alte Leute, Kinder, Kranke – gingen unmittelbar in die Gaskammern. Die anderen – die er zu Schwerarbeit fähig glaubte – wurden in Arbeitslager in allen von Deutschen besetzten Gebieten transportiert, wo die stärksten oder glücklichsten den Krieg überlebten, aber die Mehrheit starb. Das alles ist heute allgemein bekannt dank der Zeugnisse von Überlebenden. Aber Millionen hinterliessen kein Zeugnis.

Die Ghettoisierung – ein hässliches Wort für eine hässliche Sache – begann in Zone I am 16. April, und bis zum 3. Juni waren die Juden aller fünf Zonen in Ghettos verschleppt worden. Die Deportationen begannen am 15. Mai in Zone I und waren am 8. Juli mit Zone V vollendet. In weniger als zwei Monaten beförderten ungefähr 150 Züge 450.000 Juden aus der ungarischen Provinz nach Auschwitz. Etwa 330.000 wurden gleich nach ihrer Ankunft vergast. Wenn wir die Opfer des Terrors in Budapest, des Sklavenarbeitsdiensts und der berüchtigten «Todesmärsche» mitzählen, wurden während der deutschen Besatzung mehr als 500.000 ungarische Juden getötet. 255.000 überlebten den Krieg, die eine Hälfte in Budapest, die andere in Konzentrationslagern, die von den Alliierten befreit wurden.

Die Juden von Budapest sollten im Juli ghettoisiert und im August deportiert werden, bekamen aber eine Gnadenfrist, als Horthy am 7. Juli unter grossem diplomatischen Druck aus dem Ausland die Deportationen einstellte. Etwa 200.000 Juden, die in der Hauptstadt lebten, erhielten den Befehl, in 2.600 «Judenhäuser» umzuziehen, die einen unübersehbaren gelben Davidsstern an der Fassade trugen und im Durchschnitt drei Personen pro Zimmer beherbergten. Zehntausende zogen es vor, sich anderswo zu verstecken auf die Gefahr hin, gefangen, gefoltert und getötet zu werden. Viele verdankten ihr Leben den «Schutzpässen» und «geschützten Häusern», die vor allem der schwedische Diplomat Raoul Wallenberg und sein Schweizer Kollege Charles Lutz in unermüdlicher gefährlicher Arbeit den Behörden abtrotzten.

Auf Horthys Verbot der Deportationen folgte ein ähnlicher Befehl von Himmler am 25. August, aber die Atempause währte nicht lange. Während die Rote Armee immer tiefer in

Ungarn eindrang, entschloss sich Horthy schliesslich, von der Achse abzuspringen. Am 15. Oktober verkündigte er einen einseitigen Waffenstillstand mit den Sowjets, aber als deutsche Truppen seinen Sohn als Geisel gefangen nahmen, gab er den Widerstand auf. Am 16. Oktober trat er zurück und ernannte Ferenc Szálasi, den Führer der faschistischen und extrem antisemitischen Pfeilkreuzler-Partei, zum Ministerpräsidenten und Staatsoberhaupt. Mit diesem Staatsstreich unter deutschem Druck begann die letzte Phase des Holocaust in Ungarn.

Innerhalb einer Woche beschloss die neue Regierung, zu Eichmanns grosser Freude, massenhaft jüdische Männer und Frauen zur Arbeit an Befestigungen gegen die vorrückenden Sowjets nach Österreich zu schicken. Da keine Transportmittel vorhanden waren, mussten 80.000 Juden die 220 km bis zur Grenze zu Fuss zurücklegen. In Regen und Schnee, geplagt von Hunger und Durst, erschöpft und krank marschierten sie unter Beschimpfungen und Misshandlungen durch bewaffnete Gendarmen, die jeden, der nicht mehr weiter konnte oder der ihnen einfach nicht gefiel, erschossen. Diese «Todesmärsche» forderten viele Tausend Opfer.

Im November erhielten alle Juden ohne Schutzbrief Befehl, ins Ghetto umzuziehen, wo die Verhältnisse noch schlimmer waren als in ihren früheren Unterkünften. Seit Szálasis Machtübernahme randalierten überall mörderische Pfeilkreuzlerbanden, rissen die letzten Reste jüdischer Vermögen an sich, schleppten Juden aus ihren Verstecken oder ihren geschützten Häusern und ermordeten Tausende. Je enger der sowjetische Ring um die Hauptstadt wurde, umso blutiger wurde ihre Gewaltherrschaft. Mit besonderer Vorliebe trieben sie Juden zum Donauufer und beförderten sie mit Schüssen in den eisigen Fluss. Etwa die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Budapests, 100.000 Männer, Frauen und Kinder, starben während dieser Terrorwelle, obwohl sie der Massendeportation entkommen waren.

Eine traurige Berühmtheit erlangte das Internierungslager Kistárca in der Nähe von Budapest, Ausgangspunkt der ersten als auch der letzten Deportation. Am 28. April, zwei Wochen vor dem «offiziellen» Anfang der Deportationen am 15. Mai, wurden 1.800 Gefangene nach Auschwitz befördert. Am 12. Juli, fünf Tage nach Horthys Befehl, die Deportationen einzustellen, liess Eichmann einen weiteren Zug mit 1.500 Menschen nach Auschwitz abfahren. Die jüdischen Führer warnten Horthy, der die Rückkehr des Zuges befahl. Am 19. Juli zitierte Eichmann die jüdischen Führer zu einem Treffen und hielt sie in seinem Büro auf, bis seine Handlanger einen weiteren Zug mit den gleichen 1.500 Passagieren in Richtung Auschwitz losgeschickt hatten. Als die jüdischen Führer wieder Kontakt mit Horthy aufnehmen konnten, befand sich der Zug nicht mehr auf ungarischem Boden.

Die Judenräte

Besonders tückisch operierte Eichmann durch die Errichtung der «Judenräte». In Ungarn ging das so schnell vor sich wie sonst nirgends. Am 19. März 1944, nur wenige Stunden nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, erschienen zwei Offiziere von seinem Stab, Wisliceny und Krumei, im Verwaltungsgebäude der jüdischen Gemeinschaft, Sip utca 12, und luden die Leiter aller jüdischen Organisationen in Budapest zu einem Treffen am nächsten Tag vor. Zur vorgeschriebenen Zeit stellten sich etwa 500 jüdische Persönlichkeiten ein. Manche hatten Gepäck mitgebracht, weil sie glaubten, dass sie sofort verhaftet und abgeführt würden. Mit einer aufrichtigen Miene versicherte ihnen Wisliceny, dass keinerlei Grund zur Unruhe bestehe, weil die Juden ihr Leben unter der SS ungestört weiterführen könnten. Krumei erklärte ebenso höflich, dass es keine Verhaftungen, keine Rechtsverletzungen und keine Deportation geben werde. Er befahl den Anwesenden, bis zum nächsten Nachmittag einen Judenrat zu ernennen, der offiziell alle Juden Ungarns repräsentieren solle. Wisliceny drohte mit harten Massnahmen, falls Juden ihre Bankeinlagen abheben wollten, aber er erklärte zur Beruhigung, dass ein Jude nur dann verhaftet würde, wenn man ihn persönlich einer Missetat verdächtigte, und niemals bloss weil er Jude sei.

Diese Mischung von Drohungen und falschen Versprechen war typisch für die zynische, aber wirksame Art, mit der die Nazis die Ängste und Hoffnungen der Juden manipulierten, um sie in willige Werkzeuge ihrer eigenen Vernichtung zu verwandeln. Prompt, wie befohlen, wurde der «Zentralrat der Ungarischen Juden» gegründet. Er bestand aus Vertretern der Orthodoxen, der Neologen und der Zionisten. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Samu Stern – ein reicher Bankier mit Beziehungen zu den regierenden Kreisen Ungarns, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in Pest und Haupt der Landesorganisation der neologen Juden – gewählt. Ihre Rolle bestand im Wesentlichen darin, die Befehle der Deutschen an die Juden weiterzuleiten und dafür zu sorgen, dass die Juden gehorchten. Zunächst mussten sie zwei Listen erstellen, auf denen alle jüdischen Institutionen beziehungsweise alle Immobilien in jüdischem Besitz verzeichnet waren.

Das erste Treffen zwischen einer Delegation des Judenrates und Eichmann fand am 31. März in Eichmanns Hauptquartier, dem Hotel Majestic in Buda statt. Eichmann gab sich versöhnlich und sachlich und vermied sorgfältig jeden Hinweis auf die geplante Deportation. Als Stern sich über die immer härteren antijüdischen Massnahmen beschwerte, versicherte er seinen Zuhörern, dass sie von den Deutschen nichts zu befürchten hätten. Sie würden weiterhin gut behandelt, jede Ausschreitung gegen sie würde streng bestraft, und die ihnen auferlegten administrativen und wirtschaftlichen Zwangsmassnahmen würden nur bis zum Kriegsende dauern. Selbstverständlich log er.

Nach dem Treffen wies der Zentralrat die Führer der jüdischen Gemeinden in der Provinz an, allen Direktiven zu folgen, die sie aus der Hauptstadt erhalten würden. Die jüdische Bevölkerung wurde aufgefordert, Ruhe und Disziplin zu bewahren und sich nach den Verordnungen des Zentralrats zu richten. In den grösseren Städten wurden örtliche Judenräte gegründet, die sich ebenfalls den Verfügungen des Zentralrates gemäss verhalten sollten.

Aufrecht und konventionell, wie sie waren, bemühten sich die Judenräte, ihre Mitbürger durch Aufrufe, Gesuche und persönliche Bitten an hochgestellte Ungarn zu beschützen, aber ohne Erfolg. Die Ungarn halfen nicht, die Deutschen befahlen, und die Judenräte gehorchten. Es blieb ihnen nicht viel Anderes übrig, aber ihre Haltung hatte den Effekt, dass sie, wie widerstrebend auch immer, den reibungslosen Verlauf des Holocaust begünstigten. Sie waren es, die Rundschreiben mit Eichmanns Anordnungen zirkulieren liessen, jüdische Immobilien zur Beschlagnahme auswählten, jüdisches Geld und Wertsachen den Deutschen abliefern und die Listen für die Ghettoisierung und Deportation zusammenstellten. Dafür genossen sie gewisse Privilegien wie z.B. eine beträchtliche Bewegungsfreiheit und das Recht, den gelben Stern nicht zu tragen. Manche missbrauchten ihre Position zu ihrem persönlichen Vorteil, aber die meisten taten, was sie konnten, um die Leiden ihrer Mitmenschen zu lindern. Doch die letzte Katastrophe konnten sie nicht abwenden, und nachdem sie gezwungen worden waren, dem Feind bei der Vernichtung ihres eigenen Volkes zur Hand zu gehen, teilten sie gewöhnlich am Ende das gleiche Schicksal.

Es gibt keine einfache Erklärung, warum die Judenräte so bereitwillig den Befehlen der Deutschen folgten. Ein Grund war natürlich ihre Angst vor Repressalien, wenn sie den Gehorsam verweigerten. Ein anderer Grund war ihre Hoffnung, durch Willfährigkeit die Deportationen abzuwenden oder bis zum nahenden Zusammenbruch des Nazi-Reichs zu verzögern. Ein dritter Grund war ihre Verblendung. Sie konnten – oder wollten – nicht glauben, dass das, was den Juden anderswo passiert war, in einem zivilisierten Land wie Ungarn passieren könnte. Sie betrachteten sich selbst als assimilierte und patriotische Ungarn, die der konservativen Ordnung anhängen und auf ihren Beitrag zur fortschrittlichen Entwicklung des Vaterlandes stolz waren. Sie waren überzeugt, dass Horthy und die ungarische Elite ihre Loyalität schätzen und sie vor den Nazis beschützen würden. Diese Ansichten hatten die Judenräte mit der Mehrheit der ungarischen Juden gemeinsam. Aber zu viele nicht-jüdische Ungarn hatten andere Ideen.

Der schlimmste Vorwurf gegen die Judenräte ist, dass sie es geflissentlich unterlassen hätten, ihre Gemeinden vor dem nahenden Holocaust zu warnen. Indem sie den jüdischen Massen den wahren Bestimmungsort der Deportationszüge verschwiegen, bloss Umsiedlung in Arbeitslager innerhalb Ungarns vorspiegelten und bei Befolgung der deutschen Anweisungen ein erträgliches Leben als Arbeiter versprachen, hätten sie ein trügerisches Gefühl

der Sicherheit erzeugt, das für Hunderttausende den Tod bedeutete. Das Schweigen und die Lügen der Judenräte hätten, so heisst es oft, die jüdischen Massen davon abgehalten, Widerstand zu leisten, sich zu verstecken oder ins Ausland zu flüchten.

Man muss sich fragen, wie viel die Judenräte überhaupt vom Holocaust wussten. Die Erzählungen über Massaker, die in den früheren Jahren Ungarn durch Flüchtlinge aus den besetzten Ländern erreichten, waren lückenhaft und ungenau. Erst die Berichte über die Todeslager, die 1944 eintrafen, waren zuverlässiger. Besonders wichtig war das sogenannte *Auschwitz-Protokoll* von zwei jungen slowakischen Juden, Rudolf Vrba (ursprünglich Walter Rosenberg) und Alfred Wetzler. Die beiden waren 1942 in Auschwitz eingeliefert worden. Am 7. April 1944 gelang es ihnen, zu entfliehen und sich in der Slowakei zu verstecken. In weniger als zwei Wochen schrieben sie gemeinsam einen Bericht, in dem sie zuerst ausführlich die Massenmorde von Juli 1942 bis April 1944 schilderten und dann die seit Januar 1944 im Gang befindlichen Vorbereitungen für die bevorstehende Ankunft der ungarischen Juden vorstellten. Der Bericht wurde ins Ungarische übersetzt und jüdischen Führern, kirchlichen Würdenträgern und vermutlich sympathisierenden Politikern übergeben. Ein Exemplar kam in die Schweiz, wo es im Juli in der Presse grosse Beachtung fand, und ein zweites in die Vereinigten Staaten, wo es im November vom War Refugee Board veröffentlicht wurde. Der Bericht leistete einen wichtigen Beitrag zu Horthys Befehl, die Juden in Budapest zu schonen. Aber die 450.000 Juden aus der Provinz waren schon deportiert und 330.000 gleich vergast worden. Als diese Züge mit ihren todgeweihten Passagieren nach Auschwitz fuhren, wussten die jüdischen Führer schon Bescheid. Aber sie betrogen sich selbst und ihre Mitmenschen, rationalisierten das Irrationale, schlossen die Augen vor dem Augenfälligen, griffen nach Strohhalmen und klammerten sich krampfhaft an die blinde Hoffnung, durch Beschwichtigung und Unterwerfung das Schlimmste ab wenden zu können.

Sie irrten sich, aber selbst wenn sie alles daran gesetzt hätten, Alarm zu schlagen, wäre es kaum zu Widerstand oder Flucht in grossen Massen gekommen. Die ungarischen Juden waren durch bittere ideologische Kämpfe entzweit. Die Neologen, die sich als Exponenten aufgeklärter westlicher Zivilisation betrachteten, gaben die Schuld am Holocaust den Orthodoxen aus Osteuropa, die sich nicht in ihrer neuen Heimat assimilieren wollten. Die Orthodoxen ihrerseits glaubten, Gott wolle durch den Holocaust sowohl die Assimilanten als auch die Zionisten für ihre Weltlichkeit bestrafen. Eine starke zentrale Organisation, die diese Gegensätze versöhnt hätte, gab es nicht. Die drastische Einschränkung der Reise- und Kommunikationsmöglichkeiten machte ein gemeinsames Vorgehen beinahe unvorstellbar. Die arbeitsfähigen Männer waren im Sklavenarbeitsdienst. Waffen waren nicht erhältlich. Die Juden Ungarns waren durch dauernde antisemitische Propaganda demoralisiert, durch wirtschaftliche und soziale Unterdrückung gelähmt, den Misshandlungen der Ungarn ausgesetzt, den Terrorakten der Deutschen ausgeliefert. Wie hätten sie kämpfen und wohin hätten sie laufen können?

Es gab einige Ausnahmen. Mitglieder der zionistischen Jugendorganisationen führten insgeheim viele kühne Rettungsaktionen durch und versuchten manche Gemeinden vor der nahenden Deportation zu warnen, wenn auch mit wenig Erfolg. Otto Komoly, der Präsident der Zionistischen Organisation, rettete mehrere hundert Kinder mit Hilfe des Roten Kreuzes. Moshe Krausz, der Leiter des Palästina-Amtes in Budapest, verhalf in Zusammenarbeit mit ausländischen Diplomaten Zehntausenden zu Schutzpässen anderer Staaten.

Die erstaunlichste Rettungsaktion wurde von Rezsó Kasztner und einem locker zusammengeführten Komitee von Zionisten – der Wa'ada – durchgeführt. Während die Judenräte das Schlimmste dadurch abzuwenden versuchten, dass sie Eichmann und seinen Schergen untertänig entgegenkamen, setzte Kasztner jeden möglichen Trick, Bluff und Kniffein, um Leben zu retten. Wie die Judenräte, so wurde auch Kasztner nach dem Krieg der Kollaboration mit dem Feind angeklagt, obwohl er nicht für seinen eigenen Vorteil mit den Deutschen verhandelt hatte. Schliesslich erwiesen sich sowohl die Judenräte wie Kasztner als tragische Opfer der Nazis, aber Kasztner hatte – im Gegensatz zu den Judenräten – auf seine Art den Nazis die Stirn geboten und, wenigstens zu einem bestimmten Grad, sein Ziel erreicht. Mit seiner charakteristischen Kombination von Kühnheit, Durchtriebenheit und Chuzpe rettete er mehr Juden vor dem Tod als jeder anderer Jude in der Geschichte des Holocaust.

Das Ghetto von Klausenburg

In die Ziegelfabrik

Mein erstes Jahr am Gymnasium in Klausenburg endete ebenso plötzlich mit dem Einmarsch der Deutschen wie mein erstes Jahr an der Elementarschule in Margitta mit dem Einmarsch der Ungarn. An die sechs Monate, die ich am Gymnasium verbrachte, erinnere ich mich ähnlich undeutlich wie an den schicksalsschweren 19. März 1944. Aber ich sehe noch meine Grossmutter vor mir, wie sie sorgfältig sechszackige Sterne aus gelbem Stoff ausschneidet, die in jeder Richtung genau 10 Zentimeter messen und die sie fest an unsere Mäntel und Jacken annäht. Der Befehl wurde am 29. März erlassen, und am 5. April trugen bereits alle Juden in den Strassen von Klausenburg – und überall sonst in Ungarn – den Stern. Ich hätte gern gesagt, dass ich stolz und trotzig mit dem gelben Fleck aus dem Haus trat, aber die Wahrheit ist, dass ich mich schutzlos, bedroht und verlegen fühlte, was natürlich genau der Absicht unserer Verfolger entsprach. Manchmal vergass ich den Stern für eine Weile, aber der Blick eines Passanten oder mein Spiegelbild in einem Ladenfenster erinnerte mich schlagartig daran, dass ich ein Stinkjude war.

Am 2. Mai erschienen Plakate, die allen Juden im Ort befahlen, sich auf die Umsiedlung ins Ghetto vorzubereiten. Am 3. Mai brachten die Zeitungen den gleichen Befehl. Die Ghettoisierung sollte Strasse für Strasse erfolgen, und wir mussten vor unseren Häusern warten, bis die Gendarmen uns abholten. Gepäck durften wir nur in streng beschränkter Menge mitnehmen. Am 8. Mai feierte ich meinen elften Geburtstag oder vielmehr feierte ich ihn nicht, weil die Erwachsenen keine Lust auf eine Geburtstagsparty hatten. Aber ich bekam ein Geburtstagsgeschenk, das jede Feier in den Schatten stellte: meine erste Uhr. Sie trug die Aufschrift «Doxa» auf dem Zifferblatt, und ihre Zeiger und Zahlen leuchteten grün im Dunkeln. Ich machte alle Leute um mich verrückt, indem ich dauernd die genaue Zeit ausrief, bis man mir mit Beschlagnahme des Schatzes drohte.

Ein paar Tage darauf standen meine Grosseltern, meine Tante, mein Vater – der inzwischen auch nach Klausenburg gekommen war – auf der Strasse mit unseren Bündeln, bewacht von bewaffneten ungarischen Gendarmen und angestarrt von unseren christlichen Nachbarn, die sich teils halb hinter ihren Gardinen versteckten und teils offen auf der anderen Strassenseite aufreichten und sich freuten. Unsere Haustür war versiegelt und trug die Aufschrift «Eigentum der ungarischen Nation». Schliesslich kam ein offener Lastwagen, und die Gendarmen befahlen uns mit höhnischem Gejohle und unflätigen Flüchen, hinaufzu-

steigen. Meine alten Grosseitern und mein Vater mit seinem steifen Bein konnten es nicht allein schaffen und wurden von den Gendarmen brutal hinaufbefördert. Einer der Gendarmen bemerkte meine Geburtstagsuhr, zerrte sie von meinem Handgelenk und steckte sie in seine Tasche, bevor er mit seinen Flüchen fortfuhr.

Die Uhr war nicht der einzige Schatz, den ich an diesem Tag verlor. Ebenso erging es mir mit dem kleinen Hund, den meine Tante Sari aus Stoffresten und zwei schwarzen Hemdknöpfen als Augen für mich gemacht hatte. Im Lauf der Jahre war er etwas unförmig und altersschwach geworden, aber ich liebte ihn und trug ihn überall mit mir herum. Nachts schlief er auf meinem Kopfkissen und wir liessen immer das Licht brennen, weil er vor dem Dunkel Angst hatte. Als ich nun auf den Lastwagen kletterte, packte mich ein Gendarm, möglicherweise der gleiche, der bereits meine Uhr in der Tasche hatte, am Arm und riss mir den Hund aus der Hand. Dann gab er mir einen harten Stoss und ging pfeifend seines Weges, vielleicht um noch mehr Trophäen von einährigen Kindern einzuheimsen.

Mit der Zeit fanden die Gendarmen, dass sie genug Juden in einem Lastwagen zusammengepfercht hatten. Sie gaben dem Fahrer das Zeichen zur Abfahrt und wendeten sich zur nächsten Gruppe, die auf der Strasse wartete. Uns überliessen sie der Obhut eines Burschen von ungefähr zwanzig Jahren, der nicht die Gendarmerie-Uniform mit der Hahnenfeder im Hut trug, sondern einen feinen Anzug, der ihm allerdings zu gross war und nicht zum Gesamteindruck von Ungewaschenheit und Verwahrlosung passte. Während der ganzen Fahrt zum Ghetto sass er auf der Heckklappe mit hassverzerrtem Gesicht und beschimpfte uns auf die obszönste Art. Am meisten schien er sich zu freuen, wenn er uns wiederholt informierte, dass wir stinkende Saujuden endlich bekommen würden, was wir verdienten. Ich habe mich seither oft gefragt, ob er inzwischen auch bekommen hat, was er verdiente. Er war Zigeuner.

Innerhalb von zwei Wochen wurden etwa 18.000 Juden aus Klausenburg und den kleineren Ortschaften der Umgebung ins Ghetto verschleppt.¹ Wie viele andere war auch dieses Ghetto eine stillgelegte Ziegelfabrik. Es lag, durch Bretterzäune und Stacheldraht von der Aussenwelt abgeschnitten, auf dem Industriegebiet «Irisz» am Stadtrand und wurde von ungarischen Polizisten bewacht. Wo es kein leicht absperbares heruntergekommenes Stadtquartier gab, wurden mit Vorliebe Ziegelfabriken als Ghettos eingesetzt. Die langen Dächer auf Holzpfählern, die in normaleren Zeiten die Ziegelsteine vor dem Regen schützten, aber zur Lüftung den Wind aus allen Richtungen durchliessen, eigneten sich ausgezeichnet als provisorische Unterkunft für Juden, die auf die Deportation warteten und bald überhaupt keine Unterkunft mehr brauchten.

Es war Sommer und auch nachts warm, aber um wenigstens die Illusion einer Privatsphäre zu erzeugen, stoppelten wir aus Leintüchern oder Woldecken notdürftige Wände zusammen. Wer genug Leintücher oder Decken hatte, konnte sie auch auf dem staubigen Boden ausbreiten, auf dem wir schlafen mussten. Die Lebensmittelrationen, die wir ab und

zu erhalten, bestanden hauptsächlich aus Bohnen; wir kochten sie in Badewannen, die aus geplünderten jüdischen Wohnungen ins Ghetto geliefert worden waren. Ausserdem hatten wir eigenen Proviant mitgebracht oder kauften, was die Bäuerinnen uns anboten, wenn sie sich jenseits der Einfriedung aufreichten, um Geschäfte zu machen. Fünfzehn Wasserhähne sollten theoretisch 18.000 Menschen mit Trink- und Waschwasser versorgen. Da keine Toiletten vorhanden waren, gruben wir vier Gräben, von denen je zwei als Latrinen für Männer bzw. für Frauen dienten. Sie konnten gleichzeitig von zwanzig Personen benutzt werden und standen fast ganz offen, wodurch sie unsere Ekel- und Schamgefühle noch um das Bewusstsein einer tiefen Erniedrigung erweiterten. Die fetten schwarzen Fliegen, die in rauen Mengen überall landeten, trugen ebenso zum Unbehagen bei wie – wenigstens bei mir – die dauernde Angst, in die Senkgrube zu fallen.

Obwohl ich zu jung war, um alles zu verstehen, teilte ich die körperliche und seelische Belastung des Ghettos bis zu einem bestimmten Grad mit den Erwachsenen. Der Hunger, der Schmutz, die schleichenden Krankheiten, die wachsende Zahl der Todesfälle und Selbstmorde, die drohenden Wachen, das Trauma, aus einem zivilisierten Leben auf einen Schlag in einen untermenschlichen Zustand versetzt worden zu sein – das alles blieb mir nicht ganz verborgen. Aber für ein elfjähriges Kind stellte das Ghetto auch ein spannendes Abenteuer dar. Befreit von den Zwängen der Schule und des Familienlebens, zwischen den dünnen Wänden aus Leintüchern und Wolldecken, fühlte ich mich fast wie in den Ferien. Das Gelände trug kreuz und quer die Gleise einer Schmalspurbahn mit Loren, die einmal Ziegelsteine befördern hatten und in denen wir jetzt einander stundenlang hin und her schoben, ohne dass uns jemand ins Bad und Bett schickte, wenn wir uns am köstlichsten amüsierten. Ich vermisste meine Doxa-Uhr und meinen Stoffhund und fragte mich manchmal, wie lange wir noch in diesem Ghetto bleiben müssten. Aber im Grossen und Ganzen war ich nicht sehr unglücklich. Anders gesagt: es gelang mir erstklassig, alle Gedanken an eine unerträgliche Realität zu verdrängen.

Aber selbst ich hatte böse Ahnungen. Aus einem abgelegenen Gebäude konnte man ein undeutliches Geschrei hören. Viel später erfuhr ich, dass hier Menschen gefoltert wurden, damit sie verrieten, wo sie Wertsachen versteckt hätten. Nach einiger Zeit merkte ich auch, dass Gruppen von Männern, Frauen und Kindern aus ihren improvisierten Behausungen irgendwohin abmarschierten und nicht wieder zurückkamen. Jetzt weiss ich, dass das ganze Ghetto, mit ein paar hundert Ausnahmen, zwischen dem 25. Mai und dem 10. Juni in sechs Zugladungen nach Auschwitz deportiert wurde.² Noch dunkler erinnere ich mich, dass ich an einem Nachmittag allein zwischen unseren Leintuch- und Wolldeckenwänden sass, als eine Gendarmeriestreife Menschen zum Verschleppen suchte. Ich versteckte mich in einem Graben, hielt den Atem an, bis ich fast platzte, und schloss die Augen, damit die Gendarmen mich nicht sehen konnten. Ich weiss nicht, warum meine Grosseltern und meine Tante mich

allein gelassen hatten, aber mein Vater war insgeheim aus dem Ghetto in die Stadt geschlichen, um etwas Wichtiges zu besorgen.

Die Flucht

Am Morgen des 2. Juni griffen britische und amerikanische Bombenflugzeuge, von Stützpunkten in Italien kommend, Klausenburg an. Es war der erste und letzte Bombenangriff auf die Stadt im Zweiten Weltkrieg. Das Ghetto lag ausserhalb des Zielgebiets, und während wir den Explosionen in der Ferne zuhörten, befanden wir uns wenigstens einmal weniger in Gefahr als die Christen. In einem Bericht³ las ich später, dass die Stadt hart getroffen wurde. Der Angriff dauerte ungefähr 40 Minuten. 1.200 Bomben wurden abgeworfen. Es gab 460 Tote und fast 1.000 Verletzte. Schaden erlitten der Bahnhof, die Lebensmittellager der Armee, die Stahlwerke, die Streichholzfabrik und die Schuhfabrik Dermata. Die Schuhfabrik lag dem Ghetto am nächsten, und ich sehe noch immer die aus ihr aufsteigende Rauchsäule vor mir. In der allgemeinen Verwirrung, die dem Angriff folgte, floh mein Vater mit mir aus dem Ghetto. Die Flucht schien mir damals ganz einfach zu sein, aber mein Vater hatte gründliche Vorbereitungen getroffen, wie er mir danach erklärte. Ich könnte fast sagen, dass unsere Flucht in einem Schützengraben des Ersten Weltkriegs begann.

Ich habe bereits erwähnt, dass mein Vater an der Ostfront von einer russischen Dumdum-Kugel getroffen worden war, die eines seiner Knie in tausend Stücke sprengte. Er wurde in einem österreichischen Spital einigermaßen zusammengeflickt und erhielt von den ungarischen Behörden eine Urkunde, die ihn zum 50-prozentigen Invaliden erklärte, obwohl er lange nicht die Hälfte seiner Energie und Vitalität verloren hatte. Nach dem Judengesetz von 1938 galt ein jüdischer Veteran mit 75-prozentiger Invalidität nicht mehr als Jude. Er musste nicht den gelben Stern tragen, durfte frei herumreisen und wurde weder ghettoisiert noch deportiert. Die gleichen Privilegien genossen seine Frau und seine Kinder. Mein Vater kratzte die «50» aus seinem Invalidenzeugnis und ersetzte sie durch «75». Natürlich wusste er, dass er jeden Moment mit dieser Fälschung erwischt werden konnte, aber er wusste auch, was in Siebenbürgen mit ein bisschen Korruption möglich war. Während die Gendarmen alles, was sie wollten, mit brutaler Gewalt an sich rissen, waren die Polizisten und Beamten geneigt, auf Schmiergelder wohlwollend zu reagieren. An dem Nachmittag, als ich mich vor den Gendarmen im Graben verstecken musste, hatte mein Vater einen Wache stehenden Polizisten bestochen, ihn aus dem Ghetto zu lassen. Er war in die Stadt geeilt und hatte, seinen Instinkten oder der jüdischen Flüsterpropaganda folgend, einen Beamten gefunden, der ihm gegen eine weitere Bestechung eine offizielle Kopie des gefälschten Zeugnisses ausstellte. Auf der Kopie sah «75 Prozent» so koscher aus, als ob Moses selbst es geschrieben hätte.

Mein Vater kam ins Ghetto zurück und wartete. Im Durcheinander nach dem Luftangriff riss er die gelben Sterne von unseren Jacken und warf sie weg. Er nahm mich bei der Hand und wir schlenderten zum Ausgang des Ghettos. Dank einer weiteren Bestechung öffnete der wachhabende Polizist das Tor, und wir traten auf die lange gerade Strasse hinaus, die zur Stadt führte. Wir waren frei. Wenigstens für eine Weile. Ich sollte hinzufügen, dass mein Vater versucht hatte, meine Tante Sari zum Mitkommen zu überreden. Sie hätte sich als Frau meines Vaters ausgeben und dank dem gefälschten Invaliditätszeugnis die gleiche prekäre Unantastbarkeit geniessen können wie mein Vater und ich. Aber ihre Eltern – meine Grosseltern – hatten weder echte noch gefälschte Zeugnisse, die sie aus dem Ghetto hätten befreien können, und sie weigerte sich, sie zu verlassen. Zwei Wochen später weigerte sie sich wieder, wie ich nach dem Krieg erfuhr. Bei der Ankunft in Auschwitz, als die Juden, die stark genug für die Sklavenarbeit zu sein schienen, von den Alten, den Kranken und den Kindern getrennt wurden, hatte sie wieder darauf bestanden, bei ihren Eltern zu bleiben, und war gleich zusammen mit ihnen vergast worden.

An schwelenden Ruinen vorbei eilten mein Vater und ich vom Ghetto zum Bahnhof und erwischten knapp einen Zug, der trotz der Bombenschäden an den Gebäuden und Gleisen im Begriff war, nach Budapest abzufahren. Im Zug wimmelte es von Detektiven auf der Jagd nach jüdischen Flüchtlingen. Sie verlangten von allen Passagieren Ausweise, die sie besonders gründlich prüften, wenn sie meinten, dass der Inhaber «jüdisch» aussah. Wenn sie einen weiteren Beleg brauchten, wenigstens bei Männern, befahlen sie sie in die Toiletten, wo sie feststellen konnten, ob sie beschnitten waren. Dutzendweise wurden erschrockene Juden, deren Papiere sich als Fälschungen erwiesen hatten, vom Zug gewiesen und ins nächste Ghetto eingeliefert. Einer der Detektive hielt auch vor uns. Als er das Zeugnis meines Vaters sah, sagte er argwöhnisch: «Das ist eine Kopie. Wo ist das Original?» Ich wurde vor Angst fast ohnmächtig, aber mein Vater behielt seine Geistesgegenwart. Indem er sein Hosenbein hochzog und auf die Stelle wies, wo statt einer Kniescheibe nur Narben zu sehen waren, sagte er: «Das ist das Original.» Der Detektiv sagte «Schon gut» und setzte seine Runde fort.

An den Rest der Reise erinnere ich mich nicht. Als Nächstes sehe ich ein Spital in Budapest, wo ein christlicher Arzt meinen Vater als «Patienten» und mich als «Begleitperson» aufgenommen hatte. Wir verbrachten ein paar Tage in diesem Spital, aber wir mussten weiterziehen, bevor uns einer von den Spitzeln entdeckte, die überall nach versteckten Juden schnüffelten. Ich habe oft an diesen christlichen Arzt gedacht, der sein eigenes Leben aufs Spiel setzte, um zwei Juden zu verstecken, die er nie vorher gesehen hatte. Ich wäre froh, wenn ich seinen Namen wüsste, damit ich ihm richtig danken und der Welt einen mutigen und guten Menschen unter Tausenden von Feiglingen, Opportunisten und Mördern vorstellen könnte. Aber leider weiss ich weder wer er war noch wem wir seine Bekanntschaft verdankten.

Das Invaliditätszeugnis meines Vaters war zu verdächtig, um uns auf lange Sicht zu beschützen. Selbst wenn es echt gewesen wäre, hätte es unser Überleben im faschistischen Ungarn nicht garantieren können. Nach Szálasis Staatsstreich vom 15. Oktober kümmerten sich die Pfeilkreuzlerbanden sowieso kaum um Dokumente und mordeten Juden nach Lust und Laune. Aber mein Vater sah die Lage schon im Juni klar genug, um zu wissen, dass er eine bessere Lösung finden musste, wenn er mit mir am Leben bleiben wollte.

Er blieb nie lange ratlos. Nachdem wir das Spital verlassen hatten, standen wir bald vor der Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Die eine verdankten wir Ernó Löb, einem Cousin zweiten Grades. Er hatte in Budapest Architektur studiert, bevor die Juden aus den Universitäten ausgeschlossen wurden. Er gehörte zu einer Gruppe von radikalen jungen Zionisten, die ein Versteck in der Stadt organisierten. Eines der Universitätsgebäude war später als die übrigen gebaut worden. Um die Harmonie der Aussenansicht zu bewahren, hatte man im Inneren hinter der Fassade ein falsches Stockwerk von ungefähr anderthalb Meter Höhe errichtet. Dadurch war ein Raum entstanden, der vom übrigen Gebäude abgeschlossen war, aber durch eine geheime Tur hinter Kacheln in einer Toilette erreicht werden konnte und an Anne Franks Hinterhaus in Amsterdam erinnerte. Ein Hauswart hatte den Studenten – gegen angemessenes Schmiergeld – erlaubt, Matratzen auf dem Boden auszubreiten und Konserven, Wasserflaschen und einen Radioempfänger hereinzuschmuggeln. Mein Cousin bot uns einen Platz in diesem Bunker an, und mein Vater war versucht einzuziehen. Aber am Ende wählte er die zweite Möglichkeit, und mein Cousin folgte seinem Beispiel. Als die Suche nach Juden intensiver wurde, zogen die Studenten in den Bunker. Nach dem Krieg hörten wir, dass das Gebäude durch eine alliierte Bombe zerstört und alle dort Versteckten getötet worden waren.

Die andere Möglichkeit war die «Kasztner-Gruppe». Mit dem falschen Zeugnis konnte sich mein Vater überall in Budapest ohne den gelben Stern und in prekärer Freiheit zeigen. Mit seiner nie erlahmenden Energie, aber auch getrieben von Todesangst, schleppte er mich hin und her zwischen den verschiedenen jüdischen Organisationen, nach Auskunft fragend, die Wahrheit hinter den Gerüchten abschätzend und Rat oder Hilfe suchend. Im Ghetto von Klausenburg hatte er gehört, dass wir zu humanen Bedingungen in eine Provinzstadt in Ungarn gebracht würden, die den beruhigenden Namen «Kenyermezö» (Brotwiese) trug. Diese Geschichte war, wie wir heute wissen, von den ungarischen Behörden erfunden und vom Judenrat verbreitet worden. In Wirklichkeit gab es keine Stadt, die gross genug war, um auch nur einen Bruchteil der Massen im Ghetto von Klausenburg aufzunehmen, von den übrigen Ghettos in Ungarn ganz zu schweigen. Ich glaube, mein Vater ahnte den Betrug. In Budapest begannen um diese Zeit von Juden, die aus der Provinz deportiert worden waren, Postkarten aus einem Ort mit dem idyllischen Namen «Waldsee» einzutreffen. Die Absender berichteten, dass sie wohlbehalten dort eingetroffen seien und gut behandelt würden. Die Wahrheit

war, dass die SS sie gleich nach ihrer Ankunft in Auschwitz gezwungen hatte, diese Karten zu schreiben, bevor sie vergast wurden. Ich kann mich noch erinnern, dass «Waldsee» häufig erwähnt wurde, wenn mein Vater Gerüchte mit anderen verängstigten Juden austauschte. Viele versicherten einander – oder eher sich selbst –, dass wir keinen Grund zur Unruhe hätten, wenn man uns nach so schönen Orten schickte. Aber mein Vater hegte wieder Verdacht.

Statt sich in falschen Hoffnungen zu wiegen, hielt er wie immer seine Augen und Ohren offen und entdeckte, dass ein jüdisches Rettungskomitee, geführt von einem Rezsó Kasztner, 380 Juden aus Klausenburg für irgendeinen Austausch nach Budapest gebracht hatte. Ich weiss nicht, ob er je Kasztner persönlich getroffen hat, aber er brachte es mit Beharrlichkeit so weit, dass wir mit Hunderten anderer Kasztner-Schützlinge in der Synagoge an der Arena-Strasse Zuflucht nehmen konnten. Allerdings war seinem Überlebensinstinkt auch das nicht genug. Wie er mich bereits im Ghetto von Klausenburg allein gelassen hatte, um sein falsches Invaliditätszeugnis zu beschaffen, so liess er mich jetzt allein in der Synagoge, während er weiter nach Rettung suchte. Diesmal musste ich mich jedoch nicht vor Gendarmen verstecken.

Er kam mit einem unscheinbaren Zettel zurück, der uns erlaubte, ins Lager in der Kolumbusz-Gasse einzutreten, wo die Gruppe aus Klausenburg einquartiert war. Im Gegensatz zur oft geäusserten Meinung, dass jedes Mitglied der Gruppe für seine Aufnahme gezahlt habe, weiss ich, dass in unserem Fall kein Geld den Besitzer wechselte, weil mein Vater kein Geld hatte. Es ist möglich, dass er einen Cousin zweiten oder dritten Grades namens Jenő László, der zur Führungsclique dieser Gruppe gehörte, so lange belästigte, bis er das Papier erhielt. Auf alle Fälle eilten wir bald ohne den gelben Stern durch die Stadt und versuchten, nicht wie Juden auf der Flucht auszusehen, obwohl wir jeden Augenblick erwarteten, verhaftet zu werden. Als wir ausser Atem am Tor des Lagers in der Kolumbusz-Gasse ankamen, winkte uns der wachhabende SS-Soldat lässig hinein, ohne das Papier in der Hand meines Vaters überhaupt anzuschauen. Um der schwachen Hoffnung willen, gerettet zu werden, hatten wir freiwillig unsere prekäre Freiheit gegen die sichere Gefangenschaft in den Händen unserer Todfeinde ausgetauscht. Es war ein verzweifelttes Hasardspiel, das die einen – darunter mein Vater – zu spielen bereit waren und die anderen nicht. Manche der Waghalsigen, die spielten, überlebten, während viele, die es nicht wagten, starben. Aber damals konnte niemand das Ende voraussehen.

Von der Kolumbusz-Gasse erinnere ich mich an eine grosse Turnhalle, eine kleinere Villa und ein paar Baracken in einem schattigen Garten, die man fast idyllisch nennen könnte, wenn sie nicht mit nervösen, verängstigten Menschen zum Bersten voll gewesen wären. Heute weiss ich, dass wir uns auf dem Areal des Wechselmann-Instituts für Taubstumme befanden, das in ein provisorisches Lager für «privilegierte» jüdische Gefangene verwandelt worden war. Die Baracken hatte in wenigen Tagen der Architekt László Devecseri errichtet, der sich dann mit seiner Familie der Gruppe anschloss. Die vielen Menschen um uns herum

waren wenige Tage vor meinem Vater und mir aus Klausenburg eingetroffen. Trotz ihrer Erleichterung, aus dem Ghetto entkommen zu sein, standen sie noch tief unter dem Eindruck ihrer Qualen und sahen besorgt einer unsicheren Zukunft entgegen. Sie wussten nicht, wohin das Schicksal sie verschlagen würde, aber sie warteten ungeduldig auf den Aufbruch, obwohl sie Angst hatten, eine böse, aber vertraute Welt hinter sich zu lassen. Ich war selbstverständlich zu jung, um das alles zu verstehen, aber ich teilte die allgemeine Unruhe mit meiner Umgebung.

Zufällig erlebte ich meinen schlimmsten Luftangriff in der Kolumbusz-Gasse. Die alliierten Flieger kamen in der Nacht, und wir mussten in unseren behelfsmässigen Baracken bleiben, weil es keine Luftschutzkeller gab. Es begann mit dem Heulen der Sirenen, und bald folgte das Dröhnen der schweren Bomber. Wir sassen in vollständiger Dunkelheit, während die Bomben sich über der Stadt ergossen, unerbittlich einer Melodie folgend, die mit einem langen Pfeifen anfang, von einem Augenblick tiefer Stille abgelöst wurde und mit einer betäubenden Explosion endete. Je mehr die Maschinen sich näherten, um so lauter wurde das Pfeifen, umso drohender die kurze Stille und umso gewaltiger die Explosionen, unter denen der Boden erzitterte wie bei einem Erdbeben. Die Melodie ist heute jedem Kinogänger bekannt, aber das war kein Film und ich kannte es noch nicht. Ich zitterte und wimmerte, ohne dass mein Vater etwas tun konnte, um mir zu helfen. Irgendwann war es dann trotzdem vorbei und wir waren unversehrt, aber mein Magen zieht sich bis heute einen Moment zusammen, wenn ich eine Fabriksirene den Schichtwechsel anzeigen höre.

Am 30. Juni 1944 verliess die Gruppe – darunter mein Vater und ich – die Kolumbusz-Gasse. Wir waren auf dem Weg nach Bergen-Belsen. Nur hatte keiner von uns je von Bergen-Belsen gehört, und niemand wusste, dass unser Ziel Bergen-Belsen war.

Die ersten Schritte

Flüchtlingshilfe

Die Rettungsaktion von Rezsó Kasztner ist eine der erstaunlichsten Episoden des Holocaust in Ungarn. Kasztner handelte zwar nicht allein, aber er war die herausragende Gestalt in einer kleinen Gruppe von Zionisten und Orthodoxen, die den unwahrscheinlichen Versuch unternahmen, die «Endlösung» durch Bestechung und Irreführung der SS aufzuhalten. Jede der beiden Seiten bemühte sich, die andere mit List, Betrug und Bluff auszumanövrieren – die Juden, um Leben zu retten, die Deutschen, um zu rauben und zu morden. Es war ein ungleicher Kampf. Die SS versprach Zugeständnisse und kassierte Lösegeld ein, während die Züge nach Auschwitz fuhren. Die Juden standen der SS wehrlos gegenüber, aber dennoch erzielten sie, wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten bedenkt, einige bemerkenswerte Erfolge.¹

Die Anfänge waren relativ bescheiden. Ab Frühling 1942 flohen immer mehr Juden aus den von Deutschen besetzten Nachbarländern – Polen, Slowakei, Jugoslawien – nach Ungarn. Sie hatten alles verloren – Stellen, Wohnungen, Vermögen, persönliches Eigentum, Familienmitglieder – und liefen um ihr Leben, in unablässiger Furcht, von Polizisten verhaftet oder Passanten angezeigt und in ihre Heimatländer abgeschoben zu werden, wo Deutsche oder einheimische Kollaborateure nur darauf warteten, sie in Konzentrationslager zu sperren oder ohne weiteres hinzurichten. Im November 1943 befanden sich 12.000-16.000 solcher Flüchtlinge in Ungarn. Sie brauchten Nahrung, Kleidung, Unterkunft und falsche Ausweise, um entweder eine neue – wenn auch provisorische – Existenz in Ungarn aufzubauen oder über Rumänien nach Palästina weiterzuflüchten.

Die gesetzestreuen offiziellen Führer der ungarischen Juden konnten oder wollten sich nicht für diesen verzweifelten Flüchtlingsstrom exponieren. Deshalb schlossen sich die bereits erwähnten Zionisten und Orthodoxe zusammen, um auf eigene Faust zu handeln. Im Januar 1943 ernannten sie sich selbst zu einem Hilfs- und Rettungskomitee, hebräisch *Wa adat Esra weHazala* oder kurz *Wa ada*. Zu ihrem Präsidenten wählten sie Dr. Otto Komoly, einen allgemein geachteten Ingenieur und verdienten Offizier des Ersten Weltkriegs. Geschäftsführender Vizepräsident wurde Dr. Rezsó Kasztner, der auch unter dem Vornamen Rudolf oder Israel bekannt ist. Weitere Mitglieder waren Joel und Hansi Brand, Moshe Schweiger, Samu Springmann, Schulern Offenbach, Zwi Szilágyi, Endre Biss sowie Vertreter der polnischen und slowakischen Flüchtlinge und der verschiedenen Gruppierungen der Chalutzim oder jungen Pioniere.

Die Waada hatte mit zahlreichen ausländischen Untergrundorganisationen heimliche Kontakte geknüpft. Besonders nützliche Beziehungen zum Ausland hatten Samu Springmann und Joel Brand. Springmann, von Beruf ein bekannter Juwelier in Budapest, beschäftigte ein Netz von Boten – Kuriere des ungarischen Aussenministeriums und der neutralen Staaten, Mitglieder der ungarischen und deutschen Geheimdienste, Doppelagenten und Schmuggler, die meist mit erheblichen Bestechungsgeldern belohnt wurden –, deren Aufgabe es war, Informationen und Geld zwischen Ungarn und dem Ausland hin und her zu befördern. Insbesondere hielt er den Kontakt mit Vertretern der Jewish Agency im neutralen Istanbul und durch sie mit der Jewish Agency in Palästina aufrecht.

Die Jewish Agency war 1929 gegründet worden, um Juden die Einwanderung nach Palästina unter britischem Mandat zu erleichtern. Nach der Unabhängigkeitserklärung von 1948 verwandelte sie sich in die erste Regierung des Staates Israel, in der die sozialdemokratische Mapai-Partei die Herrschaft ausübte. Ihre Führer waren David Ben Gurion und Moshe Shertok (später Sharett), die nach der Staatsgründung das Amt des ersten Ministerpräsidenten bzw. des ersten Aussenministers von Israel übernahmen. Hauptvertreter der Jewish Agency in Istanbul war Chaim Barlas, der den Auftrag hatte, den Juden in Ländern unter deutscher Besatzung Beistand zu leisten. Die Herstellung des Kontakts mit Istanbul war Springmanns wichtigster Beitrag zur Sache der ungarischen Juden. Er flüchtete kurz vor dem 19. März 1944 nach Palästina.

Brand war ein Abenteurer und Lebemann, der in seiner Jugend mit dem Kommunismus geliebäugelt hatte und später auf dem schwarzen Markt tätig war. Während seine Frau Hansi (geborene Hartmann) einen kleinen Strickwarenbetrieb leitete, verbrachte er einen grossen Teil seiner Zeit in den Kaffeehäusern, Nachtlokalen und Casinos von Budapest. Er war in Erfurt aufgewachsen, und seine Muttersprache war Deutsch. Seit Kriegsbeginn sah man ihn oft in der Gesellschaft deutscher Offiziere. Besonders nahe stand er Josef Winninger, einem Mitglied der Abwehr, der für Spionage und Sabotage zuständigen Einheit der Wehrmacht. Er verkehrte mit einem Agenten namens Bandi (oder András) Grosz, der für die Polen, die Japaner und die Amerikaner sowie für die Abwehr, die Gestapo und die SS spionierte und im Auftrag von Springmann Botengänge unternahm. Ausserdem pflegte er Umgang mit mehreren ungarischen Offizieren, die sich in der trüben Welt der Geheimdienste tummelten. Brands Lebensweise war bedenklich, aber nützlich, als es galt, Juden zu retten.

Im Sommer 1941 wurde eine von Hansis Schwestern zusammen mit ihrem Mann und mehreren Tausend anderen Juden, die als Ausländer galten, aus Ungarn ausgewiesen und in die Ukraine abgeschoben. Sie wären wahrscheinlich dem berüchtigten Massaker von Kamenetz-Podolskij zum Opfer gefallen, wenn Brand nicht rechtzeitig einen ungarischen Agenten namens Jozef Kren kennen gelernt hätte, der sie gegen Zahlung einer erheblichen Summe im Gepäckraum seines Wagens nach Ungarn zurückschmuggelte. Ähnliche Aktionen folgten,

und die Wa'ada sorgte bald nicht nur für Flüchtlinge auf ungarischem Gebiet, sondern schmuggelte auch Menschen über die Grenzen. Diese Unternehmen hiessen «Tiyul», was auf Hebräisch «Ausflug» bedeutet.

Neben der Jewish Agency in Istanbul hatte die Wa'ada zwei wichtige Kontakte in der neutralen Schweiz: Nathan Schwalb und Saly Mayer. Schwalb war Vertreter von Hechalutz, der Organisation junger zionistischer Pioniere. Mayer, ein wohlhabender Geschäftsmann im Ruhestand und früherer Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, war der Beauftragte des American Jewish Joint Distribution Committee (kurz Joint), einer wohltätigen Organisation, die zur Unterstützung von armen oder gefährdeten Juden im Ausland gegründet worden war. Mayer sollte eine Schlüsselrolle in Kasztners Arbeit spielen.

Die Wa'ada erhielt die Mittel für ihre Flüchtlingshilfe zum grössten Teil vom Joint über Istanbul und die Schweiz. Sie versuchte auch, über Istanbul und die Schweiz die Welt auf die immer schlimmeren Nachrichten über den Holocaust aufmerksam zu machen, aber die Welt reagierte langsam und unzulänglich. Im November 1943 trafen Kasztner und Springmann in einem Luxushotel in Budapest einen deutschen Geschäftsmann, den ihnen ein Wiener Zahnarzt namens Rudi Sedlacek, der auch als Abwehr-Agent arbeitete, vorgestellt hatte. Der Besucher leitete in Polen und in der Tschechoslowakei Fabriken, die vorgeblich kriegswichtige Waren für die Nazis herstellten, aber in Wirklichkeit ihren angeblichen Sklavenarbeitern einen Unterschlupf bieten sollten. Er wollte über Fluchtwege und finanzielle Zusammenarbeit mit der Wa'ada verhandeln, aber das wichtigste Ergebnis des Treffens war, dass die jüdischen Gesprächspartner zum ersten Mal mehr oder weniger genau erfuhren, was in den Todeslagern vor sich ging. «Schädel von Säuglingen mit dem Stiefel zertreten ist keine militärische Art», sagte der Besucher zu seinen entsetzten Zuhörern und erklärte weiter, dass in Auschwitz ein «wissenschaftliches System» entwickelt worden sei, mit dem «Juden vergast und verbrannt» wurden.² Dieser Bericht bestätigte die schlimmsten Ahnungen von Kasztner und Springmann, erweckte aber auch einen schwachen Hoffnungsschimmer in ihnen. Denn neben den Schreckensnachrichten hatte der Besucher auch eine neue Verordnung von Himmler erwähnt, die jüdischen Arbeitskräfte zu schonen, was Kasztner und Springmann an eine möglicherweise für Rettungsaktionen brauchbare Atempause denken liess. Die Wa'ada und der Besucher blieben noch eine Weile in Kontakt, aber es kam zu keiner bedeutenden Zusammenarbeit. Der Besucher hiess Oskar Schindler.

Gelegentlich machte die Wa'ada gemeinsame Sache mit anderen Organisationen, aber wieder ohne dauerhaften Erfolg. Fülöp Freudiger war Präsident der orthodoxen Gemeinde. Als Haupt einer grossen und einflussreichen Gruppierung unterstützte er anfänglich die Aktionen der Wa'ada. Im August 1944 jedoch traf er eine Sonderabmachung mit der SS und floh mit rund fünfzig Freunden und Verwandten nach Rumänien. Auch mit Moshe Krausz, der als Mitglied der mächtigen religiösen Misrachi-Partei das Palästina-Amt in Budapest

leitete, nahm die Wa'ada Kontakt auf, doch machten berufliche Rivalität und persönliche Animosität zwischen Kasztner und Krausz während des Krieges jedes gemeinsame Unternehmen unmöglich und trugen nach dem Krieg bedeutend zu Kasztners Untergang bei. Die Judenräte und die konventionelle Mehrheit der ungarischen Juden wiederum lehnten den Zionismus der Wa'ada aus politischen und sozialen Gründen ab. So stand die Wa'ada mehr oder weniger allein dem Ansturm der Deutschen gegenüber, aber auch zwischen ihren einzelnen Mitgliedern gab es Konflikte persönlicher und ideologischer Art, was bei einer aus so starken und ungleichen Persönlichkeiten zusammengewürfelten Gemeinschaft kaum verwundern dürfte. Dass die ganze jüdische Gemeinde auch tief gespalten war, machte den Kampf der Wa'ada gegen den äusseren Feind noch schwieriger.

Bis zum Frühjahr 1944 hatte sich in der Wa'ada eine ziemlich klare Arbeitsteilung ausgebildet. Brand kümmerte sich hauptsächlich um die Flüchtlinge. Springman lenkte das Kuriernetz und die Finanzen. Kasztner war für Beziehungen mit dem Ausland verantwortlich. Die reiche Baronin Edit Weiss war zwar nicht Mitglied der Wa'ada, aber sie stellte ihr bedeutende finanzielle Mittel zur Verfügung.

Spätestens seit Schindlers Besuch im November 1943 vermutete die Wa'ada, dass man von den Nazis für Lösegelder jüdisches Leben kaufen könnte. Nach der Besetzung Ungarns beschloss sie, die SS zu bestechen. In normalen Friedenszeiten hätte sie vielleicht anders gehandelt, aber diese Zeit war weder friedlich noch normal. Im Angesicht des Holocaust konnte sich die Wa'ada nicht den Luxus leisten, über die Moralität von Kontakten mit den Nazis nachzugrübeln. Sie musste handeln. Menschenleben standen auf dem Spiel, und Verhandlungen mit den Mördern, so widerlich sie auch waren, stellten eine Rettungsmöglichkeit dar. Nachdem Komolys Hilferuf bei gleichgültigen, machtlosen oder feindseligen ungarischen Würdenträgern kein Gehör gefunden hatte, blieben sie sogar die einzige Möglichkeit. Wie seltsam es sich auch ausnimmt: die letzte Hoffnung der Juden waren die Deutschen.

Kontaktaufnahme

Die Nazis verloren keine Zeit. Sobald die deutschen Truppen Ungarn besetzt hatten, machten sich Eichmann und sein Kommando an die Vernichtung der letzten jüdischen Gemeinschaft, die noch in ihrem Machtbereich lebte. Vor dieser unmittelbaren Bedrohung sah sich die Wa'ada gezwungen, ihre Hilfsaktionen für ausländische Flüchtlinge einzustellen und sich stattdessen auf die Rettung der ungarischen Juden zu konzentrieren.

Einen Präzedenzfall gab es in Bratislava, der Hauptstadt der Slowakei, wo der Rabbiner Michael Dov Weissmandel und die zionistische Aktivistin Gisi Fleischmann sich bemühten, mit Eichmanns Stellvertreter, Dieter Wisliceny, eine Übereinkunft zu treffen.

Im Sommer 1942 hatten die Nazis die Deportationen aus der Slowakei eingestellt, als dort noch 25.000 Juden am Leben waren. Sie entsprachen damit dem dringenden Ansuchen der slowakischen Regierung, die die Arbeitskraft der Juden brauchte, um die Wirtschaft des Landes vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Weissmandel und Fleischmann glaubten jedoch, dass der Aufschub der Deportation dem Schmiergeld von 20.000 Dollar (heute etwa 230.000 Dollar wert) zu verdanken sei, das sie Wisliceny bezahlt hatten. Deshalb hielten sie eine grössere Rettungsaktion für möglich. Sie entwarfen den ehrgeizigen «Europa-Plan» und informierten insgeheim die Waada in Budapest.

Als sich die deutschen Truppen am 19. März Budapest näherten, nahm der Abwehrgent Josef Winniger Joel Brand in Schutzhaft. Brand übergab ihm bei dieser Gelegenheit die Geldbestände der Waada, ihre Korrespondenz mit Istanbul, der Schweiz und Bratislava sowie die Berichte, die sie von Flüchtlingen über die deutschen Blutaten erhalten hatte. Dies alles war in Kasztners Wohnung versteckt gewesen. Ob Winniger tatsächlich Brand vor der Festnahme durch andere deutsche Einheiten beschützen oder das wertvolle Material für sich selbst sicherstellen wollte, ist unbekannt. Am gleichen Tag flohen Komoly und Kasztner mit ihren Familien vor den Verhaftungswellen in eine Wohnung in der Semsey-Andor-Strasse 15, die Endre Biss gehörte und in der ein paar Tage später auch Joel und Hansi Brand eintrafen. Biss, von jüdischer Abstammung, war als getaufter Katholik aufgewachsen. Er hatte die Wohnung – in der er jüdische Flüchtlinge aus Polen versteckte – als das Büro einer lutherischen Organisation eingetragen.

In Bratislava hatte sich Wisliceny bei Weissmandel und Fleischmann über mögliche Geschäftspartner in Ungarn erkundigt. Sie hatten ihm Fülöp Freudiger, das Haupt der Orthodoxen, und Nissan Kahan, den Vertreter der Zionisten, in Budapest empfohlen, aber die Gespräche, die daraufhin stattfanden, waren ohne Erfolg geblieben. Weissmandel hatte jedoch auch Kasztner auf die Möglichkeit eines Geschäfts mit Wisliceny aufmerksam gemacht. Wie Kasztner in seinem *Bericht* schreibt, ersuchten er und Brand deshalb Winniger und seinen Abwehr-Kollegen Johann Schmidt, Wisliceny auszukundschaften, ob das Judenkommando bereit sei, «mit dem illegalen jüdischen Rettungskomitee auf wirtschaftlicher Grundlage über die Milderung der antijüdischen Massnahmen zu verhandeln.»³ Mit anderen Worten: wer retten wollte, musste mit den Massenmördern um das Leben der Opfer feilschen, als ob er irgendeine Ware kaufen oder verkaufen wollte. Und für die SS waren wir tatsächlich genau das – nicht Menschen, sondern bestenfalls eine wertvolle Ware.

Am 5. April (oder ein paar Tage früher) empfing Wisliceny Kasztner und Brand in Winnigers Privatwohnung. Sie fragten Wisliceny ohne Umschweife: Ist das Judenkommando bereit, und wenn ja, unter welchen Bedingungen:

- a) das Leben der ungarischen Juden zu schonen?
- b) die Konzentration der ungarischen Juden in Ghettos zu unterlassen?
- c) von der Deportation der Juden aus Ungarn Abstand zu nehmen?

- d) die Auswanderung von ungarischen Juden, die über ausländische Visa und Einreisebewilligungen verfügen, zuzulassen?⁴

Wisliceny log wie gedruckt. Die SS bestehe «weder auf der Ghettoisierung noch auf der Deportation» und sei bereit, über «die Erhaltung der jüdischen Substanz» zu verhandeln. In Wirklichkeit wusste er, dass die ungarischen Behörden der ungarischen Polizei und Gendarmerie nach geheimer Absprache mit dem Judenkommando bereits den Befehl erteilt hatten, die Juden zwecks Ghettoisierung und Deportation zu registrieren. Die «höchsten Stellen» in Deutschland, sagte er, wären an einer «Auswanderung kleineren Umfangs» nicht interessiert, aber wenn Kaszner und Brand einen Plan über die «Auswanderung von mindestens 100.000» ausarbeiten würden, so könnte er versuchen, «ihn Berlin mundgerecht zu machen».⁵ Kaszner und Brand wussten ihrerseits, dass die Jewish Agency über 30.000 Einwanderungsbewilligungen nach Palästina verfügte, und sie hofften, die Deutschen überzeugen zu können, dass es sich dabei um 30.000 Familien, also etwa 150.000 Personen, handelte.

Als Gegenleistung für 100.000 Ausreisewilligungen verlangte Wisliceny im Namen des Judenkommandos zwei Millionen Dollar (heute fast das Zwölfwache wert). 10 Prozent davon wären innerhalb einer Woche in ungarischen Pengö zu bezahlen, um den «guten Willen» und die Zahlungsfähigkeit der jüdischen Seite zu beweisen. Schmidt und Winninger, die auch zugegen waren, forderten weitere 10 Prozent als Provision für die Wehrmacht und je ein Prozent für ihre eigene Mitwirkung. Der Wechselkurs sollte sich nach dem schwarzen Markt richten, wo damals 200.000 Dollar 6,5 Millionen Pengö entsprachen. Wisliceny gab auch zu verstehen, dass es sich bei den zwei Millionen Dollar nur um einen Vorschuss auf weitere Beträge handelte.

Da die ungarischen Gesetze den Juden praktisch jede Bewegungs- und Handlungsfreiheit genommen hatten, versorgte die SS die führenden Waada-Mitglieder mit Schutzpässen. Sie mussten keinen gelben Stern tragen. Sie durften Auto fahren und telefonieren, ihre Wohnungen jederzeit verlassen und reisen, wohin sie wollten. Diese Privilegien wurden manchmal von ungarischen oder deutschen Banden missachtet, aber im Grossen und Ganzen ermöglichten sie es Kaszner und seinen Kameraden, ihre geheimen Rettungsmissionen durchzuführen, ohne sich dauernd vor Verhaftung und Deportation fürchten zu müssen.

Um Wislicenys Forderung zu erfüllen, zitierte Samu Stern, der Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Budapest und de facto Führer der weltlichen Juden Ungarns, eine Reihe reicher Glaubensgenossen in sein Büro. Es gelang ihm, sie zur Herausgabe von fünf Millionen Pengö zu überreden, die von der Waada aus ihren eigenen Mitteln um weitere 1,5 Millionen aufgestockt wurden. Dass die Juden innerhalb der von Wisliceny festgesetzten Frist noch nicht den ganzen Betrag aufbringen konnten, wurde von den Deutschen mit lautstarker Empörung zur Kenntnis genommen.

Am 9. April erschienen Kasztner und Brand in Winningers Wohnung, um die ersten drei Millionen Pengö (oder damals knapp 100.000 Dollar) abzuliefern. Inzwischen war Wisliceny durch die ranghöheren Hermann Krumej und Otto Hunsche ersetzt worden. Kasztner begann zu glauben, dass die SS das sich abzeichnende Geschäft nicht als eine kleine private Erpressung, sondern als eine wichtige offizielle Angelegenheit betrachtete. Es ist schwer zu sagen, wie weit, wenn überhaupt, die SS ihre Versprechen halten wollte, aber es war klar, dass sie ein Doppelspiel trieb. In dem Augenblick, in dem Krumej und Hunsche das jüdische Lösegeld in Budapest in Empfang nahmen, befand sich Wisliceny in der nördlichen Stadt Munkács mit dem Auftrag, die Vorbereitungen der ungarischen Behörden für die Ghettoisierung der Juden von Karpatho-Ruthenien zu überwachen. Die Ghettoisierung, die Wisliceny kategorisch ausgeschlossen hatte, begann in diesem Landesteil am 16. April.

Am 21. April lieferten Kasztner und Brand weitere 2,5 Millionen Pengö ab. Da noch eine Million fehlte, drohte Krumej mit Abbruch der Verhandlungen, und Hunsche pflichtete ihm noch indignierter bei. Schliesslich gewährten sie der Wa'ada einen Aufschub und versprachen sogar, einer Anzahl Juden die Auswanderung zu gestatten, wenn sie nachweisen könnten, dass entweder ein neutraler Staat oder die USA bereit sei, sie aufzunehmen. Kasztner und Brand wiesen ein Telegramm von Chaim Barlas aus Istanbul vor, wonach ein Schiff im rumänischen Hafen Constanta am Schwarzen Meer bereit stand, 600 Einwanderer mit britischen Einreise-Zertifikaten nach Palästina zu bringen. Die Deutschen bestanden darauf, dass die Abfahrt einer solchen Gruppe mit Rücksicht auf die ungarischen Behörden den «Charakter der Deportation» tragen und die ganze Transaktion bei Todesstrafe ein «Reichsgeheimnis» bleiben müsse⁶.

Gewöhnlich wurden Einreise-Zertifikate zur Verteilung an Moshe Krausz im Palästina-Amt geschickt, aber Kasztner wollte eine so wichtige Sache nicht seinem Rivalen überlassen. Deshalb beauftragte er Otto Komoly und Ernó Szilágyi, eine Liste geeigneter Empfänger zusammenzustellen. Die Liste wurde während der Arbeit häufig geändert, und am Ende war sie fast dreimal so lang wie ursprünglich beabsichtigt. In manchen Fällen hatte Kasztner die letzte Entscheidung sich selbst vorbehalten.

Die Hälfte der 600 Inhaber von Einreisebewilligungen sollten unter Geleit von SS-Leuten aus der Provinz in ein «Bevorzugtenlager» in Budapest gebracht werden. Am 2. Mai verlangte Krumej eine Liste mit 300 Namen und versprach gleichzeitig, weitere 100 ausreisen zu lassen. Allerdings müsse die Wa'ada dafür zusätzlich 10 Millionen Pengö, oder 3,5 Millionen Dollar, auftreiben – ein «Kinderspiel», wie er meinte.⁷

Am 3. Mai reiste Kasztner nach Klausenburg, um mit Hilfe der jüdischen Führer vor Ort 300 Männer, Frauen und Kinder auszuwählen. Sein Fahrer war zufällig der Abwehrgent Rudi Sedlaczek, der seinerzeit Schindler mehrmals nach Budapest gebracht hatte. Die Ghettoisierung der Juden in der Zone um Klausenburg hatte zwei Tage vorher begonnen. Die Szenen, die Kasztner unterwegs sah, erschütterten ihn tief:

Überall auf den Landstrassen begegneten wir kleineren Gruppen von Juden. Sie fuhren auf Ochsenwagen und Pferdewagen, vollgepfropft mit den jämmerlichen Habseligkeiten ihrer Armut. Die meisten gingen zu Fuss. Junge und alte Männer und Frauen schleppten sich müde und erschöpft dahin. Ihre Gesichter bleich wie an Jom-Kippur, ihre Blicke traurig und jämmerlich. Hinter ihnen Gendarmen mit aufgeflepptem Bajonett. Man führte sie in die städtischen Ghettos: die Sammelstelle und letzte Station vor der Deportation.⁸

Wäre er eine Woche später gekommen, so hätte er vielleicht auch mich mit meiner Familie im offenen Lastwagen auf der Fahrt zur Ziegelfabrik gesehen.

In Kasztners Anwesenheit erstellten die jüdischen Führer in Klausenburg eine provisorische Liste. Nach heftigen Protesten und Debatten wurden schliesslich auch kleine Gruppen aus anderen Provinzstädten aufgenommen. Während seines Aufenthalts in Klausenburg erörterte Kasztner die Zukunftsaussichten mit den Führern der dortigen jüdischen Gemeinde. Er scheint sie gewarnt zu haben, dass auf die Ghettoisierung die Deportation und Vernichtung folgen würden. Über das Gespräch sind keine weiteren Einzelheiten überliefert, aber es ist klar, dass die Führer die Warnung nicht weiterleiteten. Zehn Jahre später sollte diese Unterlassung eine entscheidende Rolle in Kasztners Tragödie spielen.

In Klausenburg traf Kasztner auch mit Wisliceny zusammen, der mit seiner charakteristischen Verlogenheit erklärte, dass Eichmann ihn aus den Verhandlungen « ausgeschaltet » und mit der « Überführung der Juden in die Ghettos » betraut habe, weil er bei den Juden « einen zu guten Ruf » genieße.⁹ Als Kasztner ihn geradeheraus fragte, ob die allgemeine Deportation der ungarischen Juden bevorstehe, machte Wisliceny Ausflüchte. Als sie sich in Budapest wieder trafen, gestand er, dass wir alle deportiert würden. Das war am 8. Mai – meinem elften Geburtstag. Eine Woche später begannen die brutalsten aller Deportationen.

Aber unterdessen hatte Joel Brand von Eichmann ein erstaunliches Angebot erhalten.

Lastwagen für Menschenleben

Joel Brands Mission

Am frühen Morgen des 25. April wurde Joel Brand zu Eichmann vorgeladen. Um 9 Uhr brachte ihn ein SS-Unteroffizier in einem schwarzen Mercedes vom Treffpunkt beim Café zur Oper ins Hotel Majestic, wo Eichmann sein Hauptquartier eingerichtet hatte. Der folgende Bericht beruht auf Alex Weissbergs Nacherzählung von Brands Erinnerungen. Weissbergs Fassung ist stellenweise etwas ungenau, aber sie wird im Grossen und Ganzen von Kasztners *Bericht* und anderen Dokumenten bestätigt.¹

Obersturmbannführer Adolf Eichmann ist heute durch zahlreiche Aufnahmen entweder als selbstsicherer junger Offizier in SS-Uniform oder als besorgter, kahlköpfiger, alternder Gefangener vor dem Gericht in Jerusalem bekannt. Brand beschreibt ihn zur Zeit ihrer Unterredungen als etwa vierzigjährig, von mittlerer Grösse und schlankem Körperbau, blond, mit dünnen Lippen und schmaler Nase. Während er insgesamt «einem durchschnittlichen kaufmännischen Angestellten» glich, hatte er ungewöhnliche Augen: «Stahlblau, hart und scharf, blickten sie so, als ob sie den Partner durchbohren wollten». Seine Redeweise mit ihren stossartigen Anläufen und unerwarteten Pausen erinnerte Brand an «das Knattern eines Maschinengewehrs».²

Eichmann begann diese erste Unterredung mit einigen einleitenden Bemerkungen und rückte dann plötzlich mit seinem berüchtigten Angebot heraus:

Sie wissen – wer ich bin? Ich – habe die Aktionen im Reich – in Polen – in der Tschechoslowakei durchgeführt. Jetzt kommt Ungarn an die Reihe. Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen. Ich bin also bereit – Ihnen – eine Million Juden zu verkaufen ... Ware für Blut – Blut für Ware. Sie können sich diese Million – aus Ländern holen – in denen es noch Juden gibt.... Was – wollen Sie gerettet haben? Zeugungsfähige Männer? Gebärfähige Frauen? Greise? Kinder? Setzen Sie sich – und reden Sie.³

Brand war völlig entgeistert. Er antwortete, dass er keine Waren beschaffen könne, weil alle jüdischen Fabriken und Geschäfte geschlossen worden waren. Er fragte, ob die Deutschen Geld annehmen würden und wenn ja, wie viel. Eichmann gab nicht nach:

Ich fahre übermorgen nach Berlin und bespreche diese Angelegenheit nochmals mit unserer Führung. Sie müssen sich unterdessen überlegen, welcherlei Waren Sie uns anbieten können... Fahren

Sie ins Ausland, stellen Sie die direkte Verbindung mit Ihren Leuten und mit den Alliierten her und bringen Sie mir eine konkrete Offerte zurück.⁴

Brand meinte, dass er nach Istanbul fahren könnte, wo die Abgesandten der Jewish Agency aus Palästina am besten die Verbindung zwischen den Juden im deutschen Herrschaftsreich und den Alliierten aufrechterhalten könnten. Eichmann erklärte sich einverstanden und erinnerte Brand daran, dass seine Mutter, Frau und Kinder als Geiseln Zurückbleiben und seine Rückkehr garantieren würden.

Am 8. Mai bestellte Eichmann Brand wieder in sein Hauptquartier. Er habe «die Zustimmung der höchsten Stellen» zur Fortsetzung der Verhandlungen erhalten:

Was ich gern bekäme, das wären Lastkraftwagen. Sie wollen eine Million Juden haben?... Ich mache Ihnen ein kulant Angebot: Sie liefern mir ein Lastauto für hundert Juden... Das macht in summa zehntausend Lastwagen ... Sie müssen für Winterbetrieb geeignet sein.⁵

Eichmann bekräftigte, dass die Lastwagen «ausschliesslich für den Einsatz an der Ostfront» bestimmt seien und «nie im Westen» verwendet würden. Er versicherte Brand:

Wenn Sie aus Konstantinopel zurückkommen und mir mitteilen, dass das Angebot angenommen wurde, dann löse ich Auschwitz auf und stelle Ihnen 10% der versprochenen Million an die Grenze. Sie übernehmen diese hunderttausend Juden und liefern mir nachträglich tausend Lastautos. Und dann geht das Geschäft Zug um Zug weiter. Je tausend Lastautos für hunderttausend Juden.⁶

Im weiteren Verlauf der Verhandlungen einigten sich Eichmann und Brand auf folgenden Preis für eine Million Juden: 10.000 Lastwagen, 200 Tonnen Kaffee, 2 Millionen Kisten Seife, eine ungenannte Quantität Wolfram und einige weitere kriegswichtige Waren.⁷

Zum nächsten Treffen befahl Eichmann Brand am 14. Mai. Diesmal war auch Otto Klages zugegen. Zu Brands Überraschung überreichte Klages ihm 50.000 Dollar und 270.000 Schweizer Franken sowie eine Anzahl Briefe, die aus der Schweiz an die Wa'ada geschickt und von den Deutschen abgefangen worden waren. Es ist unklar, ob die Deutschen mit dieser Geste ihre Macht oder ihre Verlässlichkeit als Geschäftspartner demonstrieren wollten.

Zum letzten Mal trafen sich die beiden Männer am 15. Mai, als Eichmann Brand mitteilte, dass die Deportationen aus Ungarn eben angefangen hätten. Er fügte hinzu, dass täglich 12.000 Juden abtransportiert würden, jedoch zunächst nicht nach Auschwitz, sondern nach Österreich oder in die Slowakei, wo ihr weiteres Schicksal von Brands Erfolg in Istanbul abhängen würde.

Wenn Sie in einer Woche oder sagen wir spätestens in zwei Wochen zurückkommen und mir einen positiven Bescheid bringen, dann sprengt sich Auschwitz in die Luft und schicke die jetzt Deportierten als erste an die spanische Grenze ... Wenn Sie nicht zurückkommen oder nicht rechtzeitig hier sind, kommen sie alle nach Auschwitz.⁸

Natürlich log Eichmann, denn die Transporte gingen direkt nach Auschwitz.

Brands Kollegen in der Wa'ada hatten auf Eichmanns Angebot skeptisch reagiert. Sie konnten nicht glauben, dass die Nazis ein solches Geschäft ernsthaft vorschlugen oder die Alliierten ihm zustimmen würden. Aber in ihrer verzweifelten Lage griffen sie nach jedem Strohalm, und Brands Aufenthalt im freien Istanbul schien gleich zwei Möglichkeiten zu eröffnen: Wenn er die Aufmerksamkeit der Welt auf die Gräueltaten der Lager aufmerksam machte, könnte dies den Alliierten den Anstoss geben, eine militärische Aktion zur Rettung der noch in deutscher Gewalt lebenden Juden zu unternehmen; und wenn es gelänge, die Verhandlungen mit den staatlich sanktionierten Raubmördern – durch Bluff, Ausflüchte und Täuschungsmanöver – lange genug hinauszuzögern, könnten vielleicht grosse jüdische Massen den nahenden Zusammenbruch des Dritten Reichs und ihre Befreiung von der deutschen Tyrannei erleben.

Eichmann kann seinerseits kaum geglaubt haben, dass das Geschäft zu Stande kommen würde. Wahrscheinlich wollte er es auch gar nicht. Er hatte wohl nichts gegen ein tüchtiges Schmiergeld – am liebsten, ohne seine Versprechen einzuhalten –, aber wenn wir die wahren Gründe des Angebots oder wenigstens eine plausible Hypothese finden wollen, müssen wir weiter ausholen. Eichmann handelte bestimmt mit Wissen und wahrscheinlich nach Befehlen seines obersten Vorgesetzten, Heinrich Himmlers. Aber was mag Himmler selbst vom Angebot erwartet haben?

Zwei Hypothesen beziehen sich direkt auf die Juden. Die Anhänger der einen meinen, Himmler habe eingesehen, dass der Krieg verloren sei, und wolle nun als Retter der noch lebenden Juden auftreten, um seiner verdienten Strafe zu entgehen. Die Anhänger der anderen glauben im Gegenteil, dass er den Juden und ihren Führern falsche Hoffnungen auf Rettung machen wolle, um ihnen die dringende Notwendigkeit des Widerstandes gegen die Deportationen zu verschleiern.

Zwei weitere Hypothesen beschäftigen sich mit der möglichen Auswirkung des Angebots auf den Verlauf des Kriegs. Die eine gehört ins Gebiet der psychologischen Kriegführung: Himmler habe auf Ablehnung gehofft, um die Schuld an der Vernichtung der europäischen Juden den Alliierten oder den jüdischen Organisationen der freien Welt in die Schuhe schieben und damit einen grossen Propaganda-Erfolg ernten zu können. Die andere hat weit reichende strategische Implikationen und scheint mir die überzeugendste von allen zu sein: Demnach wollte Himmler einen Keil zwischen die westlichen Alliierten und die Sowjetunion treiben und sich nach Abschluss eines Separatfriedens mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten auf den Kampf gegen die Rote Armee konzentrieren. In diesem Zusam-

menhang ist die Meinung geäußert worden, dass Brands Mission bloss als Tarnung für die ungleich wichtigere Mission seines Mitreisenden, Bandi Grosz, diene, der in Istanbul Kontakte zwischen hohen deutschen Nachrichtenoffizieren und ihren britischen und amerikanischen Pendanten herstellen sollte. Was auch immer Himmlers Motive hinter diesem erstaunlichen Angebot gewesen sein mögen, es ist sicher, dass die Deutschen sich massiv irrten, wenn sie der Waada den geringsten Einfluss auf internationale Angelegenheiten zuschrieben. Die Waada ihrerseits hatte es nicht eilig, sie aufzuklären.

Am 17. Mai brachte Obersturmbannführer Hermann Krumej Brand und Grosz mit dem Auto nach Wien. Zwei Tage später flogen sie in einem deutschen Kurierflugzeug nach Istanbul. Vor ihrer Abfahrt hatte Eichmann Hansi Brand zum ersten Mal zu sich bestellt und ihr strengstens befohlen, das Geschäft als Reichsgeheimnis zu betrachten und ihn zu benachrichtigen, sobald sie Nachrichten aus Istanbul hatte. Ferner musste sie mit ihrer Familie in Budapest bleiben und sich täglich in Eichmanns Büro melden. Kurz: sie war Eichmanns Geisel.

Hansi kam bald zum Schluss, «dass es nicht Sache einer Frau sei, so viel Verantwortung zu tragen».⁹ Deshalb liess sie sich von Kasztner zur Audienz mit Eichmann begleiten. Es war der erste persönliche Kontakt zwischen Eichmann und Kasztner, der von da an in den Verhandlungen eindeutig die führende Stellung auf jüdischer Seite einnahm.

Das Fiasko in Istanbul

Als die Waada den jüdischen Stellen in Istanbul Brands bevorstehende Reise anzeigte, erhielt sie in einem verschlüsselten Telegramm die Antwort, dass «Chaim» ihn erwarte. Die Waada glaubte, dass es sich um Chaim Weizmann, den angesehenen Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation, handle. Brand trat die Reise in optimistischer Stimmung an. Aber als er in Istanbul landete, entdeckte er enttäuscht, dass nicht Chaim Weizmann, sondern nur Chaim Barlas, das Haupt des Rettungskomitees der Jewish Agency in Istanbul, ihn erwartete. Grosz wurde gleich nach der Landung von seinen Kontaktpersonen vom Flughafen weggeführt, während Brand, der kein türkisches Visum hatte, warten musste, bis Angestellte der Jewish Agency eine provisorische Einreisebewilligung für ihn organisierten.

Bei einem gefühlsgeladenen Treffen im Hotel Pera Palace berichtete Brand den entsetzten Vertretern der verschiedenen zionistischen Gruppen alles, was in Ungarn damals, vor allem aus dem Vrba-Wetzler-Bericht, bereits über den Holocaust bekannt war. Er forderte seine Zuhörer dringend auf, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, damit die Alliierten sich im Prinzip zu Verhandlungen mit den Deutschen über das Angebot bereit erklärten. Er hatte

zwar keine Illusionen über die Aussichten des Geschäfts als solches, argumentierte aber, dass schon ein einfaches mündliches Versprechen die Deportationen eine Weile aufhalten könnte und dass die Überlebenschancen der noch unter deutscher Herrschaft leidenden Juden umso besser würden, je länger die scheinbaren Verhandlungen sich hinzögen. Er beschrieb, wie jeden Tag 12.000 ungarische Juden unter den unmenschlichsten Umständen in die Todeslager verfrachtet wurden. Er forderte, dass sofort ein Mann von der Statur eines Weizmann oder Shertok nach Istanbul kommen solle, um den Deutschen bedeutende Fortschritte vorzutäuschen. Er verlangte alliierte Bombenangriffe auf die Gaskammern und Krematorien von Auschwitz und die dorthin führenden Eisenbahnlinien.

Während der nächsten Wochen richteten führende Mitglieder der Jewish Agency dringende Appelle an die britische und amerikanische Regierung, aber ohne Erfolg. Die Lieferung von kriegswichtigen Waren an den Feind kam nicht in Frage. Die Aufforderung an die britische und amerikanische Regierung, den Deutschen wenigstens Bereitschaft zu Verhandlungen zu zeigen, wurde auch abgelehnt. Vorschläge und Gegenvorschläge flogen hin und her zwischen den Vertretern jüdischer Organisationen und mehr oder weniger bedeutenden Diplomaten und Politikern in Istanbul, London und Washington, aber umsonst. Gegen Ende Juni reiste Moshe Shertok nach London in der Hoffnung, dass die britische Regierung sich überreden liesse, «den Deutschen einen Köder vor die Nase zu halten».¹⁰ Die Reaktion war typisch für den ganzen Vorgang. Aussenminister Anthony Eden versicherte ihnen, dass Grossbritannien alles tun würde, was es könne, um die Juden zu retten, aber in Wirklichkeit hatte die britische Regierung schon Anfang Juni beschlossen, in keiner Weise auf das deutsche Angebot einzugehen. Am 11. Juli wiederholte Premierminister Churchill, dass über «dieses Thema keinerlei Verhandlungen» stattfinden sollten, und er wies Eden an, über den Holocaust – den er «wahrscheinlich das grösste und schrecklichste Verbrechen, das je begangen wurde» nannte – «öffentliche Erklärungen abzugeben, dass jeder, der damit etwas zu tun hat, gestellt und zum Tod gebracht» würde.¹¹ Die US-Behörden, die zum Teil dem Rat der Briten folgten, halfen auch nicht. Sie unterrichteten die Sowjets über Eichmanns Versprechen, die Lastwagen nur an der Ostfront einzusetzen, und die Sowjets weigerten sich kategorisch, irgendwelche Verhandlungen zu gestatten. Der US-Botschafter in Moskau berichtete am 19. Juni nach Washington in echt diplomatischem Jargon, die sowjetische Regierung betrachte es «weder als nützlich noch als statthaft, mit der deutschen Regierung ein Gespräch gleich welcher Art über das angesprochene Thema zu führen».¹²

Als Shertok und Weizmann gemeinsam gegen Ende Juni und Anfang Juli dringend um Bombenangriffe auf Auschwitz und die dahin führenden Bahnlinien baten, wurden sie von Eden und dem Aussenministerium abgewiesen. Eine ähnliche Bitte, die Ende Juli Henry Morgenthau, der Finanzminister von Präsident Roosevelt, an ihrer Stelle vorgetragen hatte, wurde vom Kriegsministerium abgelehnt.

Der Hauptgrund, warum die Alliierten nicht einmal zum Schein über Eichmanns Angebot verhandeln wollten, lässt sich auf ihr erklärtes Ziel, eine bedingungslose deutsche Kapitulation zu erreichen, zurückführen. Jede Verhandlung hätte dieses Prinzip verletzt, und wenn ein Geschäft zu Stande gekommen wäre, so hätte es möglicherweise eine hemmende Wirkung auf die Kriegführung der Alliierten ausgeübt. Bombenangriffe auf Auschwitz verweigerten die Alliierten, weil der Erfolg einer solchen Operation ungewiss war und sie alle ihre Ressourcen für ihre eigenen strategischen Pläne benötigten. Aber ein mindestens ebenso gewichtiger Grund für ihre Zurückhaltung war ihre Angst vor dem grossen Zufluss an Flüchtlingen, der einer Einigung zwischen den Parteien folgen könnte, wobei wohl auch eine Prise Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden eine Rolle spielte. Einwanderung in die Vereinigten Staaten oder nach Grossbritannien und dem britischen Reich war durch ein strenges Quotensystem eingeschränkt, das weder die Briten noch die Amerikaner zu lockern bereit waren. Die Briten waren insbesondere über die möglichen Folgen der Ankunft von grossen Massen an Juden in Palästina besorgt, das sich damals unter britischer Herrschaft befand. Aus London warnte am 31. Mai das Komitee für Flüchtlinge sein Gegenstück in den USA, dass jede Verhandlung zum Angebot führen könnte, «eine noch grössere Zahl von Juden in unsere Hände abzuladen».¹³ In Kairo fragte ein britischer Politiker gegen Ende Juni Brand erstaunt, als er von Eichmanns Angebot hörte: «Was soll ich mit einer Million Juden anfangen? Wo soll ich sie hintun?»¹⁴ Brand hielt den Politiker für Lord Moyne, den Staatsminister für den Nahen Osten. Er kann sich geirrt haben, aber die Reaktion des Engländers war auf jeden Fall typisch für die Ansichten der einflussreichsten Kreise.

Nach langwierigen geheimen Unterredungen kamen die westlichen Alliierten zum Schluss, dass Eichmanns Angebot am wahrscheinlichsten dazu bestimmt war, das Bündnis zwischen ihnen und der Sowjetunion zu sprengen. Sie schlugen es deshalb einmütig aus. Am 19. Juni brach die *New York Herald Tribune* den Stab über den tückischen Versuch, die Einigkeit der Alliierten zu zerstören. Am nächsten Tag veröffentlichten die *Times* in London und andere Zeitungen den folgenden Gegenangriff unter dem Titel «Ein ungeheures ‚Angebot‘»:

Es ist schon lange klar, dass die deutschen Machthaber angesichts der sicheren Niederlage alle ihre Bemühungen steigern würden, die Alliierten zu erpressen, zu täuschen und zu spalten. Mit ihrem neuesten Versuch... haben sie eine neue Höhe der Fantasterei und Selbsttäuschung erreicht. Sie haben ein Angebot vorgelegt oder unterstützt, die noch lebenden ungarischen Juden gegen Kriegsmaterial auszutauschen... Das ist eine der widerlichsten Geschichten von diesem Krieg. Sie beginnt mit einem Vorgang vorsätzlicher Ausrottung und endet, bis heute, mit einem Erpressungsversuch... Die britische Regierung weiss, wie jedes Angebot, das von Deutschen gemacht oder von Deutschen unterstützt wird, zu bewerten ist... das deutsche «Angebot» scheint einfach ein fantastischer Versuch zu sein, unter den Alliierten Verdacht zu säen.¹⁵

Diese extrem öffentliche Ablehnung des streng geheimen Angebots besiegelte endgültig das Schicksal der Brandschen Mission.

Brand selbst war seit seiner Ankunft in Istanbul dauernd von den türkischen Behörden belästigt worden. Seine Hoffnung auf ein Treffen mit einem wichtigen Mitglied der Jewish Agency hatte sich zerschlagen, als Moshe Shertok kein türkisches Visum zur Einreise aus Palästina bekam. Als man ihm stattdessen ein Treffen mit Shertok im syrischen Aleppo, auf halbem Weg zwischen der Türkei und Palästina, in Aussicht stellte, verliess er am 5. Juni Istanbul mit der Eisenbahn. Bevor er die syrische Grenze erreichte, stiegen in Ankara zwei Mitglieder der jüdischen Untergrundorganisation Irgun ein und warnten ihn vor einer britischen Falle. Er sah aber keine andere Möglichkeit, als seine Reise fortzusetzen. Am 7. Juni, kaum auf syrischem Boden angelangt, wurde er von britischen Soldaten als mutmasslicher deutscher Spion verhaftet.

Als Gefangener durfte Brand endlich in Aleppo im Beisein britischer Nachrichtenoffiziere mit Shertok Zusammentreffen. Er berichtete Shertok ausführlich über die Vernichtung der Juden in Europa und die Bemühungen der Wa'ada. Shertok war tief bewegt, hatte aber wenig Trost zu bieten. Als er erklärte, dass die Briten Brand als ihren Gefangenen nach Ägypten bringen wollten, rief Brand verzweifelt aus: «Wisst ihr, was ihr tut? Das ist doch einfach Mord! Das ist Massenmord! Wenn ich nicht zurückgehe, werden unsere besten Leute geschlachtet... Ich bin hier der Abgesandte einer Million zum Tode verurteilter Menschen! Von meiner Rückkehr hängt ihr Leben ab.» Er war nicht nur von Sorge über das Schicksal der jüdischen Massen erfüllt, sondern er fürchtete auch, dass Eichmann sich an seiner Familie rächen würde: «Meine Frau! Meine Mutter! Meine Kinder kommen als erste dran!»¹⁶ Es nützte nichts. Shertok versprach, die Sache auf höchster Ebene in London zur Sprache zu bringen, und er tat, was er konnte, um Edens Unterstützung zu gewinnen, aber alles war umsonst.

Brand wurde, von einem britischen Offizier bewacht, mit der Eisenbahn über Palästina nach Kairo gebracht und dort Tag für Tag, Woche für Woche von den Briten über seine Beziehungen zu den Deutschen und über die Jewish Agency verhört. Die Tortur dauerte mehr als drei Monate. Am 5. Oktober stellten ihn die Briten vor die Wahl zwischen Einwanderung nach Palästina und Rückkehr nach Ungarn. Mit der Mitwirkung der Jewish Agency entschloss er sich für die erste Variante. Hätte er die zweite gewählt, wäre er höchst wahrscheinlich sofort von Eichmann umgebracht worden.

Nur einen kleinen Erfolg hatte Brand vor seiner Abfahrt aus Istanbul verzeichnen können. Nach seinen beharrlichen Mahnungen hatte das dortige Hilfskomitee am 29. Mai eine «vorläufige Vereinbarung» verabschiedet, in der auf Fortschritte in den Verhandlungen zur Lösung der juristischen und politischen Probleme hingewiesen und den Deutschen dringend empfohlen wird, die Deportationen abubrechen und die Juden emigrieren zu lassen. Infolge

von Kurierproblemen erreichte das Schreiben Budapest erst am 5. Juli, drei Tage bevor die Deportationen aus der ungarischen Provinz zu Ende gingen.

Während Brand im Nahen Osten festgehalten wurde, verdächtigten ihn seine Mitstreiter in der Waada der Desertion. Sie konnten sich nicht vorstellen, welche militärischen, diplomatischen und politischen Überlegungen die Alliierten davon abhielten, ihnen beizustehen oder wenigstens ein Interesse am deutschen Angebot vorzutäuschen. Es gelang Brand nie, seine Unschuld völlig zu beweisen. Seinerseits warf er, nicht ganz mit Recht, sowohl den Alliierten als auch der jüdischen Führung in Palästina vor, ihn vorsätzlich verraten zu haben. Erbittert über das Ausbleiben der Anerkennung, die er verdient zu haben glaubte, zermürbt durch Streitigkeiten mit seiner Frau Hansi und neidisch auf Kasztners Leistung starb er 1964 in Israel.

Nach dem Fehlschlag von Brands Mission wurde Kasztner, mit Hansis Unterstützung, der unangefochtene Leiter der Rettungsaktionen der Wa'ada.

Die unbarmherzige Aufgabe

Die beiden Gesichter von Rezsó Kasztner

Obwohl von Amts wegen Vizepräsident der Wa'ada, war Kasztner in Wirklichkeit ihre eigentliche treibende Kraft. Wer sein ausserordentliches Verhältnis zu den Deutschen verstehen will, muss seiner widerspruchsvollen Persönlichkeit Rechnung tragen.

Rezsó Kasztner wurde am 14. April 1906 in Klausenburg geboren – wie ich ein Vierteljahrhundert später – und besuchte dort das jüdische Gymnasium, das auch ich besuchte, bis es plötzlich keine jüdischen Schulen – und bald auch keine Juden mehr – im ungarischen Siebenbürgen gab. Nach Abschluss seiner juristischen Studien betätigte er sich als Journalist und zionistischer Aktivist. Er war Mitarbeiter der Zeitung *Uj kelet* und Mitglied von Ichud, einem Verband von gemässigt linken Parteien, die enge Verbindungen zur Mapai, der sozialdemokratischen Partei in Palästina, hatten. Mit sechzehn Jahren trat er in die zionistische Jugendbewegung Barisia ein, und zehn Jahre später war er einer ihrer Führer. 1937 heiratete er Erzsebet Fischer, die allgemein Bogyo – das ungarische Wort für «Beere» – genannt wurde. Ihr Vater war József Fischer, der reiche Vorsitzende der religiösen jüdischen Gemeinde in Klausenburg und Abgeordneter im rumänischen Parlament, solange Juden in Rumänien noch derartige Ämter bekleiden durften. Als neues Familienmitglied erhielt Kasztner die Aufgabe, ein Verhältnis zwischen Bogyós jüngerer Schwester Vica und Emil Nussbacher zu beenden; Nussbacher, der dann nach Palästina auswanderte und sich Joel Palgi nannte, sollte später eine unglückliche Rolle für Kasztners Schicksal spielen. Vica wanderte ebenfalls nach Palästina aus und heiratete Pesach Rudik.

1940, kurz nach dem Anschluss von Siebenbürgen an Ungarn, zog Kasztner nach Budapest um, wo er weiterhin eine aktive Rolle in der zionistischen Bewegung spielte. 1942 wurde er zur Sklavenarbeit an der Seite der ungarischen Armee eingezogen und baute sechs Monate Schanzen in Siebenbürgen. Nach seiner Entlassung setzte er seine Arbeit als Zionist und führendes Mitglied der entstehenden Wa'ada fort.

Ich kannte Kasztner nicht persönlich, und er hätte mich als einähriges Kind kaum beachtet, wenn jemand mich ihm vorgestellt hätte. Als ich die Erwachsenen in Bergen-Belsen von ihm reden hörte, sah ich einen Übermenschen vor mir, der eines Tages mit seinen nackten Händen den Stacheldraht zerreißen und uns an den staunenden Wachen vorbei aus dem Lager führen würde, ungefähr so wie Moses die alten Israeliten aus Ägypten.

Der wirkliche Kasztner war anders. Die ihn kannten, erinnern sich an einen komplizierten Menschen, der aussergewöhnliche Stärken, aber auch aussergewöhnliche Schwächen besass. Rivka Bar-Yosef, Angehörige einer Gruppe junger Zionisten und Zionistinnen, die Kasztner vor dem Krieg führte, beschreibt ihn als überaus «scharfsichtig und klug», behauptet aber, dass er «oft Dinge versprach, die er nicht halten konnte». Raft Ben-Shalom, Mitglied des Jugendwiderstandes in Ungarn, der Kasztner häufig bei Rettungsaktionen begegnete, nennt ihn «äusserst mutig», fügt aber hinzu, dass die Kehrseite seines Mutes «Grössenwahn» heissen könnte.¹

Joel Brand, einer seiner engsten Mitarbeiter, hatte mindestens zwei gewichtige Gründe, ihn zu kritisieren: Kasztner war nicht nur sein Rivale in der Wa'ada, sondern er hatte auch ein Verhältnis mit seiner Frau Hansi, während Brand sich mit seiner aussichtslosen Mission im Ausland abmühte. Trotzdem macht das Bild, das er in seinen Erinnerungen von ihm entwirft, den Eindruck von glaubhafter Objektivität. Brand sah Kasztner als «Prototyp des hochmütigen Intellektuellen», dem die «ursprüngliche Beziehung zu den einfachen Menschen» fehlte. Er bescheinigt Kasztner einen «scharfen Verstand», findet ihn aber «nicht ebenso zuverlässig wie rasch denkend» und ausgesprochen «unpünktlich». Aber «wenn er sich für eine Sache einsetzte, dann war er imstande, Ungewöhnliches zu leisten». Obwohl er von Natur furchtsam war, meint Brand, «zwang er sich in entscheidenden Momenten einen Mut ab, den man bewundern musste.»²

Fülöp Freudiger beschrieb Kasztner in einem kurz nach seiner eigenen Flucht nach Rumänien verfassten Bericht, als «diktatorisch von Natur, eifersüchtig auf die Erfolge von Anderen und schrecklich nachlässig in Bezug auf Termine und Vereinbarungen». Aber im gleichen Text lobt er Kasztner als «idealistisch, kompetent, weitsichtig... selbstlos und immer bereit, persönliche Risiken einzugehen».³

Es verwundert nicht, dass das günstigste Charakterzeugnis von Kasztners Tochter Zsuzsi stammt. In meinen Gesprächen mit ihr zeigte sich deutlich, dass sie ihre Eltern vergötterte. Sie gab zu, dass ihr Vater den häufigen Vorwurf der Arroganz verdiente, wiederholte aber mir gegenüber, was sie bereits in einem früheren Interview mit Bertram von Boxberg gesagt hatte: «Einerseits war er ein sehr, sehr guter Mensch. Er half gerne. Andererseits war er arrogant, sehr arrogant, und zwar mit Recht, denn er war äusserst gewandt und intelligent, sah sehr gut aus und hatte grosses Charisma.»⁴ Gegen die Anklage der Unwahrhaftigkeit nahm sie ihren Vater in Schutz und sah ihn lieber als einen verwegenen Glücksspieler, der sich eher auf List und Glück als auf einfache Unehrllichkeit verliess. In einem von Ann Pasternak Slater zitierten Gespräch sagte sie kurz: «Er war kein Lügner. Aber er spielte Poker.»⁵

Als Brand nach Istanbul abgereist war, führte Kasztner die Verhandlungen mit der SS in Budapest weiter. Er wurde oft zu Eichmann vorgeladen oder bat selbst um Erlaubnis vorzusprechen. Diese Begegnungen bedeuteten eine ungeheure Belastung für seine Nerven, aber er zwang sich, nicht eingeschüchtert zu erscheinen. Eine charakteristische Anekdote demon-

striert, wie er äusserlich den allmächtigen Mördern von Gleich zu Gleich gegenübertrat, obwohl er innerlich tausend Ängste ausstand. Als er Hansi Brand erzählte, wie Eichmann ihn während der Gespräche durch betont lässiges Rauchen einschüchtern wollte, riet ihm Hansi, ebenfalls zu rauchen. Er folgte ihrem Rat, und diese Geste der Selbstsicherheit, war sie auch noch so falsch, erreichte ihr Ziel. Nach dem Krieg lobte Eichmann selbst die Kaltblütigkeit und Unverfrorenheit, mit der Kasztner «Zigaretten rauchte, als ob er in einem Kaffeehaus wäre».⁶

Die meisten Bekannten Kasztners sind sich einig, dass er ehrgeizig, autokratisch und hinterlistig war, preisen aber auch seinen Scharfsinn, seine Gabe für Diplomatie, seinen ausserordentlichen Mut, seine Fähigkeit, schwere Entschlüsse zu fassen und seine Entschlossenheit, ohne Rücksicht auf seine eigene Bequemlichkeit oder Sicherheit seine Aufgaben zu erfüllen. Unter normalen Umständen – wenn es die überhaupt gibt – mögen manche seiner Charakterzüge weniger bewundernswert erscheinen, aber in jenen chaotischen Zeiten waren sie genau die Voraussetzung für eine seltsame Partnerschaft mit den Deutschen, die eine Angehörige unserer Gruppe, Shoshana Barzel, in ihrer Zeugenaussage «eine Geschichte gegenseitigen Betrugs» genannt hat.⁷ Eva Speter, ebenfalls aus unserer Gruppe, nennt ihn einen Schürzenjäger, einen Lügner, und einen «Mann ohne Skrupel» mit einem «Selbstbewusstsein wie ein Luftballon». Sie meint aber, dass in der perversen Welt des Holocaust seine zweifelhafteren Eigenschaften ihn zum «besten Kontaktmann mit den Deutschen» prädestinierten, «der sie bestechen, mit ihnen Mädchen teilen und trinken und Karten spielen und vorsätzlich beim Kartenspiel verlieren konnte».⁸ Eva Speter übertreibt vielleicht Kasztners angebliche Unehrllichkeit und Ausschweifungen, aber es ist sicher, dass er mit durchweg ehrlichen Mitteln nicht viel erreicht hätte. Auch Alex Barzel, der sich nach Kasztners Fall ungemein stark für ihn einsetzte, sah ihn als «arrogant, herablassend und aggressiv», betonte jedoch, dass er «dank seinem Charakter während der Nazi-Herrschaft zu grossen Taten fähig war». Jenseits der Konventionen habe sich Kasztner als eine bemerkenswerte Persönlichkeit erwiesen, ganz anders als die fügsamen jüdischen Massen: «Um im deutschen Inferno überhaupt zu handeln, braucht man eine ganz besondere Persönlichkeit, Führungsgabe und Entscheidungsfähigkeit und hauptsächlich ein tüchtiges Mass Chutzpe.»⁹

Die Historiker, die über Kasztner schreiben, betonen mehr oder weniger die gleiche Ambivalenz. Die ausführlichste Darstellung, hauptsächlich von Kasztners Nachkriegsschicksal in Israel, findet sich in Yechiam Weitz' Buch aus dem Jahr 1995, dessen hebräischer Titel sich als «Der Mann, der zweimal ermordet wurde» übersetzen lässt. Sowohl einfühlsam als auch objektiv bemerkt Weitz, dass Kasztner sich «zwanghaft in Szene setzte», aber er ist sich bewusst, dass sich Kasztners Verhalten in den Stürmen des Holocaust nicht nach dem Massstab weniger chaotischer Zeiten beurteilen lässt. So begründet er Kasztners erstaunliche Standfestigkeit gegen die Nazis sowohl mit den positiven wie mit den negativen Seiten seines Charakters:

Ein Mensch muss ausserordentliche Eigenschaften haben, um sich in die Höhle des Löwen zu vertrauen und den Kontakt mit SS-Offizieren aufrechtzuerhalten, vor allem, wenn seine Hände leer sind und er nichts als Gegenleistung für die Juden anbieten kann, die er retten will. Dazu brauchte er Mut und Nerven aus Stahl. Aber er brauchte auch andere, problematischere Charakterzüge – Schlauheit und die Fähigkeit zu lügen, ohne mit der Wimper zu zucken – Charakterzüge, die gewöhnlich als negativ und schädlich gelten, die aber in der Höhle von Budapest absolut lebenswichtig waren.

Als Paradebeispiel von Kasztners «ausserordentlichen Stärken und inneren Reserven» nennt Weitz die Tatsache, dass er mehrmals zu Verhandlungen in die Schweiz reiste und statt sich in das neutrale Land abzusetzen, «in die Nazi-Hölle zurückkehrte und immer wieder das Büro des Mördermeisters betrat»¹⁰, um seine Rettungsaktion fortzusetzen. Ich werde später zu dieser mutigen Geste zurückkehren.

Die Arche

Während Brand im Nahen Osten verzweifelt nach einem Weg suchte, die Alliierten zu wirklicher oder vorgetäuschter Verhandlungsbereitschaft mit den Deutschen zu bewegen, bemühte sich die Wa'ada in Budapest ebenso verzweifelt, Eichmann zu überzeugen, dass der Stillstand von nur kurzer Dauer sein würde. Kasztner sprach, oft in Begleitung von Hansi Brand, regelmässig bei Eichmann vor, und zwischen den entrechteten, wehrlosen Juden und dem millionenfachen Judenmörder entwickelte sich ein eigenartiges Verhältnis.

Kasztner und Hansi Brand zwangen sich, so gut sie konnten, Eichmann gegenüber den Ton ebenbürtiger Geschäftspartner anzuschlagen, obwohl es klar war, dass er sie jederzeit mit einem blossen Federstrich umbringen konnte. Sie spielten um Tausende von Menschenleben, darunter ihr eigenes, indem sie ihre Angst hinter dem Schein von Kühnheit, ihren Hass und Ekel hinter Diplomatie und List versteckten. Während Eichmann sie betrog, erpresste und terrorisierte, versuchten sie ihrerseits, ihn zu bluffen und hinters Licht zu führen. Sie parierten seine Lügen, gebrochenen Versprechen und offenen Drohungen mit ihren eigenen Täuschungsmanövern. Er verachtete sie, weil sie Juden waren, aber er hatte auch einen uneingestanden Respekt vor ihnen, weil er glaubte, dass sie eine geheime Macht besaßen. Sie hatten sich als Stellvertreter des American Jewish Joint Distribution Committee vorgestellt, und er war darauf hereingefallen. Wie Kasztner schrieb, war der Joint für die Nazis die Verkörperung «der ‚jüdischen Weltmacht‘, der ‚jüdischen Weltverschwörung‘ und des ‚jüdischen Reichtums‘.» Dank der Gehirnwäsche durch ihre eigene Propaganda glaubten sie

an «die Allmacht des ‚Weltjudentums‘» und hielten die Wa’ada – eine Handvoll verängstigter ungarischer Juden – für dessen Geheimagenten.¹¹

Bald nach Brands Abreise fassten Kasztner und Hansi genug Mut, Eichmann zu warnen, dass jede Verzögerung der Ankunft der Gruppe aus Klausenburg in Budapest die Mitwirkung der Jewish Agency und der Alliierten in Istanbul gefährden würde. Als sie sich über die unmenschliche Behandlung der Passagiere in den Deportationszügen beschwerten, antwortete Eichmann, dass in Subkarpatien deshalb bis zu 100 Menschen in jeden Viehwaggon gepfercht worden seien, weil die Juden in dieser Gegend viele Kinder hätten, die nicht viel Platz brauchten. Auf das Ersuchen, die Deportationen abzubrechen, antwortete er, man solle ihn «nicht für blöd halten»: wenn er das täte, «liesse man sich mit ihm im Ausland in überhaupt keine Verhandlungen mehr ein.»¹²

Am 22. Mai legte Eichmann seine Pläne für die 600 Inhaber von Einreisebewilligungen nach Palästina dar. Da die deutsche Führung dem Grossmufti von Jerusalem, Amin al-Husseini, versprochen hatte, dass kein Jude nach Palästina einreisen dürfe, würde die Kasztner-Gruppe über Deutschland und das besetzte Frankreich nach Spanien fahren und von dort nach Afrika. Was nachher mit ihr geschehe, gehe ihn nichts an.

Am 27. Mai erschienen drei ungarische Geheimpolizisten in der Wohnung von Endre Biss, die der Wa’ada als Versteck diente. Sie fanden hohe Beträge in amerikanischen Dollar, Schweizer Franken und ungarischen Pengő, die der Wa’ada aus Istanbul und der Schweiz zur Finanzierung von Fluchtaktionen geschickt worden waren. Glücklicherweise übersahen sie einen Koffer voll gefälschter Identitätsausweise, die eine Gruppe junger Chalutzim für ihre Rettungsarbeit mit Flüchtlingen ebenfalls dort aufbewahrte. Kasztner und seine Frau Bogyo, Hansi Brand und ihre Schwester und einige mehr wurden verhaftet und ins Polizeihauptrevier auf dem Schwabenberg in Buda gebracht. Es stellte sich heraus, dass eine Anzahl polnischer und slowakischer Juden von ungarischen Gendarmen aufgegriffen worden waren, als sie mit gefälschten Papieren die rumänische Grenze überqueren wollten. Sie wurden unsanft verhört, und einer von ihnen hatte den Namen des Druckers verraten. Als der Drucker festgenommen wurde, entdeckten die Ordnungskräfte, dass die Wa’ada zu seinen Kunden gehörte.

Nach fünf Tagen Haft wurde Hansi Brand als erste vom Chef der ungarischen Geheimpolizei, Péter Hain, persönlich verhört. Er konfrontierte Hansi mit dem Drucker, der gestand, dass sie ihn für die Herstellung falscher Dokumente bezahlt hatte. Dann konzentrierte Hain sich auf Hansis Beziehungen zur Rettungsarbeit der Chalutzim und die Gründe, warum die Deutschen ihren Mann nach Istanbul geschickt hatten. Hansi berichtete später in ihrer Zeugenaussage im Eichmann-Prozess, dass «diese Art Verhör, halb Fragen, halb Schläge, ungefähr sieben Stunden dauerte», aber sie habe «ihnen nichts gesagt», weil sie «die einzige Chance», Menschen zu retten, nicht durch ihre «Schwäche gefährden» wollte.¹³ Sie schwieg, selbst als sie so grausam geschlagen wurde, dass sie nachher wochenlang nicht gehen konnte.

Am nächsten Morgen war Kasztner an der Reihe. Nach fünf Minuten verabreichte ihm der Geheimpolizist die erste Ohrfeige und gleich darauf den ersten Fusstritt. In dem Augenblick klingelte das Telefon, und ein SS-Scharführer erschien in der Türe. Er führte die gefangenen Wa'ada-Mitglieder ins nahe SS-Hauptquartier, und zwei Stunden später waren sie frei. Kasztner erfuhr danach, dass die SS, aus Angst, dass die Gefangenen das «Reichsgeheimnis» ihres beabsichtigten Judenverkaufs den Ungarn verraten könnten, beim Ministerpräsidenten Sztojaj höchst persönlich ihre unverzügliche Freilassung erwirkt hatte.

Während Kasztner in Haft war, traf Brands verspätetes Telegramm vom 29. Mai ein und meldete, dass eine «vorläufige Vereinbarung» auf dem Weg sei. Kasztner drängte Eichmann erneut, die Deportationen abzubrechen, nachdem bereits alle Juden aus Subkarpatien und Nordungarn abtransportiert worden waren. «Das kommt nicht in Frage», antwortete Eichmann. «Im Gegenteil, ich werde sie mit Volldampf fortsetzen.»¹⁴ Kasztner verlangte darauf, dass die in der Provinz ausgewählten Juden unverzüglich in die Hauptstadt gebracht würden. Eichmann versprach es wieder, aber am 3. Juni liess er Kasztner rufen und behauptete, dass er wegen Schwierigkeiten mit der ungarischen Regierung keine Juden aus der Provinz nach Budapest bringen könne. Als Kasztner in Erinnerung rief, dass er bereits die Abfahrt der Gruppe aus Kolozsvár befohlen hatte, sagte Eichmann: «Ja, aber ich habe den Befehl gestern annulliert. Ist das klar? Ich habe jetzt keine Zeit mehr für Sie!»

Nach dieser Abfuhr zog Kasztner, tief enttäuscht, Bilanz:

Am Anfang hatten wir die Deportationen zu verhindern oder zumindest zu verzögern versucht. Die Deutschen hatten es versprochen, und wir hatten dafür bezahlt, viel bezahlt. Aber sie haben ihr Wort nicht gehalten.

Dann hatten wir sie gebeten, wenigstens sechshundert Menschen auswandern zu lassen. Wieder hatten sie zugesagt und versprochen, zu diesem Zweck dreihundert jüdische Prominente aus der Provinz nach Budapest zu bringen. Wieder haben sie ihr Wort nicht gehalten. Und nun sind mehr als 300.000 Juden bereits nach Auschwitz verschickt worden, ohne dass sie auch nur einem der dreihundert die Rettung ermöglicht hätten.

Mit dieser Litanei der von Eichmann gebrochenen Versprechen glaubte Kasztner «den Tiefpunkt erreicht» zu haben. Nur unter Einsatz seiner ganzen Willenskraft konnte er sich zu einem neuen Appell an den Erpresser entschliessen. Die Gedankengänge, die er sich später zu dieser Gelegenheit notierte, sind äusserst bedeutend, weil sie uns einen Einblick in die Motivierung seines ganzen Unternehmens geben:

Es handelt sich nicht nur um die Rettung einiger hundert Juden aus der Provinz. Wenn Eichmann jetzt und hier nicht zum Einlenken gezwungen werden kann, dann waren wir, als wir in diesen Rou-

lettespiel der Menschenleben auf die deutsche Nummer setzten, genau so naive Verlierer wie so viele vor uns im besetzten Europa. Dann war die Zahlung so vieler Millionen ein törichter Wahn gewesen. Der Verlierer in diesem Spiel heisst aber auch Verräter.¹⁵

Diese Überlegungen zeigen deutlich, welches grosse Ziel Kasztner durch seine Verhandlungen mit Eichmann verfolgte und wie er, fast prophetisch, sein eigenes Schicksal erahnte. Um kurz vorzugreifen: nach dem Krieg wurde Kasztner beschuldigt, die grosse Masse der ungarischen Juden verraten zu haben, um den engen Kreis seiner eigenen Verwandten und Freunde zu retten. In Wirklichkeit versuchte er, wenn auch ohne Erfolg, die letzte Phase des Holocaust aufzuhalten. Unsere relativ kleine Gruppe sollte nach seiner Absicht als Testfall funktionieren. Wenn die Deutschen uns freiliessen, so meinte er, könnte dies die Alliierten veranlassen, ein Interesse an Eichmanns grossem Angebot von «Blut gegen Ware» zu zeigen, was wiederum die Deutschen ermuntern könnte, die Deportationen zu verschieben oder einzustellen. Kasztner sah also die Rettung von einigen Hundert Juden als Mittel zur Rettung von Tausenden. Das war vielleicht unrealistisch, aber es war immer noch besser als Nichtstun. Eichmanns grausames Spiel trieb Kasztner der Verzweiflung nahe, aber er raffte sich immer wieder auf und setzte seine Bemühungen fort, weil er sonst nicht nur das kleine Kontingent aus Klausenburg, sondern all die jüdischen Massen verraten hätte, die vielleicht noch zu retten waren. Ich werde noch ausführlich auf diese Frage zurückkommen.

Hansi Brand beschreibt Eichmanns sadistische Launen lebhaft in ihrer Zeugenaussage.¹⁶ Zwischen Mai und September traf sie ihn, allein oder zusammen mit Kasztner, mehr als fünfzehn Mal, wobei sie nicht weniger als Kasztner über seine Lügen erzürnt war. Sie berichtete, wie Eichmann «dauernd betonte, dass ein deutscher Offizier immer halte, was er verspreche. Aber er hielt nichts.» Die Wa'ada habe sich einer solchen Falschheit gegenüber absolut hilflos gefühlt: «Alles, was wir taten, unsere ganze Arbeit war wie ein täglicher, mühevoller Kampf gegen Windmühlen. Was wir an einem Tag erbauten, erwies sich am nächsten Tag als gar nichts.» Eichmanns Perfidie sei während der Brandschen Mission klar zu sehen gewesen. Obwohl er, um eine «Verhandlungsgrundlage zu schaffen», versprochen hatte, dass bei der Ankunft der ersten Transporte aus Ungarn «Auschwitz nicht funktionieren» würde, hätten die Vergasungen sofort angefangen. Protesten gegen seine uneingelösten Versprechen begegnete er mit der Drohung, die Vergasungen fortzusetzen, während sie sowieso schon stattfanden. Brand in Istanbul habe er durch Hansis Nachrichten über Auschwitz unter Druck gesetzt: «Sie können Ihrem Mann ruhig ein Telegramm schicken, dass ich die Mühle laufen lasse. Niemand soll meinen, dass ich Angst habe.»¹⁷ Eines Tages bat Hansi ihn inständig, wenigstens die Kinder zu verschonen. Als er sich weigerte, rief sie unwillkürlich aus: «Sie haben wohl keine Kinder und haben darum kein Erbarmen mit ihnen.» Er antwortete finster: «Sie erlauben sich zuviel, Frau Brand; wenn Sie so mit mir reden, dann empfehle ich Ihnen, mich nicht wieder aufzusuchen.»¹⁸

Eichmann wollte keine Juden schonen. Möglicherweise war er bereit, einige wenige entkommen zu lassen, um sich dadurch die Vernichtung der vielen zu erleichtern, aber er widersetzte sich jedem grösseren Rettungsversuch. Als Joel Brands Rückkehr aus Istanbul immer unwahrscheinlicher erschien, war er, wie Hansi sich erinnerte, «böse und aufgeregt», aber trotzdem «sehr froh, dass diese Transaktion nicht zu Stande gekommen war», weil er dadurch «freie Hand» bekam und die Juden «fröhlich erledigen» konnte.¹⁹ Als Himmler später die Einstellung der Deportationen anordnete, versuchte er, den Befehl zu sabotieren. Es ist nicht klar, ob er gegen Himmlers Anordnungen eine eigene Initiative ergriff oder ob er gegenteiligen Befehlen von Kaltenbrunner und Müller gehorchte und dabei Hitlers Entschluss folgte, keinen einzigen Juden am Leben zu lassen.

Als Eichmann zornig sein Versprechen widerrief, die 300 Juden aus Klausenburg nach Budapest bringen zu lassen, beschloss Kasztner zu bluffen. Er bat Krumej und Klages um Vermittlung und drohte zugleich mit einer Mitteilung an Istanbul, dass die Weiterführung der Verhandlungen sinnlos sei. Später im Lauf des Vormittags wurde er wieder zu Eichmann befohlen. In Anwesenheit von Hunsche, Krumej, Wisliceny und Novak hatte Eichmann einen «Tobsuchtsanfall». Kasztner wartete, bis Eichmann sich beruhigt hatte. Dann fand folgendes Gespräch statt:

«Was wollen Sie denn eigentlich?» fängt Eichmann endlich das Gespräch an.

«Ich muss darauf bestehen, dass unsere Vereinbarungen eingehalten werden. Wollen Sie die von uns vorgeschlagenen Menschen aus der Provinz nach Budapest bringen?»

«Wenn ich einmal *nein* gesagt habe, dann bleibt es dabei!»

«Dann hat es unsererseits keinen Zweck, weiter zu verhandeln.»

Ich tue so, als ob ich aufstehen wollte.

«Ihre Nerven sind überspannt, Kasztner; ich schicke Sie nach Theresienstadt, damit Sie sich erholen.

Oder ziehen Sie Auschwitz vor?»

«Es wäre zwecklos. Kein anderer wird meinen Platz einnehmen.»

«Verstehen Sie mich einmal, ich muss diesen jüdischen Dreck aus der Provinz ausräumen! Da hilft kein Argument, kein Weinen!»

«Dann werden auch unsere Argumente in Istanbul nichts nützen.»

«Was wollen Sie denn mit diesen paar Juden?!»

«Es geht nicht nur um sie. Die Sache in Istanbul steht schlecht, weil Sie die Deportationen forcieren.

Sie müssen einen Beweis liefern, dass Sie Ihr Angebot ernst meinen. Was machen Ihnen diese paar Juden aus?»²⁰

Eine Stunde schwankte Eichmann hin und her. Bald gab er fast nach, bald schlug er in einem neuen Zornanfall auf den Tisch. Dann machte er plötzlich den Kompromissvorschlag, 100-200 Juden aus Klausenburg nach Theresienstadt zu schicken. Sie sollten mit einem Deportationszug Richtung Auschwitz abfahren, um die ungarischen Behörden irrezuführen. Die

Schuld schob er auf den ungarischen Minister: «Ich kann hier nicht den Judenretter spielen. Ich habe László Endre versprochen, dass kein Jude mehr lebendig in dieses Land zurückkommt.»²¹

Als Kasztner ablehnte, ergriff Eichmanns Stellvertreter Wisliceny das Wort. Die SS habe den ungarischen Behörden erzählt, dass eine gefährliche zionistische Verschwörung entdeckt worden sei, deren Mitglieder von anderen Juden, die zur Zwangsarbeit bestimmt waren, isoliert werden müssten. Mit einem «zufriedenen Grinsen über das diplomatische Genie der Herrenrasse» gab Eichmann zuletzt nach: «Schon gut. Die Leute aus Klausenburg kommen nach Budapest.»²²

Diesem Zugeständnis folgte ein zweistündiges Feilschen. Eichmann gab Erlaubnis, «ungefähr zweihundert» in die Hauptstadt zu bringen. Sie sollten mit ihrem Gepäck in unversiegelten Viehwaggons reisen und in einem von der SS bewachten Lager untergebracht werden. Als Kasztner aus Eichmanns Büro herauskam, stiess er auf den SS-Scharführer, der die Gruppe nach Budapest zu begleiten hatte, und versprach ihm eine grosszügige Belohnung, falls «zirka 200» auch «mehr bedeuten» könnte.²³

Die Verhandlungen wurden unter der Voraussetzung geführt, dass der Transport ausschliesslich aus Inhabern von Einreisezertifikaten nach Palästina oder anderen Dokumenten für Auslandsreisen bestehen würde. Eichmann verlangte eine Liste von allen Personen, die aus Klausenburg nach Budapest gebracht werden sollten. Kasztners Vorschlag, sie vom örtlichen Judenrat in Klausenburg zusammenstellen zu lassen, lehnte er ab. So bekamen Komoly und Szilágyi die unmögliche Aufgabe, von Budapest aus unter 18.000 Juden, die bereits im Ghetto von Klausenburg waren, 388 auszuwählen. Ihnen half Zsigmond Léb, der frühere Präsident der Orthodoxen Gemeinde von Klausenburg, der sich zufällig in Budapest aufhielt. Ohne viele Worte zu verlieren, nennt Kasztner diese ungeheuerliche Arbeit «eine qualvolle, nicht ohne innere Kämpfe erfolgte komplizierte Operation».²⁴

Am liebsten hätten sie nur Kinder ausgewählt, aber sie mussten hauptsächlich Erwachsene berücksichtigen, um die Fiktion einer zionistischen Verschwörung aufrechtzuerhalten; auch konnten sie sich nicht entschliessen, Familienmitglieder zu trennen. Nach langen, heftigen Debatten kamen sie schliesslich überein, ihre Auswahl aus folgenden Kategorien zu treffen: «a) Personen, die sich im jüdischen öffentlichen Leben Verdienste erworben hatten; b) die im Dienst der jüdischen Allgemeinheit standen oder Opfer für jüdische soziale Zwecke gebracht hatten; c) Witwen und Waisen von ‚Arbeitsdienstlern‘.»²⁵ So erstellten sie eine Liste von ungefähr 250 Familien, die dann im Ghetto von Klausenburg geändert wurde. Manche Namen wurden von den dortigen jüdischen Führern oder von bestochenen deutschen und ungarischen Beamten hinzugefügt, während andere bereits nach Auschwitz deportiert worden waren. Es gab bittere Klagen über Nepotismus, die bis heute nicht verstummt sind.

Als Unterkunft für diese Gruppe aus Klausenburg hatte die Wa'ada die Gebäude des Taubstummen-Instituts Wechselmann in der Kolumbusz-Gasse im südlichen Teil von Buda-

pest erworben und weiter ausgebaut. Kasztner feierte die Ankunft der Gruppe als etwas Un-erhörtes in der Geschichte des Holocaust. Statt nach Auschwitz deportiert zu werden, durften diese Juden in prekärer Sicherheit den Ausgang eines verzweifelten Glücksspiels um ihr Leben abwarten:

Am 10. Juni kam aus dem Klausenburger Ghetto ein Sonderzug mit 388 verschmutzten, zerfetzten, zum Teil halbtot geschlagenen Juden nach Budapest. Wir holten sie mit Lastautos ab. Im Lager, das noch kaum fertig war, erwarteten sie warme Speisen, eine Schlafstätte und – Ruhe. Binnen wenigen Tagen nahmen sie wieder ein menschliches Aussehen an.

In der Folge wurde das Lager in der Columbusgasse zu einer einzigartigen, einmaligen Erscheinung. Die aus fünf Mann bestehende SS-Wache erhielt den Befehl, mit den Lagerinsassen menschlich umzugehen. Diesen Befehl führten sie genau so treu aus, wie sie den gegenteiligen ausgeführt hätten.²⁶

In der Provinz dauerten die Deportationen an. In Budapest wimmelte es von angsterfüllten Juden, die entweder wie betäubt ihr Schicksal erwarteten oder frenetisch nach einem Versteck oder Fluchtweg suchten. Aber das «Bevorzugtenlager» in der Kolumbusz-Gasse blieb eine «phantastische Insel der Ruhe und Sicherheit», in der «völlig ungestört, die 388 Juden aus Klausenburg, später auch die prominenten Juden aus den übrigen Provinzghettos» auf Rettung hofften.²⁷ Ursprünglich war der Eintritt ins Lager nur mit Erlaubnis des Judenkommandos auf Empfehlung der Wa'ada möglich. Aber allmählich schleuste die Wa'ada immer mehr Flüchtlinge herein, ohne um Erlaubnis nachzusuchen. Auf dem Areal in der Kolumbusz-Gasse wurden weitere Baracken errichtet und in anderen Stadtteilen zwei Synagogen, in der Arena- und in der Bocskay-Strasse, in Auffanglager verwandelt. So konnten sich etwa 2.000 Juden relativ geborgen fühlen.

Aber die Ruhe war trügerisch. Eichmann verlangte immer ungeduldiger einen klaren Bescheid über Brands Fortschritte in Istanbul. Kasztner glaubte kaum mehr an ein positives Ergebnis, aber er war entschlossen, «die Behauptung aufrechtzuerhalten, dass die Verhandlungen mit dem Ausland mit der Zeit doch zum Erfolg führen» würden. Um Zeit zu gewinnen – «und damit vielleicht auch Menschenleben» –, beschloss die Wa'ada, von den ungarischen Juden mehr «Geld, Gold und Valuten aufzubringen», um im Notfall Eichmann eine weitere Bestechung anbieten zu können.²⁸ Aber zunächst versuchte Kasztner, Eichmann zur Einstellung der Vergasungen zu überreden, indem er ihn warnte, dass im Ausland niemand mehr an die Echtheit seines «Blut-für-Waren»-Angebotes glaubte. Eichmann blieb jedoch unbewegt:

Sie glauben vielleicht, dass das Reich so viel Nahrungsmittel hat, um Hunderttausende ungarischer Juden monatelang zu füttern, oder Personal und Ärzte, um ihre Kranken zu pflegen? Für so was mögen sich die Herren Amerikaner einen weniger schlaunen Partner aussuchen, als ich es bin.

Kasztner fragte mit bewusster Kaltschnäuzigkeit:

Falls Sie die ungarischen Juden vergasen lassen, woher werden Sie dann die «Ware» nehmen, die Sie für die Lastautos liefern wollen?

Eichmann antwortete munter:

Haben Sie keine Sorgen. Da sind Kinder zwischen zwölf und vierzehn Jahren. Die lassen wir leben. Wissen Sie, in ein bis zwei Jahren reifen auch die zur Arbeit heran. Aber ich kann auch polnische Juden oder solche aus Theresienstadt liefern; das können Sie ruhig mir überlassen.

Kasztner, der zum Schluss gekommen war, dass er mit Behutsamkeit nichts erreichen konnte, schlug einen kühnen Ton an:

Ich bin überzeugt ..., dass Sie das Ausland damit nicht zu Konzessionen zwingen können. Ganz im Gegenteil. Haben Sie überhaupt ein Interesse an dieser Transaktion, dann müssen Sie Beweise ihres guten Willens liefern... Wir verlangen die Sicherheit des Lebens von 100.000 ungarischen Juden, inklusive kleiner Kinder. Als Beweis unserer Opferwilligkeit bieten wir dafür ungefähr fünf Millionen Schweizer Franken in Schmuck, Valuten und Pengö an. Die Werte liefern wird sukzessive in dem Mass ab, in dem die Gegenleistung erfolgt. Die Sicherstellung des Lebens dieser 100.000 wird sich auch auf die Verhandlungen günstig auswirken. Vor allem aber muss der Transport nach Palästina auf den Weg gebracht werden.²⁹

Als Eichmann fragte, woher das Geld käme, log Kasztner, dass man es im Ausland beschaffen würde. Eichmann wiederholte, dass die Auswanderung wie eine Deportation aussehen müsse, um die Ungarn zu befriedigen, und dass wegen der Versprechen der deutschen Regierung dem Grossmufti gegenüber keine Juden direkt nach Palästina auswandern dürften. Stattdessen schlug er vor, dass die Gruppe ein paar Wochen im Aufenthaltslager Strasshof bei Wien verbringen und dann über Frankreich und Spanien nach Lissabon und Westafrika reisen solle. Er erklärte sich auch bereit, Juden, die in anderen Provinzstädten als Klausenburger noch am Leben waren, gemäss Listen der Waada nach Budapest bringen zu lassen.

Um die fünf Millionen Schweizer Franken aufzubringen, verkaufte die Waada Plätze an reiche Juden, die sich trotz der Gefahr von Verhaftung und Folter dem Befehl, ihr ganzes Vermögen den ungarischen Behörden zu übergeben, widersetzt hatten. Die Werte wurden in den Räumlichkeiten der Jüdischen Gemeinde in der Sfp-Gasse von einem für diesen Zweck gebildeten Komitee in Empfang genommen, die aus Otto Komoly, Hansi Brand, Schulern Offenbach und einigen anderen bestand. Dauernde Razzien durch ungarische Geheimpolizisten in jüdischer Tarnung machten diese Treffen äusserst gefährlich.

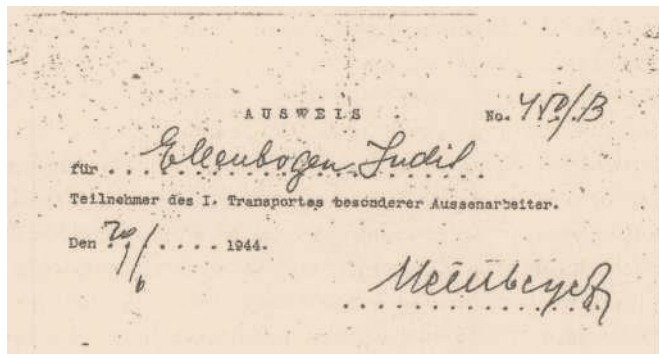
Am 20. Juni erschienen Kasztner, Offebach und Hansi Brand im Gestapo-Hauptquartier auf dem Schwabenberg und übergaben Klages drei Koffer. Die Koffer enthielten 200.000 Dollar, 100.000 Schweizer Franken und andere fremde Währungen, sowie Gold, Diamanten, Wertpapiere und 13,5 Millionen ungarische Pengö. Bei dieser Gelegenheit trafen sie erstmals SS-Obersturmbannführer Kurt Becher, der eine entscheidende Rolle in Kasztners Rettungsaktion und danach in seiner Tragödie spielen sollte. Wie Hansi Brand sich später erinnerte, hatte sie Klages nach einem sicheren Aufbewahrungsort für die Koffer gefragt. Klages, der ihr «anständig» vorkam, nahm die Koffer selbst in Obhut. Später waren sie in Bechers Besitz. Als sie nach Kriegsende wieder in jüdischen Händen lagen, war der grösste Teil ihres Inhalts verschwunden.

Kasztner und Becher trafen sich wieder zwischen dem 25. und 27. Juni. Becher war von Kasztners abenteuerlichen Versprechen so beeindruckt, dass er sich neben Eichmann in die Verhandlungen einmischte. Während Eichmann dauernd Nachrichten aus Istanbul forderte, wurde Kasztner nicht müde zu wiederholen, dass die Alliierten und die neutralen Länder den «Palästina-Transport» scharf beobachteten und jede weitere Entwicklung in der Angelegenheit der Lastwagen gegen Menschenleben vom Schicksal dieser Gruppe abhinge. Kasztner bluffte und feilschte unermüdlich, bis Eichmann schliesslich die Ausreise von 1.300 Juden bewilligte. Mit einer selbstsicheren Miene, hinter der er nur mit Mühe seine Angst vor einem neuen Sinneswandel von Eichmann versteckte, bot Kasztner ein Lösegeld von 100 Dollar pro Kopf an. Eichmann verlangte zunächst 200 und bald darauf 500 Dollar. Becher, der auch zugegen war, forderte seinerseits 2.000 Dollar. Eichmann und Becher erstatteten Bericht an Himmler, mit dem beide in dauerndem Kontakt standen und um dessen Gunst beide auf Kosten des anderen warben. Himmler legte schliesslich selbst das Lösegeld auf 1.000 Dollar pro Person fest. Es wurde vereinbart, dass der Transport aus Juden sowohl aus der Provinz als auch aus der Hauptstadt bestehen solle. Die Deutschen bestanden wieder darauf, dass die Abfahrt wie eine Deportation aussehen müsse, weil die Ungarn die Freilassung von Juden gleich als Verrat auffassen würden.

Kasztner überreichte Eichmann prompt ein Memorandum, das folgende Bedingungen enthielt: Die Gruppe würde nach einigen Wochen im «Bevorzugtenlager» Strasshof in Österreich über Deutschland und Frankreich in ein neutrales Land gebracht werden. 1.300 Personen würden in 35 Waggons reisen und je 50-80 kg Gepäck mitführen. Während des Aufenthaltes in Deutschland würden sie die gleichen Lebensmittelrationen erhalten wie die deutsche Zivilbevölkerung. Sie müssten weder den gelben Judenstern tragen noch arbeiten. Sie würden ihre Leitung selbst wählen und ihre Angelegenheiten autonom regeln. Misshandlungen dürften nicht vorkommen. Als Zusatz zu ihren Rationen würden sie anderthalb Waggons konzentrierte Lebensmittel mitführen. Nach weiterem nervenaufreibendem Feilschen erklärte sich Eichmann bereit, die Gruppe am 30. Juni um 18 Uhr abfahren zu lassen.

Wieder musste die Wa'ada eine «endgültige» Liste zusammenstellen. In der jüdischen Gemeinschaft kursierten wilde Meldungen, Gerüchte und Phantasien. Es hatte sich herumgeredet, dass Wa'ada-Mitglieder Zugang zum Lager in der Kolumbusz-Gasse gewähren konnten, indem sie einfach einen Zettel unterschrieben. Der Grund für dieses überraschend legere Vorgehen war entweder Gleichgültigkeit oder das Fehlen einer rationalen Organisation bei den Nazis, die dem konventionellen Modell deutscher Gründlichkeit nicht immer entsprachen. Kasztner und seine Mitarbeiter wurden Tag und Nacht von verzweifelten Menschenmassen belagert, die in jeder Tonlage vom unterwürfigen Flehen bis zur offenen Drohung einen Platz von ihnen zu ergattern suchten und gleichzeitig einander bekämpften. Allerdings gab es auch andere. Manche, die einen Platz erobert hatten, mögen sich ähnlich gefühlt haben wie László Devecseri, der wusste, dass er mit seinem «Leben spielte», als er sich und seine Familie den Deutschen auslieferte, aber sich trotzdem dazu entschloss, weil «in Ungarn Bleiben viel gefährlicher war». ³⁰ Andere schlugen eine Einladung ab, weil sie, wie Hansi Brand erklärte, «nicht ernsthaft glaubten, dass der Transport wirklich ein fremdes Land erreichen würde» und «einfach Angst hatten». ³¹

Im Lauf der Zeit wurden noch zwei weitere Kategorien zu den ursprünglich von der Wa'ada festgelegten hinzugefügt. In die eine gehörten ungefähr 50 Personen, denen Becher gegen hohe Zahlungen Schutzpässe ausgestellt hatte und die auf Bechers Befehl in den Transport aufgenommen werden mussten. Die andere bestand aus einer recht grossen Anzahl von Leuten, die – wie mein Vater und ich – nicht eingeladen worden waren, aber durch persönliche Kontakte oder blosser Hartnäckigkeit Einlass ins Kolumbusz-Lager fanden oder sich im Rangierbahnhof in Budapest oder auf der Fahrt zur österreichischen Grenze in die Gruppe hineinschmuggelten.



Ausweis für Zulassung zur Kasztner-Gruppe

Der Zug verliess Budapest spät am Abend des 30. Juni 1944. Die Gruppe war inzwischen auf fast 1.700 angewachsen. Mit Kasztners Worten stellte sie «einen Miniatur-Querschnitt der damals in Ungarn lebenden Judenheit» dar, ergänzt durch «diejenigen, die sich in der Vergangenheit um das Judentum verdient gemacht hatten» und die deshalb durch «besondere Berücksichtigung geehrt werden» sollten. Dadurch war die Gruppe «so bunt und reich und heterogen und doch so umfassend» geworden, dass Kasztner sie eine «Arche Noah» nannte, lange bevor die Bezeichnung «Schindlers Arche» für eine andere Rettungsaktion berühmt wurde.³²

Kasztner nannte den Auswahlvorgang eine «unbarmherzige Aufgabe». Ich sehe keinen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, wenn er erklärt, dass er und seine Mitarbeiter sich bemühten, «im vollen Bewusstsein unserer ungeheuren Verantwortung nach bestem Gewissen gerecht zu werden».³³ Leider war es nicht möglich, die einen zu retten, ohne die anderen im Stich zu lassen. Das gilt gleichermassen für die anonymen deportierten Massen wie für die drei jungen Menschen, die durch die katastrophale « Fallschirmjäger-Affäre» berühmt wurden.

Die Fallschirmspringer

Bereits im Januar 1944 war die Wa'ada über ein Abkommen zwischen der Jewish Agency und der britischen Mandatsmacht in Palästina informiert worden, das die Entsendung einer kleinen Militärmission nach Ungarn vorsah, die die ungarischen Juden in Selbstverteidigung und Widerstand ausbilden sollten. Im März sprangen drei jüdische Freiwillige mit Fallschirmen über Jugoslawien ab. Es handelte sich um Emil Nussbacher (später als Joel Palgi bekannt) und Ferenc (später Peretz) Goldstein, die beide ursprünglich aus Klausenburg nach Palästina ausgewandert waren, sowie Hannah Szenes, die aus Budapest stammte. Nussbacher war 26, Szenes 23 und Goldstein 19. Sie hatten in einem Kibbutz gearbeitet, waren aber auch Offiziere in der britischen Armee. Szenes war ausserdem eine begabte Dichterin.

Nach ihrer Ankunft in Jugoslawien verbrachten sie drei Monate bei Titos deutschfeindlichen Partisanen, bevor sie nach Ungarn weiterreisten. Über Moshe Schweiger, das Haupt des ungarischen Zweiges der illegalen jüdischen Armee – der Hagana –, hatten sie von der Jewish Agency in Istanbul den Befehl erhalten, sich bei einem zionistischen Gewährsmann in Ujvidék (heute Novi Sad) zu melden, sobald sie die Grenze überschritten hätten. Ausser den Aufgaben, die ihnen von der Jewish Agency gestellt worden waren, sollten sie den britischen Streitkräften durch Funk militärische Informationen liefern.

Als erste der drei erreichte Hannah Szenes Ungarn am 9. Juni. In der Zwischenzeit waren alle Juden von Ujvidék, einschliesslich des Gewährsmannes, deportiert und Schweiger ver-

haftet worden. Sobald Szenes die Grenze überquert hatte, wurde sie von einem Beamten, den die Wa'ada irrtümlich für einen Freund gehalten hatte, an die ungarische Spionageabwehr ausgeliefert und nach Budapest ins Gefängnis gebracht. Ein paar Tage später erreichten Nussbacher und Goldstein Ungarn und wandten sich an den gleichen Beamten. Sie übergaben ihm ihre Funkgeräte und machten sich auf den Weg nach Budapest, ohne gemerkt zu haben, dass sie bei jedem Schritt überwacht wurden. Sie kamen ungefähr am 20. Juni in Budapest an und bezogen ein Zimmer in einem kleinen Hotel. Von dort aus begaben sie sich sofort zu Kasztner, der ihr Führer in der zionistischen Jugendbewegung in Siebenbürgen gewesen war.

Kasztner erkannte sofort die Gefahr, die die Ankunft der beiden für seine heiklen Verhandlungen mit der SS darstellte. In den vier Wochen seit seiner kurzen Inhaftierung war die Verantwortung der Wa'ada für Rettungsmissionen stark gewachsen, und wenn er «jetzt mit dem ganzen Rettungskomitee in eine militärische Spionage-Affäre verwickelt»³⁴ worden wäre, hätte es das Ende des ganzen Projekts – und möglicherweise seines eigenen Lebens – bedeutet. Er schickte Nussbacher und Goldstein weg, nachdem er ein Treffen mit ihnen für den nächsten Tag vereinbart hatte. Zwei Stunden später erschienen drei ungarische Geheimpolizisten bei der Eigentümerin seiner Pension und befahlen ihr, die beiden Besucher unauffällig zu beobachten, wenn sie zurückkämen.

Als Nussbacher und Goldstein am nächsten Tag wie abgemacht das Gebäude der jüdischen Gemeinde aufsuchten, bemerkten sie Agenten der ungarischen Geheimpolizei unter der Menge in den Korridoren und flohen. Nussbacher meldete sich später wieder und wurde in einer Privatwohnung versteckt. Goldstein fand auch ein Versteck. Da entschloss sich Kasztner zu einem kühnen Schritt. Um den Verdacht der Deutschen zu zerstreuen, erzählte er Otto Klages, dem Haupt des SS-Sicherheitsdiensts in Budapest, dass die beiden jungen Männer Mitarbeiter der Wa'ada seien, und schickte gleichzeitig Nussbacher zur Gestapo, wo er sich als Vertreter der Jewish Agency aus Istanbul ausgeben sollte. Der Trick schien zu gelingen, aber nach dem ersten Treffen wurde Nussbacher von ungarischen Agenten verhaftet. Unterdessen hatte Goldstein sein Versteck verlassen, und am 28. Juni schmuggelten ihn Kasztner und Hansi Brand ins Lager in der Kolumbusz-Gasse, wo auch seine Eltern sich aufhielten. Nachdem die Ungarn Nussbacher entdeckt hatten, glaubten sie mit Recht, dass Kasztner und seine Freunde auch Goldstein versteckt hätten. Am Morgen des 30. Juni wurden Kasztner, Hansi Brand, Offenbach, Biss und Biss' Frau verhaftet und in die Hadik-Kaserne, das berichtigte Verhör- und Folterlokal der ungarischen Spionageabwehr, gebracht.

Kasztner wurde wiederholt gefragt, wo Goldstein sei. Als er keine Antwort gab, drohte ihm der Detektiv: «Wo ist Goldstein?... Schweigen Sie weiter, so wird der andere, dieser Nussbacher, oder wie er heisst, in zehn Minuten erschossen.» Kasztner antwortete: «Geben Sie mir und Frau Brand Bedenkzeit. Lassen Sie uns einige Stunden frei. Meine Freunde blei-

ben inzwischen als Geiseln hier bei Ihnen. In einigen Stunden werden wir beide wiederkommen.»³⁵

Kasztner und Hansi gingen in die Kolumbusz-Gasse und erklärten Goldstein, dass er sich nicht ewig versteckt halten könne. Die Deutschen wüssten, wo er sei, und hätten gedroht, alle Menschen im Lager – einschliesslich seiner Eltern – nach Auschwitz zu schicken, wenn er sich nicht ergäbe. Wenn man entdeckte, dass die Wa'ada mit britischen Offizieren in eine Spionagemission verwickelt sei, würde es das Ende der Verhandlungen mit der SS bedeuten. Wir wissen nicht, wie viel Druck Kasztner und Hansi auf Goldstein ausübten, aber am Ende beschloss er, sich freiwillig zu stellen.

Gleichzeitig versuchte Hannahs Mutter, Kato Szenes, verzweifelt ihre Tochter zu retten. Sie war im Juni von einem ungarischen Detektiv verhaftet und überraschend mit Hannah im Gefängnis konfrontiert worden. Man hatte Hannah schon vorher unter Folter über ihre Mission verhört, sie hatte aber jede Antwort verweigert. Als man ihre Mutter mit der Folter bedrohte, hatte sie wieder nichts verraten. Nach diesem erfolglosen Manöver hatte man Kato freigelassen. Sie suchte Kasztner wiederholt in seinem Büro, erhielt aber jedes Mal von seiner Sekretärin Lili Ungár die Auskunft, dass er nicht zu erreichen sei.

Tatsächlich versuchten Kasztner und Hansi Brand hinter den Kulissen, den Fallschirmspringern zu helfen, so weit dies möglich war, ohne ihr Hauptanliegen zu gefährden. So erinnerte sich Hansi später, dass sie selbst und Kasztner sich bei Eichmann für die drei Gefangenen eingesetzt, aber nur die Antwort erhalten hatten, dass er «für die Sache nicht zuständig» sei.³⁶ Sie brachten darauf ihre ungarischen Beziehungen ins Spiel. Als sie schliesslich mit dieser Methode fast am Ziel waren, änderte sich die politische Lage dramatisch von einem Tag auf den anderen und vernichtete endgültig ihre Hoffnungen.

Am 14. Oktober hatte István Oláh, der persönliche Sekretär des Kriegsministers, Kasztner versprochen, dass die Fallschirmspringer in wenigen Tagen frei sein würden. Am 15. Oktober stürzte der Ultra-Faschist Ferenc Szálasi den Staatschef Horthy, und die Schreckensherrschaft der Pfeilkreuzler-Partei begann. Infolge des Staatsstreichs wurden die Vorbereitungen zu Hannahs Freilassung abgebrochen, und sie wurde am 7. November erschossen. Wie sie vorher selbst unter Folter nichts von ihrer Mission verraten hatte, so weigerte sie sich diesmal gleich standhaft, um Gnade zu bitten.

Etwa zwei Wochen nach Hannahs Hinrichtung wurden Goldstein und Nussbacher deportiert. Nussbacher gelang es, mit einem Sprung aus dem Zug zu fliehen. Er tauchte unter und überlebte den Krieg. Goldstein verschwand spurlos. Kasztner wurde zehn Jahre später Opfer der Anklage, die Fallschirmspringer vorsätzlich verraten zu haben. In Wirklichkeit hatte er so viel für sie getan, wie sein grosses Projekt zuließ. Von zwei unberechenbaren Angeboten des Schicksals – hier eine schneidige Geste, die im besten Fall drei jungen Menschen die Fol-

gen ihres impulsiven Handelns erspart hätte, dort die mühsame Arbeit im Verborgenen, die vielleicht Tausende retten konnte – hatte er die zweite gewählt.

Die Strasshof-Gruppe

Während Kasztner mit Eichmann über das Schicksal seiner «Arche» feilschte, ergab sich eine weitere Möglichkeit, Leben zu retten. Diese Aktion verlief weniger spektakulär als später die Freilassung unserer Gruppe aus Bergen-Belsen, aber die Anzahl der Menschen, um die es ging, war bedeutend höher. Allerdings ist umstritten, ob Kasztner sie tatsächlich gerettet hat oder ob er von Eichmann betrogen wurde.

Am 14. Juni teilte Eichmann Kasztner mit, dass er bereit sei, als Zeichen seines guten Willens 30.000 ungarische Juden in Österreich «aufs Eis zu legen». In Wirklichkeit hatte er von seinem Vorgesetzten Kaltenbrunner Befehl erhalten, 30.000 Sklavenarbeiter in die Gegend von Wien zu versenden, um Schanzen gegen die nahende Rote Armee zu bauen. Die Arbeiter waren vom Bürgermeister von Wien, Karl Blaschke, angefordert worden. Eichmann musste sie nach Österreich schicken, ob er wollte oder nicht. Trotzdem liess er Kasztner glauben, dass nur eine Zahlung von 200 Dollar pro Kopf sie vor Auschwitz beschützen könne. Kasztner, der von Kaltenbrunners Befehl nichts wusste, bot 100 Dollar für jeden Juden, der am Leben bliebe. Man kam überein, dass zwei Kontingente, 15.000 von Budapest und 15.000 aus der Provinz, ins Aufenthaltslager Strasshof gebracht werden sollten. Arbeitsfähige Frauen und Männer müssten arbeiten, aber diejenigen, die nicht arbeiten konnten, würden auch am Leben bleiben und Familien würden nicht getrennt. Für ihre Lebenshaltungskosten würde die Wa'ada aufkommen.

Sechs Züge mit insgesamt 15.000-18.000 Juden, die irgendwie der Deportation aus den Ghettos von Süd- und Ostungarn entgangen waren, wurden zwischen dem 25. und 28. Juni nach Strasshof gebracht, und diejenigen von ihnen, die stark genug waren, verschiedenen Industrieunternehmen in der Gegend zur Arbeit zugeteilt. Kaltenbrunner hatte Blaschke beauftragt, die Möglichkeit einer «Sonderaktion» – wie die SS die Massenmorde nannte – im Auge zu behalten. Eichmann hätte nichts lieber gehabt, aber er gehorchte, und keine Sonderaktion folgte, obwohl die Gruppe eine auffällig grosse Anzahl alter oder kranker Menschen und Kinder enthielt, die normalerweise in Auschwitz gelandet wären.

Während der letzten Kriegsmonate wurde Strasshof von Krumey aus einem Büro in Wien überwacht. Als Kasztner ihn im Januar 1945 traf, berichtete Krumey, dass etwa 15.000 Häftlinge noch lebten und die Verhältnisse im Lager relativ erträglich seien. Schliesslich wurden etwa 12.000 von den Sowjets befreit. Kurz vor Einmarsch der Roten Armee in Wien liess Krumey alle Dokumente in seinem Büro vernichten.

Kasztners Rolle in dieser Angelegenheit ist streitig. Wie Biss meint, war Kasztner durch Eichmanns Macht «hypnotisiert» und merkte deshalb nicht, dass er etwas bezahlte, was Eichmann sowieso machen musste.³⁷ Die Richter im Eichmann-Prozess urteilten ähnlich, dass Kasztner einem «vorgetäuschten Zugeständnis» auf den Leim gegangen sei.³⁸ Die heftigsten Streitigkeiten finden zwischen ungarischen Historikern statt. István Fischer behauptet, dass Kasztner «einfach verschaukelt» wurde, während László Karsai und Judit Molnár beteuern, dass dank ihm «mehrere tausend Leute, einschliesslich viele, die nicht arbeiten konnten, nach Wien geleitet wurden».³⁹ Unter westlichen Historikern nennt Raul Hilberg den «Erfolg» von Kasztners Bemühungen «bemerkenswert», wenn auch «sehr begrenzt»; Yehuda Bauer vermutet, dass die betreffenden Juden «vielleicht wegen Kasztners Verhandlungen» nach Österreich und nicht nach Auschwitz gebracht wurden.⁴⁰ Nach meiner Ansicht war Eichmann zwar verpflichtet, Arbeiter nach Österreich zu liefern, aber es gelang Kasztner, vielen potenziellen Opfern von Auschwitz das Leben zu retten, indem er sie in die Transporte schleuste. Shlomo Aronsons Urteil in dieser Sache – und manchen anderen – scheint mir das richtige Gleichgewicht zu finden: «Kasztners Strategie brachte Resultate, wenn sie mit dem deutschen Bedarf nach Arbeitern, Kriegsmaterial und fremden Währungen zusammentraf. «⁴¹

Auch hier erwies sich die Auslese der zu Rettenden als ein ungeheures moralisches Problem. Kasztner fühlte das zutiefst: «Wir standen wieder von dem schwersten Dilemma, das sich wie ein roter Faden durch unsere ganze Arbeit zog: Sollen wir die Auswahl dem blinden Zufall überlassen oder versuchen, darauf Einfluss zu gewinnen?» Kasztners Antwort auf diese Frage – «sicherlich die fürchterlichste, vor welche unser Gewissen jemals gestellt war», wie er schrieb – bestand darin, die Aufgabe einer kleinen Gruppe innerhalb der Waada anzuvertrauen und Richtlinien festzulegen. «Wahrhaftig heilige Grundsätze mussten als Lenker der schwachen menschlichen Hand, die den Namen eines Unbekannten aufs Papier schreibt und damit über Leben und Tod entscheidet, als Stütze und Wegweiser beigegeben werden», schreibt er etwas pathetisch. Ob «heilig» oder nicht, der Grundsatz, auf den sich die Waada einigte, war, dass folgende Kategorien gerettet werden sollten: Männer, «die zeitlebens für den Zibur gewirkt hatten», Frauen, «deren Männer in ‚Arbeitslagern‘ weilten» und «Kinder, besonders aber Waisen».⁴²

Aber die Listen waren wieder nicht endgültig. Manche der Ausgewählten lehnten ab und blieben lieber in ihren Verstecken, während andere bettelten, schmeichelten und forderten, bis sie aufgenommen wurden. Weitere Namen wurden hinzugefügt oder entfernt von Ghetto-Führern, korrupten deutschen Offizieren oder Eichmann selbst. Blinder Zufall spielte auch eine Rolle. In einem Fall fuhr ein Zug, der 3.000 Juden aus den Ghettos von Győr und Komárom nach Strasshof bringen sollte, nach Auschwitz, und ein anderer Zug, der mit einem ähnlichen Transport von Debrecen nach Auschwitz fahren sollte, fuhr stattdessen nach Strasshof. Der verantwortliche SS-Scharführer hatte den ersten Zug aus Gewohnheit nach

Polen dirigiert, und als der Irrtum an der slowakischen Grenze entdeckt wurde, beschloss Eichmann, den Zug in der gleichen Richtung weiterfahren zu lassen. Um das Defizit wieder gut zu machen, schickte er aber den zweiten Zug nach Österreich. Kasztner begrüßte diesen Zufall als eine «Gnade des Schicksals»,⁴³ die den Menschen etwas von der Schuld der Auswahl abnahm.

Zwei Tage nach Abfahrt des letzten Strasshof-Zuges trat auch meine Gruppe aus der Kolumbusz-Gasse eine Reise an, deren unbekannter Bestimmungsort sich schliesslich als Bergen-Belsen herausstellte.

Von Budapest nach Bergen-Belsen

Die Viehwaggons

Am Nachmittag des 30. Juni 1944 verliessen wir das Lager in der Kolumbusz-Gasse und machten uns, von SS-Männern begleitet, auf den Weg zum Rangierbahnhof Budapest-Rákosrendező. Ein paar Alte, Kranke oder Schlaue fuhren mit dem Gepäck auf offenen Lastwagen. Die meisten von uns gingen zu Fuss. Die Stadt lag unter einer Hitzewelle. Die häufigen Wolkenbrüche brachten keine Kühlung. Mein Vater mit seinem steifen Knie und ich mit meinen kurzen einährigen Beinen hielten mit knapper Not Schritt mit der Menge, weil Zurückbleiben, auch nur für einen Augenblick, nicht in Frage kam. Anwohner standen auf den Gehsteigen oder hinter den Geranientöpfen an ihren Fenstern und schauten uns zu – gleichgültig oder neugierig, hasserfüllt oder schadenfroh. Als Privilegierte mussten wir den gelben Judenstern nicht tragen, aber niemand konnte zweifeln, dass wir, um mit den Propagandisten des Regimes zu reden, eine Bande von stinkenden jüdischen Schmarotzern waren, die endlich aus dem gesunden Körper der ungarischen Nation entfernt wurden. Als wir im Rangierbahnhof ankamen, erlebten wir den ersten Schock: Der Zug, der uns erwartete, bestand aus Viehwaggons.

Unserer Gruppe aus der Kolumbusz-Gasse folgten Gruppen aus den Synagogen in der Arena-Strasse und der Bocskay-Strasse; aus der Bocskay-Strasse wurden 150 Personen mit Einreisebewilligungen nach Palästina erwartet, aber die übrigen 300 liefen einfach mit. Andere kamen allein oder in kleinen Häufchen aus allen Stadtteilen, während wir auf die Abfahrt warteten. Zwei junge Chalutzim, die der Zug auf dem Gleis neben uns in ein Arbeitslager transportieren sollte, stiegen kurz entschlossen zu uns um. Als der Zug sich schon bewegte, wurden zwei polnische Waisenkinder – Yitzschak und Abner Weinberg, fünf und drei Jahre alt – von ihrer Tante in den Waggon geworfen in der schwachen Hoffnung, dass ein Fremder sich um sie kümmern würde.

Beim Einsteigen herrschte Chaos. Jeder kämpfte um einen Platz bei der Tür oder dem Belüftungsgitter. Später Kommende drängten sich mit Gewalt herein, während die sich bereits im Waggon Befindlichen nicht nachgaben. Familienmitglieder wurden getrennt, Gepäck ging verloren. Man fluchte, stritt und beleidigte. Einige versuchten zu retten, was zu retten war, indem sie ihren Leidensgenossen halfen, aber das Benehmen der Mehrheit bewies, dass gemeinsames Unglück nicht unbedingt Mitgefühl oder Rücksicht auf andere mit sich bringt.

Der Zug bestand aus fünfunddreissig Viehwaggons. Ein Waggon war für unsere Führer und ihre Familien reserviert, der zweite für Kranke, der dritte für die SS-Wachen und der vierte für Vorräte. So blieben einunddreissig Waggons für den Transport von fast 1.700 Menschen. Die Waggons, ursprünglich für den Kriegseinsatz bestimmt, trugen die Aufschrift: «36 Mann oder 8 Pferde». In jedem Waggon wurden ungefähr 50 von uns, mit bis zu 50 Kilo Gepäck, auf insgesamt 20 Quadratmetern Bodenfläche zusammengepfertcht. Als Notbehelf hatte jemand ein paar rohe Bänke gezimmert, aber den meisten von uns blieb nur der nackte Boden. Wir wechselten mit Stehen, Sitzen und Liegen ab, weil der Platz nicht für alle zum Ausstrecken reichte. Auf einer Seite bildete der Körper meines Vaters eine Art Schutzwall für mich, aber auf der anderen Seite erhielt ich dauernd Fusstritte von einem Mann, der seinerseits ohne viel Erfolg ein kleines Mädchen zu schützen versuchte. Jedes freundliche Wort, jede hilfreiche Geste wurde von einem Streit oder Gerangel übertönt. Die Dunkelheit vermehrte die Verwirrung und Beklemmung. In der Ecke standen ein Kübel mit 15-20 Liter Wasser und ein anderer, der als Toilette dienen sollte. Beide waren zu klein.

Damals hatten wir noch keinen Hunger. Unsere Führer hatten im Vorratswaggon 500 Kg Räucherfleisch, 1000 Kg Fleischkonserven und ähnliche Mengen Käse, Marmelade und Brot gelagert. Für die Reise hatten sie pro Person 2 kg Brot, 500 Gramm Käse und mehrere Dosen Leberpastete verteilt, und viele von uns hatten weiteren Proviant dabei. Im Gegensatz zu den Zügen nach Auschwitz war unser Zug von aussen nicht versiegelt, und die offenen Türen liessen während der Fahrt etwas frische Luft herein. Wir fühlten uns deshalb sowohl körperlich wie seelisch besser als die übrigen Deportierten. Unser grösster Trost war natürlich die Hoffnung, bald in Spanien oder Portugal und dann auf hoher See in Richtung Palästina zu sein. Aber diese Hoffnung war zu schwach, um unsere Angst vor den Nazis zu zerstreuen und uns vergessen zu lassen, dass wir alles verloren hatten, was uns das – wenn auch trügerische – Gefühl eingeflösst hatte, in der Welt zu Hause zu sein.

Judy Jacobs, die damals sieben Jahre alt war, beschreibt die Ekel erregenden Zustände eindringlich: «Der Gestank im Viehwaggon wurde schlimmer. Niemand starb während der Fahrt, aber Menschen fielen in Ohnmacht, fühlten sich übel, erbrachen sich ... und das ging immer so weiter.»¹ Vera John-Steiner, vierzehn Jahre alt, erinnert sich vor allem an die Wirkung der überfüllten Wagen auf ehemals «vornehme Menschen»: «Da gab es Leute, die weinend um ein wenig mehr Platz baten. Und man wollte vor allem nicht ersticken. Man sprach nicht wirklich miteinander, man sagte nur ‚Ich kann nicht atmen. Ich bin krank. Ich bin alt. Gib mir mehr Platz.‘»² Besonders anschaulich beschreibt unsere beschämende Lage die zu dieser Zeit fünfzehnjährige Naomi Herschkovits:

Dort haben auf uns Viehtransportwagen gewartet, und man sagte: «Steigen Sie ein.» Wir sagten: «Was soll das? Sind wir Vieh?» ... Dann sind wir in diesen Zug eingestiegen, wir waren ca. achtzig

Menschen, es war Sommer... Hitze, furchtbare Enge. In die Mitte des Wagens stellte man einen Eimer und sagte: «Das ist das Klo». Ich bekam hohes Fieber, ich hatte Durchfall, und wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Wie ich am Anfang sagte, wir wurden sehr sittsam erzogen ... Und auf einmal sollte ich mich in Anwesenheit von achtzig Menschen, mitten unter ihnen auf diesen Eimer setzen und meine Bedürfnisse verrichten?.... und plötzlich habe ich kapiert, dass ich schon eine Nummer bin, ich bin kein Mensch mehr.³

Welches Trauma die Fahrt für ein kleines Kind bedeuten konnte, lässt die knappe Bemerkung von George Brief ahnen, für den «diese Züge das allerschrecklichste Symbol von allem»⁴ waren.

Aber man konnte auch dem Gefühl widerstehen, «dass es alle Dinge, an die man gewöhnt war, plötzlich auf eine absolute Art und Weise nicht mehr gab», indem man seine inneren Reserven aufspürte. Die siebenjährige Shoshana Hasson liess sich trotz allem nicht ganz entmutigen: «Man musste sich irgendwie bemühen, nicht zu weinen und nicht zu stören und nicht in Panik zu geraten und nicht verschreckt zu sein und einfach weiter zu machen in diesem Zug, der fährt und fährt und mit diesem Geräusch der Räder, und es ist nicht klar, wohin es geht, und niemand weiss, wohin es geht.»⁵

Auspitz oder Auschwitz?

Nach einem vierstündigen Fliegeralarm setzte sich der Zug gegen 11 Uhr nachts in Bewegung. Er pfiiff und ratterte, schlingerte und bockte die ganze Nacht, aber am Morgen sahen wir erstaunt, dass wir noch in Budapest waren – um genau zu sein, in der Station Ferencváros, die unter normalen Umständen nur ein paar Minuten von Rákosrendező entfernt ist. Um den dauernden Luftangriffen zu entkommen, waren wir hin und her rangiert worden, während wir uns auf dem Weg zur Freiheit glaubten. Am frühen Nachmittag fuhren wir endlich richtig ab, und zum Sonnenuntergang waren wir in Mosonmagyaróvár nahe der österreichischen Grenze angelangt. Hier hatten wir eines der schlimmsten Erlebnisse unserer ganzen Reise.

Der Zug hielt auf einem Abstellgleis bei Mosonmagyaróvár, wo er drei Tage stehen bleiben sollte, obwohl wir es noch nicht ahnten. In der sommerlichen Hitze beschlossen viele von uns, im Freien zu übernachten. Die ungarischen Polizisten, die uns bewachten, mussten uns nicht an der Flucht hindern, sondern vor eventuellen antisemitischen Überfällen von aussen beschützen. Wir kauften Nahrungsmittel von den Bauern der Gegend als Zusatz zu unseren Rationen. Im Vergleich mit den Viehwaggons war es fast idyllisch, unter den Sternen zu schlafen, obwohl die sanitären Verhältnisse viel zu wünschen übrig liessen. Erst gegen Ende unseres Aufenthaltes begannen wir, Latrinen zu graben, um nicht mehr die Weizenfelder benutzen zu müssen. In einem der Waggons wurde bei Kerzenlicht ein Kind gebo-

ren. Die orthodoxen Männer rasierten sich, weil ihre Bärte und Schläfenlocken die «Goyim» oft zu Schikanen provozierten. Wir hörten dauernd Gerüchte über das Schicksal, das uns erwarde, aber in Wirklichkeit wusste niemand etwas.

Während dieses Aufenthaltes wurde unsere interne Verwaltung organisiert. Seit dem Anfang von Kasztners Verhandlungen genossen die Juden aus Klausenburg eine privilegierte Stellung, was ihnen von vielen übel genommen wurde. Das Haupt der Gruppe aus Klausenburg und Kasztners Schwiegervater, József Fischer, wurde fast automatisch Führer der ganzen Gruppe. Er ernannte seinerseits einen Kreis von Beratern, die alle aus seiner «nächsten Umgebung» stammten, wie der anonyme Autor einer äusserst kritischen Erinnerungsschrift mit dem Titel «Deportation nach Bergen-Belsen» bemerkt.⁶ Eine «Lagerordnung» («Seder Hamachaneh») wurde von einigen der vielen Juristen und Politiker unter uns entworfen und am 3. Juli allgemein verbindlich erklärt. Die häufige Benutzung der hebräischen Sprache zeugt für die Ideologie und die Praktiken der zionistischen Organisationen, die die ganze Gruppe dominierten.

Oberster Leiter der Gruppe war das «Lagerhaupt», Fischer selbst, dem eine Anzahl Stellvertreter und Sekretäre assistierten. Je sechs Viehwaggons mit ihren Insassen bildeten eine Einheit mit einem eigenen Haupt und dessen Stellvertreter. Innerhalb der Sechsergruppen hatte jeder einzelne Waggon ebenfalls ein Haupt und einen Stellvertreter. Gesuche und Beschwerden mussten den vorgeschriebenen Dienstweg einhalten. Es war verboten, das provisorische Lager ohne Bewilligung des Lagerhauptes zu verlassen. Wir mussten um 6 Uhr früh aufstehen, uns und unsere Umgebung so gut wie möglich säubern und gleichzeitig mit allen anderen unser Frühstück essen. Von 8 Uhr früh bis Mittag und von 15 bis 18 Uhr nachmittags waren die Erwachsenen – mit Ausnahme der alten Leute und schwangeren Frauen – verpflichtet, für alle Routinearbeiten zur Verfügung zu stehen, die die Leitung ihnen vorschreiben mochte. Die Stunden von Mittag bis 15 Uhr nachmittags waren für Mittagessen und Ruhe, die von 18 bis 21 Uhr abends für Abendessen und Vorbereitungen zum Schlafen bestimmt. Ab 21.30 musste völlige Ruhe herrschen. Ordnung und Disziplin wurden von den Leitern der verschiedenen Einheiten aufs Strengste durchgesetzt. Den Frauen war das Tragen von Hosen, Shorts, Badekleidern oder Lippenstift verboten. Jede Erkrankung war einem der dazu bestimmten Ärzte zu melden. Nachrichten oder Befehle durften nur von ausgewählten Amtsträgern verbreitet werden. Für das Einhalten der Regeln sorgte eine interne Polizei, die an ihren Armbändern erkennbar war und deren Anweisungen ohne Widerspruch befolgt werden mussten. Für Ungehorsam gab es strenge Strafen.

Diese komplizierten Regeln hatten zweifellos den Zweck, einen Anschein von Ordnung und Sicherheit mitten im Chaos zu bewahren. Aber mich fasziniert heute am meisten der Abgrund zwischen dem Wahn der Macht, der die bürokratischen Spiele antrieb, und der jämmerlichen wirklichen Lage von fast 1.700 Menschen, denen ihre gewohnte Lebensweise,

ihre Besitztümer und ihre Rechte geraubt worden waren und deren bukolisches Idyll jeden Moment mit einer Fahrt in die Gaskammern enden konnte.

Die grosse Panik brach am vierten Tag aus, als wir den Befehl erhielten, uns zur Abfahrt bereit zu machen. Diese Panik gehört – neben den Verhältnissen im Viehwaggon – zu meinen deutlichsten Erinnerungen an die Reise. Während wir unsere Sachen auf dem Feld zusammensuchten, begann ein verzweifelter Streit über das Ziel unserer Reise. Irgendwie entstand das Gerücht, dass unser Bestimmungsort Auschwitz sei, und die Pessimisten unter uns bekamen eine entsetzliche Angst. Die Optimisten behaupteten, dass wir nach Auspitz gebracht würden und kein Grund zur Aufregung bestünde, obwohl sie mir nicht weniger ängstlich vorkamen als die Pessimisten. Wie das Gerücht entstanden war, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich hatte jemand eine Bemerkung des Lokomotivführers oder einer Wache falsch gehört und Auspitz in Auschwitz verwandelt. Auf alle Fälle machte bald ein grimmiges Wortspiel die Runden: «Auspitz – Auschwitz, Zion – Zyan». Zum Glück sollten die Optimisten Recht behalten, aber dieses Produkt jüdischen Galgenhumors – um es hier kurz vorwegzunehmen – dürfte die Behauptung widerlegen, dass die ungarischen Juden nicht wussten, was sie in Auschwitz erwartete.

Als die Panik immer mehr zunahm, schickte Fischer mit Einverständnis der Wachen László Devecseri, der einen falschen arischen Ausweis hatte, nach Budapest zurück, um Kasztner zu warnen. Gleichzeitig stiegen wir in den Zug ein, der am Abend nach einem immer noch unbekanntem Bestimmungsort abfuhr. Miriam Buck, eine Sprachlehrerin um die dreissig, erinnert sich so an die Atmosphäre im Viehwaggon in dieser Nacht:

Auspitz und Auschwitz, einige Buchstaben Unterschied, konnten Leben und Tod bedeuten... Hatte man uns betrogen?... Der Zug ratterte in der dunklen Nacht, die Menschenladung wand sich in Verzweiflung. Hysterische Frauen bekamen Weinkrämpfe. Männer blickten stumpf vor sich hin. Ein Wunder, dass niemand aus dem Zuge sprang.⁷

Einen Tag später holte uns Devecseri nahe der slowakischen Grenze ein. Er brachte die beruhigende Nachricht, dass wir nicht nach Auschwitz kämen, und zu unserer Erleichterung bestätigten die Geografiekundigen, dass wir uns westlich in Richtung Österreich und nicht nördlich in Richtung Polen bewegten. Am nächsten Abend kamen wir in Wien an, wo uns eine warme Mahlzeit erwartete. In der Zwischenzeit hatten mehrere Passagiere die Nerven verloren und waren an den Orten zurückgeblieben, wo der Zug gelegentlich hielt, während andere, die Gerüchte von einem Privilegierten-Transport gehört hatten, an ihrer Stelle zu stiegen.

So liess der Schock von Mosonmagyaróvár allmählich nach. Der nächste folgte in Linz.

Linz

Am siebten Morgen nach unserer Abfahrt von Budapest hielt der Zug in Linz, der Heimat von Mozarts 36. Symphonie, obwohl uns bei dieser Gelegenheit nicht nach Musik zumute war. Wir stiegen aus und marschierten in einer langen Kolonne zu einer Entlausungs- und Desinfektionsstation am Stadtrand. Unser Gepäck folgte auf Lastwagen. Am Ziel angekommen wurden Männer und Frauen getrennt. Die Frauen mussten zuerst ins Gebäude; die Männer warteten im Hof. Ich kann mir heute noch meine damaligen Gefühle vergegenwärtigen: die Hitze, das Gedränge, den Schmerz in meinem Knie, das ich am Metallrand des Trittbretts angeschlagen hatte, als ich aus dem Viehwaggon kletterte, und eine unbestimmte Angst. Auf einmal hörten wir Geschrei aus dem Gebäude, und eine Wache erklärte uns grinsend, dass die Frauen vergast würden. Wie in Mosonmagyaróvár entstand Panik, weil viele Erwachsene bereits von Duschräumen gehört hatten, die in Wirklichkeit Gaskammern waren.

Endlich kamen die Männer an die Reihe. Wir wurden in Gruppen von 250-300 ins Gebäude getrieben, wo wir uns ausziehen, unsere Kleider zur Desinfektion übergeben und dann wieder warten mussten. Ich weiss noch, wie schutzlos und verlegen ich mich fühlte, als ich nackt, von nackten Männern in jedem Alter, jeder Form und jeder Grösse eingeeengt, neben meinem nackten Vater stand. Nach einiger Zeit wurden wir in den nächsten Raum befohlen, wo uns ein Arzt flüchtig untersuchte und wir mit Lysol angespritzt wurden, bis unsere Augen und unsere Haut brannten. Zuletzt betraten wir in Gruppen von 40 oder 50 den letzten Raum, wo die Duschen waren. Als aus den Öffnungen in der Decke Wasser floss, ging eine hörbare Welle der Erleichterung durch die Menge. Es schien, als ob wir soeben nach einem Todesurteil begnadigt worden wären – was gewissermassen tatsächlich der Fall war.

Es war schlimm genug für die Männer. William Stern, der zwei Jahre jünger war als ich, erinnert sich: «Wir wurden von männlichen und weiblichen deutschen Soldaten besprüht, worüber sich die Hunderte von Männern, die den Vorgang über sich ergehen lassen mussten, sehr genierten.»⁸ Ein Mithäftling, der nur als «Willy» bekannt ist, fasst in einem Brief die Tortur in einem knappen Satz höchst anschaulich zusammen: «Stelle dir vor: Hunderte Menschen völlig entkleidet, Körper an Körper gepfercht, in einem niedrigen, stickigen, überhitzten Barackengebäude, stunden- und stundenlang auf die Reihenfolge wartend, um auf barbarische Weise geschoren, gebadet, desinfiziert zu werden.» Er ruft mir auch die Angst, die wir alle teilten, lebhaft ins Gedächtnis zurück: «Du kannst Dir nicht ausdenken, wieviel böse Ahnungen, wieviel geflüsterte Schreckensnachrichten in diesen endlosen Stunden zwischen uns Schockierten zirkulierten.»⁹

Aber für die Frauen war es noch schlimmer. Da sie in einer prüderen Zeit aufgewachsen waren als heute, schämten sie sich zutiefst über ihre Nacktheit. Ester Jung-Reis beschreibt

die Gefühle eines achtjährigen Mädchens: «Es war schrecklich, meine Mutter ausgezogen zu sehen ... Ich habe dauernd nach unten geschaut, weil ich Angst hatte, nach oben zu schauen. Ich konnte es einfach nicht ertragen, sie so nackt und entblösst zu sehen, und alle anderen auch.»¹⁰ Aber das war noch nicht alles. Viele Jungen bis zwölf oder dreizehn, die keine männlichen Verwandten hatten, mussten mit den Frauen hineingehen, und männliche Wachen und männliche Gefangene, die das Gepäck desinfizierten, gingen frei zwischen den nackten Frauen hin und her. Die Mutter von George Révész erlitt den «ersten Schritt der Erniedrigung» durch die anzüglichen Bemerkungen der Soldaten: «Man ist nackt und ein Haufen SS-Männer mit einem grossen Maul machen Bemerkungen, welches Mädchen gut aussieht und welches Mädchen nicht.»¹¹ Vera John-Steiner war besonders schockiert von der Rücksichtslosigkeit der ukrainischen Aufseherinnen, die die Frauen vor den männlichen SS-Arzt schlepten und dann gewaltsam unter die Duschen schoben: «Dass Frauen so brutal sein und schreien und schlagen und die Kleider von uns reissen konnten, wenn wir nicht schnell genug machten, war erschreckend.» Sie war auch tief besorgt über die Möglichkeit von sexuellem Missbrauch: «Ich persönlich hatte solche Angst, körperlich vergewaltigt zu werden, dass ich weniger ans Gas dachte.» Sie gibt zu, dass niemand tatsächlich vergewaltigt wurde, aber die Untersuchung durch männliche SS-Ärzte kam für sie der Vergewaltigung nah: «Wir wurden vergewaltigt, als sie angeblich in unseren Scheiden nach Läusen suchten.»¹² Umgekehrt war Naomi Herschkovitz erleichtert, als sie deutsche Soldaten im Duschraum sah und daraus folgerte, dass niemand vergast würde. Aber die Gleichgültigkeit dieser Männer, die Hunderte nackte Jüdinnen nicht einmal als Frauen zur Kenntnis nahmen, liess sie erkennen, dass sie für nichts mehr galt: «Wir sind nackt, schämen uns, einen Namen haben wir nicht, nur eine Nummer.... Ich verstehe, dass der Hinweis klar ist, dass sie uns hielten, uns unter das Wasser gestellt haben, und uns überall berührten, damit wir überall sauber werden, noch eine Erniedrigung von: ‚Sie sind keine Menschen ... wir empfinden euch nicht als Frauen. Sie sind Vieh, eine Nummer.‘»¹³

Psychisch am schlimmsten beschädigt wurden etwa fünfzig Frauen, die als Erste zur Untersuchung kamen. Sie wurden von den Aufseherinnen brutal kahl rasiert, und mehreren unter ihnen wurden unter dem Vorwand der Entlausung auch die Schamhaare entfernt. Die Aufseherinnen glaubten, dass wir nach Auschwitz fuhren, und sie wollten uns entsprechend vorbereiten, bis sie erfuhren, dass diese Prozedur für uns nicht galt. Nach Szidonia Devecseris Erinnerungen bemerkte eine Wache während dieses Vorgangs: «Jetzt geht ihr in die Gaskammer.»¹⁴ Das Geschrei, das wir Männer hörten, während wir draussen warteten, war die Reaktion auf diesen grausamen Witz gewesen.

Zunächst schien diese Behandlung den Frauen zu bestätigen, dass sie gleich umgebracht würden. Als ihre Todesfurcht sich als unbegründet erwies, empfanden viele den Verlust ihres Haares als die tiefste Schande: «Vermögen, Arbeit, Heim – von all dem konnte man sich

leichter trennen als vom Haar. Es war der einzige Schmuck, der geblieben war, die Schönheit, das Frauentum selbst»¹⁵, schreibt Miriam Buck. Die Freude, verschont worden zu sein, dauerte nicht lange. Was die Episode in Linz vor allem für die Frauen unter uns bedeutete, lässt sich wieder mit Miriam Bucks knappen, aber exakten Worten zusammenfassen: «Wir kamen nach ungefähr sechs Stunden todmüde, hungrig, aber lebend zu unseren Männern zurück, die inzwischen vor Angst um uns fast wahnsinnig wurden. Nur etwas hatte man in uns getötet: die Menschenwürde.»¹⁶ Allerdings soll der Schock sogar den Tod einer jungen Frau verursacht haben. Eva Breslauer, siebzehn Jahre alt, erkrankte an Lungenentzündung, verlor den Lebenswillen und starb vier Wochen später.

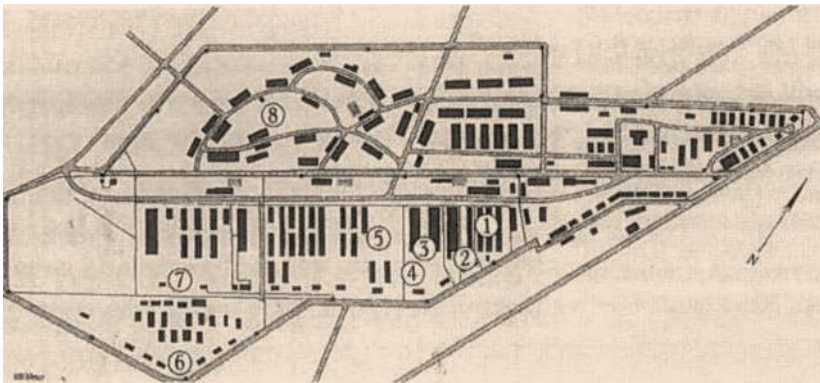
Gegen 9 Uhr abends war die ganze Gruppe wieder in den Viehwaggons. Wir waren ausgehungert, erschöpft und fassungslos. Unser Gepäck war in heillosem Durcheinander von der Desinfektion zurückgekommen, und viele von uns sollten unsere Besitztümer erst Tage später wieder finden, oder auch gar nicht. Unsere Führer waren zurückgeblieben, als wir am Morgen loszogen, und manche fragten sich warum. Als der Zug nach einiger Zeit im Dunkeln seine Fahrt nach einem unbekanntem Ziel fortsetzte, verebte die Euphorie, sauber und am Leben zu sein, und eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich aller.

So fuhren wir, häufig durch alliierte Bombenangriffe und deutsche Soldatentransporte behindert, noch zwei Tage weiter. Es war der 9. Juli 1944, ein Sonntag, als der Zug schliesslich an einer langen Betonrampe stehen blieb. Die Rampe, auf einer Lichtung in einer dicht bewaldeten Landschaft, gehörte zum deutschen Truppenübungsplatz Bergen-Hohne und diente auch als Station für das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Aber wir hatten noch nie von Bergen-Belsen gehört und hatten keine Ahnung, was uns in einem Konzentrationslager erwartete.

Bergen-Belsen

Im Gegensatz zu Auschwitz war Bergen-Belsen kein Vernichtungslager. Während die nach Auschwitz deportierten Juden entweder gleich nach ihrer Ankunft vergast oder etwas langsamer durch Sklavenarbeit in unmenschlichen Verhältnissen umgebracht wurden, war Bergen-Belsen ursprünglich dazu bestimmt, Juden für Austauschaktionen – oder Erpressung – am Leben zu erhalten. Die Schrecken, die «Bergen-Belsen» neben Auschwitz zum herausragenden Symbol des Konzentrationslagersystems überhaupt machten, ereigneten sich relativ spät und weniger auf Grund einer aktiven Massenmord-Politik als in Folge von zynischer Verwahrlosung und krimineller Gleichgültigkeit. Bergen-Belsen, wie ich es während der zweiten Hälfte des Jahres 1944 erlebte, war relativ erträglich im Vergleich mit der Hölle, die sich den vorrückenden britischen Truppen im April 1945 auftrat.¹⁷

Ab Anfang 1943 hatte sich das deutsche Aussenministerium mit dem Gedanken beschäftigt, etwa 30.000 Juden, die Beziehungen zum Ausland hatten, gegen deutsche Staatsbürger in alliierten Händen auszutauschen. Im April befahl Himmler, 10.000 «Austauschjuden» – genauer gesagt: Geiseln – in einem Sonderlager festzuhalten. In der Lüneburger Heide, bei den kleinen Städten Bergen und Belsen, 30 km nördlich von Celle im Kreis Hannover baute die SS einen Teil des bereits bestehenden Kriegsgefangenenlagers in ein Sonderlager für «privilegierte» Juden um. Die richtige Bezeichnung wäre «Zivilinternierungslager» gewesen, aber die SS sprach von einem «Aufenthaltslager», um die Genfer Konvention zu umgehen, die dem Roten Kreuz und anderen internationalen Kommissionen Zugang zu Kriegsgefangenen, jedoch nicht zu internierten Zivilisten garantierte. Der folgende Grundriss – von der Gedenkstätte Bergen-Belsen freundlicherweise zur Verfügung gestellt – zeigt die Gliederung des Lagers zur Zeit unseres Aufenthalts:



- 1. Häftlingslager – 2. Neutralenlager – 3. Sonderlager – 4. Ungarnlager –
5. Sternlager – 6. Frauenlager – 7. SS-Kleidermagazin und Werkstätten –
8. Kriegsgefangenenlager*

Das Lager erstreckte sich über eine mehr oder weniger dreieckige Fläche von ungefähr 1.800 Meter Länge und bis zu 800 Meter Breite. Es war von zwei parallelen Stacheldrahtzäunen umgeben, die etwa 5 Meter voneinander entfernt waren, eine wahrscheinlich verminte Roudung einschlossen und alle hundert Meter durch einen Wachturm gesichert wurden. Jenseits des äusseren Stacheldrahts erstreckte sich Wald, so weit man sehen konnte. Das Haupttor stand nahe der östlichen Ecke, und von dort aus verlief die zentrale Lagerstrasse nach Südwesten mit Gebäuden auf beiden Seiten. Der erste Gebäudekomplex enthielt die Wohnquar-

tiere und die Kantine der Garnison. Darauf folgten Büros, Lagerhäuser, Werkzeugschuppen, ein Gefängnis und in regelmässigen Abständen mehrere Küchen. In niedrigen, ungefähr 80 Meter langen hölzernen Baracken wohnten schliesslich die Insassen.

Als wir ankamen, umfasste das Lager fünf durch Stacheldrahtzäune getrennte Teillager. Vom Haupttor gelangte man zuerst zum «Häftlingslager» mit rund 500 schwer kranken und erschöpften Männern, hauptsächlich aus Russland und Polen, die aus anderen Lagern hierher gebracht worden waren. Als Nächstes kam das «Neutralenlager» mit etwa 250 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus nicht kämpfenden Ländern wie Spanien, Portugal, der Türkei und Argentinien. Gleich daneben lag unser «Ungarnlager». Es bestand aus Baracke 11 und einer Hälfte von Baracke 10. Die andere Hälfte der Baracke 10 war das «Sonderlager», das 350 polnische Juden beherbergte, die zurückgeblieben waren, als eine grössere Gruppe nach Auschwitz deportiert worden war. Eine Betonmauer im Inneren der Baracke 10 machte die Kommunikation zwischen uns und den Polen noch schwieriger als der Stacheldrahtzaun draussen. Der fünfte und grösste Teil war das «Sternlager» mit rund 4.100 «Austauschjuden» beider Geschlechter und in jedem Alter aus Griechenland, Jugoslawien, Albanien, Frankreich, Nordafrika und vor allem Holland. Es hiess, das «Sternlager», weil die Gefangenen in diesem Lagerteil den gelben Stern auf ihrer Zivilkleidung tragen mussten.

Ab Anfang August wurden Kontingente von Frauen aus Auschwitz evakuiert und nach Bergen-Belsen gebracht. Aus hastig errichteten Zelten entstand für sie ein provisorisches «Frauenlager». In der Nacht vom 7. November wurden die Zelte von einem heftigen Gewitter zerstört und die Frauen – die inzwischen 8.000 zählten – teils im Sternlager, teils im SS-Kleidermagazin einquartiert. Bereits im Oktober waren mehrere neue Baracken zwischen dem Sternlager und dem Ungarnlager aufgerichtet worden. Als nun eine weitere Gruppe erschöpfter Frauen sie bezog, erfuhren wir, dass es sich um Holländerinnen aus Auschwitz handelte. Heute weiss ich, dass eine von ihnen Anne Frank hiess.

Während die Alliierten von allen Seiten nach Deutschland vordrangen, vergeudeteten die Nazis weiterhin kostbare materielle und menschliche Reserven, indem sie die Insassen abgelegener Konzentrationslager in Lager im Inneren des Reichs heimholten. Wie diese Menschen in versiegelten Viehwaggons, auf offenen Güterwagen oder von SS-Schergen beschimpft und oft tödlich misshandelt zu Fuss Hunderte von Kilometern zurücklegen mussten, ist heute allgemein bekannt. Ich brauche es nicht noch einmal in allen Einzelheiten zu wiederholen. Es genügt zu sagen, dass Bergen-Belsen einer der häufigsten Bestimmungsorte für solche Transporte war und die Zahl der Häftlinge rasant anstieg. Als wir am 9. Juli 1944 ankamen, lebten etwa 5.200 in den verschiedenen Lagerteilen. Als wir am 4. Dezember abfuhren, waren es schon 15.250. Am 1. Januar 1945 zählte man 18.500, am 15. Januar 22.300 und am 1. März 41.500. Als die Briten am 15. April die Macht übernahmen, fanden sie 40.000 im eigentlichen Lager und 15.000 weitere in den nahegelegenen Kasernen.

Je mehr Menschen ins Lager gepfercht wurden, umso schlimmer wurden die Zustände. Von Mai 1943 bis Dezember 1944 ereigneten sich ungefähr 2.000 Todesfälle, im Januar und Februar 1945 rund 8.000, im März etwa 18.000, in den ersten beiden Aprilwochen 10.200 und von der Befreiung am 15. April bis Mitte Juni 13.000. Von insgesamt 110.000-120.000 Gefangenen starben 51.000. Die Unterlagen sind unvollständig, weil die SS vor der Befreiung alle Dokumente vernichtete, aber das erhaltene Material ist zuverlässig genug, um den Historikern einen Konsens über diese Zahlen zu ermöglichen.¹⁸

Als erster Lagerkommandant diente ab April 1943 Hauptsturmführer Adolf Haas. Er scheint so anständig gewesen zu sein, wie ein hoher SS-Offizier in einer solchen Position sein konnte. Aber am 2. Dezember 1944 wurde er von Hauptsturmführer Josef Kramer abgelöst, der allgemein als der brutalste Typ eines Nazi beschrieben wird. Nach einer langen Laufbahn in anderen Konzentrationslagern war Kramer im Mai 1944 Kommandant von Auschwitz-Birkenau geworden, wo die Vergasung der meisten ungarischen Juden unter seiner Aufsicht stattgefunden hatte. Als er nach Bergen-Belsen versetzt wurde, begleiteten ihn mehrere seiner Untergebenen aus Auschwitz, unter ihnen die berühmte SS-Aufseherin Irma Grese. Kramer verwandelte Bergen-Belsen unverzüglich in ein «gewöhnliches» Konzentrationslager mit den charakteristischen Merkmalen: Sklavenarbeit, sadistische Strafen und tödliche Lebensbedingungen. Ich hatte das Glück, Bergen-Belsen zwei Tage nach Kramers Ankunft zu verlassen. Zehntausende hatten weniger Glück.

Ich habe schon angedeutet, dass Bergen-Belsen kein Vernichtungslager war. Es hatte keine Gaskammern und nur wenig Gefangene wurden vorsätzlich ermordet. Die 51.000 Menschen starben infolge von Überfüllung, Hunger und Krankheiten. Aber sie wären nicht gestorben, wenn die SS dies alles nicht zugelassen – oder sogar aktiv gefördert – hätte. Während immer mehr Gefangene eintrafen, wurden keine Anstalten getroffen, das Lager für sie bewohnbar zu machen. Die Insassen lagen bis zu fünf in einem Bett oder kreuz und quer auf dem Betonboden der verkommenen Baracken, während der Regen durch das Dach tropfte und der Unrat sich innen wie aussen häufte. Die Verpflegung wurde immer spärlicher, das Trink- und Waschwasser immer knapper, Medikamente fehlten ganz, Heizung gab es nicht, die Latrinen liefen über, die Kleider waren zerlumpt und verlaust. Stundenlange Zählappelle im Freien bei jeder Witterung vertieften das Elend. Während die SS gleichgültig zuschaute, starben Tausende an Typhus, Dysenterie, Tuberkulose, Hunger oder Erschöpfung. Die Leichen kamen anfänglich ins Krematorium, aber als ihre Zahl immer mehr zunahm, wurden sie in Massengräbern verscharrt, hoch übereinander geschichtet mit Dieselöl verbrannt oder einfach neben anderen faulenden Leichen liegen gelassen, wo sie umgefallen waren. Wenige Tage vor der Befreiung mussten 2.000 Gefangene, die noch gehen konnten, in Vierergruppen

die Leichen abschleppen, während SS-Offiziere sie anbrüllten, Kapos sie schlugen und zwei Häftlingskapellen sie mit fröhlicher Tanzmusik anfeuerten.

Als Hitler einsah, dass der Krieg verloren war, gab er Befehl, die Konzentrationslager zu verteidigen oder samt allen Insassen in die Luft zu sprengen. Im März 1945 machte Himmler einen späten Versuch, sich vor der Strafe für seine Verbrechen zu retten, indem er seinerseits die kampflose Übergabe der Lager an die Alliierten anordnete. In Bergen-Belsen wurde ein Waffenstillstand zwischen den britischen Streitkräften und der Garnison ausgehandelt, und am 15. April 1945 nahmen britische Truppen das Lager in Besitz. Der grösste Teil des SS-Personals war vorher geflohen, aber 50 Offiziere und Soldaten sowie 30 Aufseherinnen befanden sich noch im Lager. Zu ihnen gehörten Kramer und Grese, die unverzüglich vor Gericht gestellt und hingerichtet wurden.

Der Anblick, der die britischen Truppen erwartete, war schrecklich. Im Prozess gegen die Täter berichtete der Sanitätsoffizier Brigadier HL Glyn-Hughes:

An zahlreichen Stellen des Lagers waren die Leichen zu Stapeln von unterschiedlicher Höhe aufgeschichtet... Die Gräben der Kanalisation waren mit Leichen gefüllt, und in den Baracken selbst lagen zahllose Tote, manche sogar zusammen mit den Lebenden auf einer einzigen Bettstelle ... In einigen Baracken, aber nicht in vielen, waren Bettstellen vorhanden; sie waren überfüllt mit Gefangenen in allen Stadien der Auszehrung und der Krankheit. In keiner der Baracken war genügend Platz, um sich in voller Länge hinlegen zu können. In den Blocks, die am stärksten überfüllt waren, lebten 600 bis 1'000 Menschen auf einem Raum, der normalerweise nur für hundert Platz geboten hätte.¹⁹

Oberstleutnant M W Gonin's beschreibt die entsetzliche Szene in seinem Tagebuch:

Überall lagen Leichen, einige in grossen Haufen, manchmal einzeln oder zu zweit, eben dort wo sie hingefallen waren... man sah Frauen, die an ihrem Erbrochenen erstickten, weil sie zu schwach waren sich umzudrehen, und Männer, die Würmer assen, während sie einen halben Laib Brot hielten, einfach weil sie kaum mehr Würmer von Brot unterscheiden konnten... Männer und Frauen hockten sich irgendwo im Freien hin, um sich von der Ruhr zu erleichtern, die ihre Gedärme durchspülte; eine splitternackte Frau wusch sich mit einem Stück Seife und mit Wasser aus einem Auffangbecken, in dem die Überreste eines toten Kindes schwammen.²⁰

Das waren die Zustände, die «Bergen-Belsen» zu einem der grauenvollsten Symbole des Holocausts machten, und das war das Schicksal, vor dem Rezsó Kasztner mich – und viele andere – gerettet hat.



*Ladislau Löb im Alter von fünf Jahren
mit seinen Eltern Izsó und Jolán Löb*



Ladislau Löb im Alter von neun Jahren



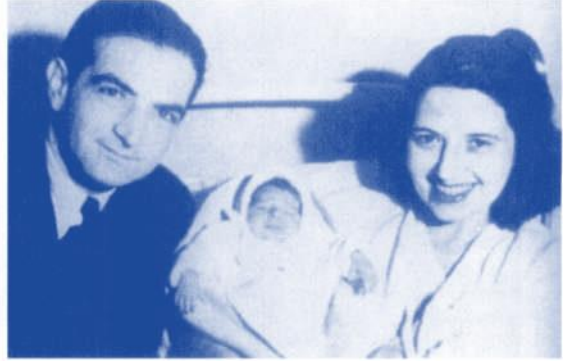
Jolán Löb, geb. Rosenberg, 1940



*Izsó und Jolán Löb mit zwei
Verwandten, 1937*



Rezsó Kasztner, 1947



Rezsó Kasztner mit seiner Frau Bogyó und der Tochter Zsuzsi, 1945



Waa'da-Führung: Otto Komoly, Hansi Brand, Rezsó Kasztner, Peretz Révész und Zvi Goldfarb, 1944



Shmuel Tamir



Joel Brand



Hansi Brand



Benjamin Halevi



Adolf Eichmann



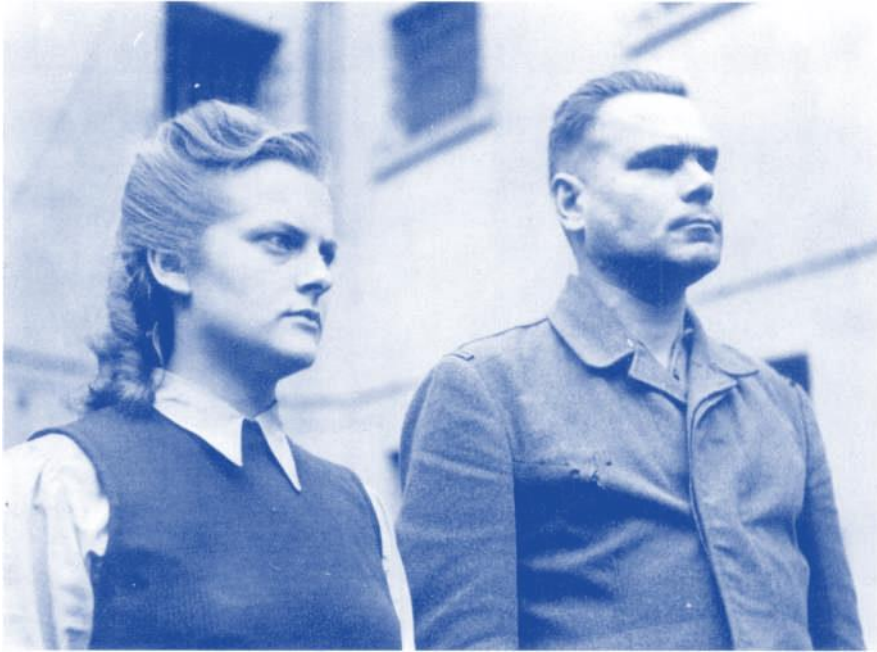
Kurt Becher



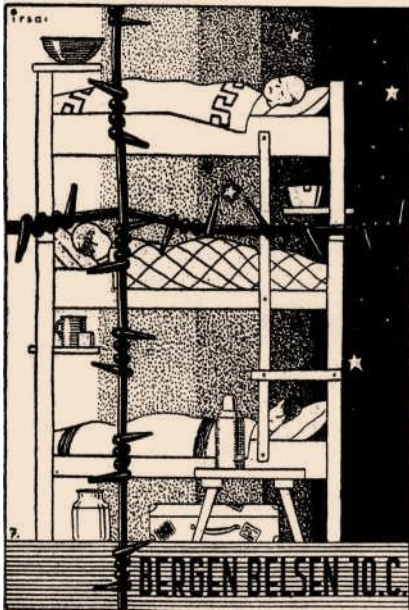
Dieter Wiselényi



Hermann Krümecke



Irma Grese und Josef Kramer



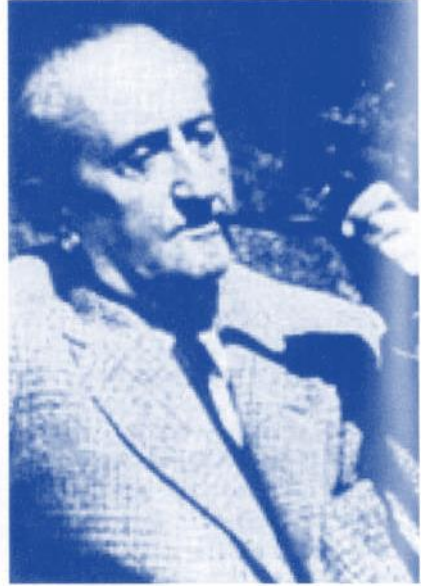
Etagenbett



Brotlaib



Béla Zsolt



Leopold Szondi



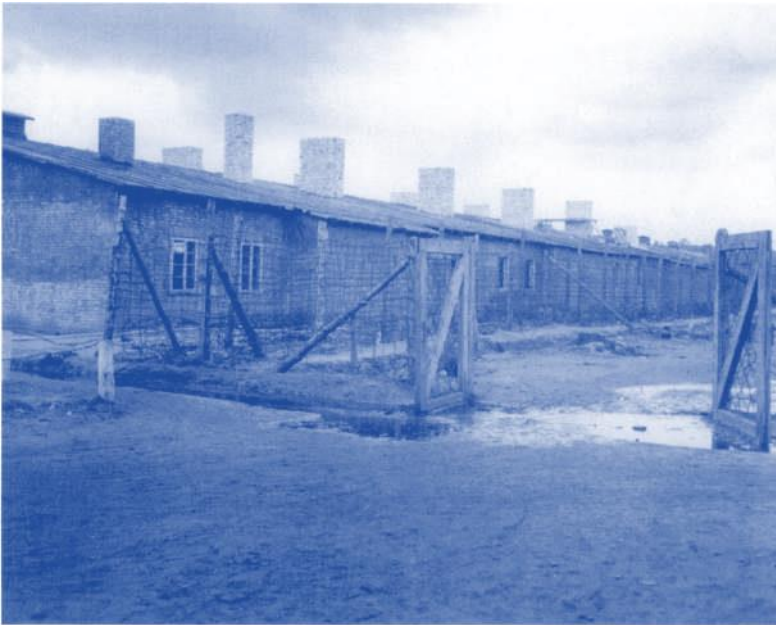
Joel Teitelbaum



Dezsó Ernster



Lagerstrasse in Bergen-Belsen



Baracke in Bergen-Belsen



*Ladislaus Löb im Alter von elf Jahren
nach der Ankunft in der Schweiz*



*Izsò Löb nach der Ankunft
in der Schweiz*



*Rezsó Kasztner mit seiner
elfjährigen Tochter Zsuzsi*

Ankunft

Am 9. Juli 1944 waren wir an unserem Bestimmungsort angelangt. Der Zug liess den letzten Dampf ab und blieb stehen. Ein SS-Oberscharführer mit einem deutschen Schäferhund riss die Waggontür auf und befahl uns auszusteigen. Zur Ermutigung fügte er hinzu: «Es ist heute nicht Schabbes, ihr könnt euch beeilen».²¹ Die Rampe von Bergen-Hohne trug keine Schilder. Heute sieht sie genau so aus wie damals und wird regelmässig von deutschen und Nato-Truppen benutzt. Die letzte Station, deren Namensschilder wir gesehen hatten, war Celle. Darum behaupteten später viele, dass wir 30 Kilometer bis zum Lager gehen mussten. In Wirklichkeit betrug die Entfernung ungefähr sieben Kilometer, und der Marsch dauerte weniger als zwei Stunden. Aber nach neun Tagen in den Viehwaggons war auch das hart genug. Judy Jacobs erinnert sich lebhaft:

Nach einer Weile hält der Zug und die Türen öffnen sich, und da ist wieder dieses obszöne ekelhafte einschüchternde Geschrei und wir sind in einer dicht bewaldeten Gegend... Wir müssen in perfekter Formation laufen, zu viert oder fünft nebeneinander, in gerader Linie, die Wachen haben Peitschen in der Hand ... Alle 30 Sekunden brüllt jemand eine neue Beleidigung... Ich kann nicht sagen, wie lange wir marschierten, aber es kam mir schrecklich lang vor... weil wir Durst und Hunger hatten und in diesen Viehwagen gerade gegessen hatten, bis unsere Knochen und Gelenke knarnten und alles – und wir sowieso nicht im besten Zustand waren.²²

Ein Teil unseres Gepäcks und Proviant wurde mit Lastwagen ins Lager gebracht. Die Alten, die Kranken und die kleinen Kinder sollten ebenfalls fahren, aber es gab nicht genug Lastwagen für alle und ausserdem sicherten sich unsere keineswegs alten oder kranken Führer die Sitzplätze. Mein Vater und ich mussten trotz seines steifen Beines und meiner elf Jahre laufen und wie schon in Budapest krampfhaft mit der Menge mithalten, vor den Wachen und ihren Schäferhunden zitternd. Die Strasse führte schnurgerade durch einen endlosen Wald. Irgendwo hinter den Bäumen hörten wir Gewehrschüsse und Geschrei. Heute weiss ich, dass es sich nur um eine militärische Übung der Deutschen gehandelt hatte, aber damals schien etwas viel Unheilvolleres im Verborgenen vorzugehen.

Ich erinnere mich nur unbestimmt an meine Empfindungen bei der Ankunft im Lager, aber viele Einzelheiten in den Zeugnissen anderer Gruppenmitglieder kommen auch mir bekannt vor. Judy Jacobs ruft mit wenigen Worten nicht nur die unverkennbaren äusseren Merkmale des Lagers ins Gedächtnis, sondern auch die Beklemmung und Mutlosigkeit, die uns alle von Zeit zu Zeit befiel: «Es war das stereotypische Lager – die langen schmalen Baracken, der Stacheldraht, die Trennung zwischen den Lagern, die Minen zwischen den Stacheldrahtzäunen, so dass, wenn jemand fliehen sollte, weder Hoffnung noch Gebet sie irgendwo hinbringen würde.»²³ Die sarkastischen Bemerkungen von Willy vermitteln das

Gefühl der Isoliertheit und Klaustrophobie, die ich, so weit meine Unwissenheit es zulies, mit den Erwachsenen teilte: «Jetzt standen die tausendmal klugen, prominenten Juden in Bergen-Belsen da – in einem Block mit Wachen, elektrisch geladenem Drahtverhau, Beobachtungstürmen mit Reflektoren und drehbaren Maschinengewehren und kein Laut, kein Hauch konnte in die Umwelt heraus.»²⁴ Trotz unserer Angst hatten wir Ungarn im Glauben verlassen, dass wir uns auf dem Weg nach Palästina befänden, und manche von uns waren noch immer so zuversichtlich, dass sie den alteingesessenen Gefangenen, die unserer Ankunft zuschauten, über den Stacheldrahtzaun Brotlaibe zuwarfen. Aber bei vielen begann die Zuversicht an eine baldige Ankunft im Gelobten Land zu schwinden. Selbst ich war, trotz meiner unbestimmten Vorstellungen über unsere Reise, zutiefst enttäuscht. Edith Goldstein drückt unseren Schock beredt aus:

Als wir nach einem Fussweg nach Bergen-Belsen kamen, fuhr eine Rampe hoch, wir sind vorbei gegangen, hinter uns wurde sie geschlossen. Danach noch eine und noch eine. Und wir verstanden, dass wir von hier niemals mehr herauskommen würden. Das ist das Ende, sie hatten uns betrogen und wir hatten verstanden, dass das unser Ende ist.²⁵

Auch trug es keineswegs zu unserer Beruhigung bei, als wir hörten, dass auch anderen Gruppen die Abfahrt innerhalb von zwei Wochen versprochen worden war und sie elf Monate später noch immer hier waren.

Unser Lagerteil lag, ungefähr 500 Meter vom Haupteingang entfernt, zwischen dem Häftlingslager und dem Sonderlager auf der einen Seite und dem Sternlager auf der anderen. Die Insassen des Häftlingslagers waren im schlimmsten Zustand. Tief gebückt, dem Tod durch Hunger und Erschöpfung nahe, gehörten sie zur Kategorie, die der Lagerslang «Muselmänner» nannte, vermutlich weil ihre Körperhaltung an Moslems erinnerte, die im Gebet ihre Ergebenheit ins Schicksal ausdrückten. Edith Goldstein mag wieder für uns alle sprechen: «Auf dem Weg trafen wir Muselmänner, die nur noch Haut und Knochen waren.... Und wir verstanden, dass ganz bald auch wir wie sie sein würden, dass das die Zukunft war, die auf uns wartete.»²⁶ Miriam Buck erwähnt ebenfalls ausdrücklich den Besorgnis erregenden Zustand dieser Gefangenen: «Hohläugige, grauwangige lebende Leichname waren es, auf ihren Gesichtern stand der Tod geschrieben.»²⁷

Als wir unseren eigenen Lagerteil erreicht hatten, mussten wir uns im Freien zwischen den beiden Baracken anstellen. Ein Tisch mit einer Schreibmaschine wurde herausgeholt, und einige Mitglieder der Gruppe erstellten ein Register. Die Grösse der Gruppe wird in den meisten Büchern und Artikeln ungenau angegeben. Kaszner selbst schreibt, dass 1.684 Passagiere Budapest verlassen hätten, und deshalb wird fast immer behauptet, dass 1.684 aus Bergen-Belsen befreit wurden. In Wirklichkeit weiss niemand genau, wie viele sich auf

dem Zug befanden, als er in Budapest abfuhr. Mit ziemlicher Zuversicht können wir sagen, dass die Anzahl derer, die schliesslich in der Schweiz anlangten, ungefähr 1.670 betrug. 1.684 zählten wir fast sicher bei der Ankunft in Bergen-Belsen.²⁸ Für das Register musste niemand seine Identität beweisen, und die einzigen Angaben, die man von uns verlangte, waren Name, Geburtsdatum, Staatsbürgerschaft und Beruf. Dass viele falsche Angaben gemacht wurden, ist kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viele von uns in der Illegalität hatten leben müssen.

Wie wir später entdeckten, war die Frage nach der Staatsbürgerschaft geradezu lebenswichtig. Bei den Verhandlungen mit der SS hatte die Wa'ada uns alle als Ungarn dargestellt, was angesichts der absurd legalistischen Verfahren der Deutschen mitten im willkürlichsten Terror ebenso grotesk wie entscheidend war. In Wirklichkeit waren mehr als ein Drittel der Gruppe streng genommen keine Ungarn. Manche hatten dank der Grenzverschiebungen der Zeit mehrere Staatsbürgerschaften gehabt. Andere waren Flüchtlinge aus Nachbarländern und trugen falsche Identitäten. Ann Pasternak Slater zählt in ihrem gründlichen Artikel fünf Österreicher, 23 Italiener, 33 Polen, 48 Jugoslawen, 115 Tschechen und 173 Rumänen aus einer Liste von 1.350,²⁹ und die vollständige Gruppe von 1.684 enthielt weitere Nicht-Ungarn.

Unsere Führung hatte uns eingeschärft, uns als ungarische Staatsbürger zu melden, aber manche zögerten. Vor allem in der grossen Gruppe aus Siebenbürgen betrachteten sich viele als Rumänen und zerbrachen sich den Kopf, was sie sagen sollten. Shaul Ladany zum Beispiel schreibt: «Nie werde ich die hektischen Debatten und Spekulationen vergessen, wie jeder sich zu entscheiden versuchte, welche Nationalität er in Anspruch nehmen sollte.»³⁰ Mir selbst ist noch in Erinnerung, wie mein Vater schwankte, bis er sich schliesslich für Ungarn entschied. Ich weiss nicht, ob er wieder einfach Glück hatte oder sich überlegte, dass man in der Menge sicherer ist. Auf alle Fälle war dieser Entschluss einer der Faktoren, denen wir schliesslich unser Leben verdankten.

Wie die Nationalitäten, so waren auch beide Geschlechter und alle Lebensalter vertreten. Am Tag nach unserer Ankunft zählte Jenó Kolb in seinem Tagebuch 972 Frauen oder Mädchen und 712 Männer oder Jungen, darunter ungefähr 320 Kinder bis zu vierzehn Jahren.³¹ Nach Thomas Rahe waren 16% (ungefähr 285) Kinder unter vierzehn, 43% (ungefähr 600) Männer und 57% (etwa 800) Frauen.³² Viele Kinder waren Waisen, die man Verwandten oder Freunden ihrer toten Eltern, den Vertretern religiöser oder politischer Organisationen oder Fremden zur Betreuung übergeben, manchmal buchstäblich in die Viehwaggons geworfen hatte. Die Altersstufen wurden peinlich genau beachtet, wobei das Hauptgewicht auf der Rettung von Kindern und jungen Erwachsenen lag. Ann Pasternak Slaters Aufzählung führt zwar nicht ganz genau zu unserer Gesamtzahl, liefert aber ein gutes Bild von der Verteilung der Lebensalter: 60 unter drei, 213 zwischen vier und vierzehn, 362 zwischen fünfzehn und vierundzwanzig, 310 zwischen fünfundzwanzig und vierunddreissig, 270 zwischen

fünfunddreissig und vierundvierzig, 221 zwischen fünfundvierzig und vierundfünfzig, 130 zwischen fünfundfünfzig und vierundsechzig, 50 zwischen fünfundsechzig und vierundsiebzig, 11 zwischen fünfundsiebzig und zweiundachtzig.³³

Das Verzeichnis der Berufe ist ebenso reichhaltig, wenn auch aus den schon erwähnten Gründen nicht verlässlicher als das der Namen. Ein Beispiel: Auf Egon Mayers Internetseite erscheint mein Vater als «Bauer», was er nie war; ich vermute, er hat sich so bezeichnet, weil er meinte, dass in einer Gruppe zukünftiger Pioniere, die die neue Heimat Israel aus der Wüste heraushauen wollten, ein Bauer wertvoller erscheinen würde als ein kleiner Geschäftsmann. Eine Auswahl aus Pasternak Slaters Zusammenstellung – in der zeitbedingt, abgesehen von Hausfrauen, fast nur Männer erwähnt zu werden brauchen – mag die Vielfalt des Ganzen zureichend sichtbar machen: 187 Hausfrauen, 139 Studenten, 113 Angestellte, 84 Geschäftsleute, 77 Schneider, 40 Tagelöhner, 36 Anwälte, 35 Ärzte, 32 Schüler, 27 Lehrer, 25 Schneider, 18 Krankenpfleger, 17 Rabbiner, 16 Ingenieure, 12 Gärtner, 12 Apotheker, 10 Sekretäre, 9 Professoren, 7 Schlosser, 7 Modisten, 7 Mechaniker, 7 Friseure, 5 Fabrikanten, 5 Floristinnen, 5 Elektriker, 4 Drucker, 4 Wirtschaftsfachleute, 4 Zahnärzte, 4 Uhrmacher, 3 Kürschner, 3 Architekten, 3 Schuhmacher, 3 Anstreicher, 3 Zimmerleute, 2 Buchhalter, 2 Bäcker, 2 Köche, 2 Schauspieler, 2 Fotografen, ein Weber, ein Glaser, ein Pâtissier, ein Sänger, ein Möbeltischler, ein Metzger, ein Bauunternehmer, ein Agronom, ein Musiker, ein Exporteur, ein Handschuhschneider, ein Journalist, ein Schmied, ein Beschäftigungstherapeut, ein Kunstmaler, ein Übersetzer, ein Bibliothekar und viele mehr.³⁴

Den Auswahlkriterien der Waada entsprechend befanden sich viele führende Persönlichkeiten des ungarisch-jüdischen politischen und religiösen Lebens in der Gruppe. Auf religiöser Ebene bildeten die gemäßigten Neologen die Mehrheit, aber ein starkes orthodoxes Element, nach Jenó Kolb 126 Personen, war auch vorhanden; am auffallendsten unter ihnen ein ultra-orthodoxer chassidischer Kreis, der sich von den anderen Insassen fernhielt. Politisch besonders aktiv waren die zionistischen Parteien in allen Schattierungen von extrem links bis extrem rechts, 199 aus Klausenburg und Umgebung und 230 aus Budapest.³⁵ Die inneren Angelegenheiten unserer Gruppe wurden von den Zionisten nach ihren politischen Überzeugungen geregelt – nicht immer ohne Protest der Nicht-Zionisten.

№	Nachname	Vorname	Geburtsdatum	Geburtsort	Nationalität	Beruf	Alter
961	Lefkovičs	Zoltán	12.2.22.	Nyiregyháza	ung.	Arbeiter	563
962	Legmann-Stern	Lea	7.9.3.07	Mármarosziget	ung.	Haushalt	563
963	Legmann	Ladislauš	2.1.01	Kisbács	ung.	Landwirt	564
964	Lewy	Gabriel	12.6.42.	Kolozsvár	ung.		564
965	Lainer	Judit	2.3.31.	Kassa	ung.		564
966	Leitner	Felix	8.10.21	Nagyvárad	ung.	Student	564
967	Leitner	Marianne	31.1.24.	Nagyvárad	ung.	Studentin	564
968	Leitner-Blau	Rosa	3.6.95.	Nagyvárad	ung.	Haushalt	564
969	Leitner	Alexander	5.11.89.	Nagyvárad	ung.	Kaufmann	56
970	Lewy	Georg	29.7.30.	Técső	ung.		564
971	Levy	Georg	4.12.12.	Nagyvárad	ung.	Mech., Ing.	564
972	Lewy-Moskovits	Irene	21.9.13.	Kolozsvár	ung.	Haushalt	564
973	Lewy	Judit	11.4.44.	Kolozsvár	ung.		565
974	Lichtig	Mor	5.20.90.	Osarne	ung.	Kaufmann	565
975	Lichtig-Langer	Sara	5.5.92.	Salgow	ung.	Haushalt	565
976	Lichtig	Felice	19.1.21.	Liplany	ung.	Schneid.	565
977	Lichtig	Elsa	26.12.21.	Kassa	ung.	Photograph	565
978	Lichtmann	Emeric	10.2.40	Szabadka	ung.		565
979	Lichtmann	Hedda	26.12.37.	Szabadka	ung.		565
980	Lichtmann	Mira	31.8.43.	Szabadka	ung.		565
981	Lichtmann-Klein	Rosa	29.4.04.	Hajdunánás	ung.		565
982	Lichtmann	Tibor	19.11.36.	Szabadka	ung.		565
983	Liebermann	Zoltán	12.5.95.	Kassa	ung.	Kaufmann	566
984	Liebermann-Pickel	Dora	20.	Huszt	ung.	Wander- Gärtnerin	566
985	Link	Arnold	26.1.04.	Nagytapolcsány	ung.	Beamter	56
986	Lithauer-Gereben	Edith	07.	Budapest	ung.	Haushalt	56
987	Lock	Alfred	7.11.22.	Wien	ung.	Elektr. Techn.	56
988	Loker-Berger	Margarethe	15.12.89.	Budapest	ung.		56
989	Löb	Ernest	28.2.206	Zilah	ung.	Ing.	56
990	Löbl	Georg	31.7.31.	Szabadka	ung.	Mechaniker	566
991	Löb	Isak	29.7.96.	Kendermező	ung.	Agronom	566
992	Löbl-Frankl	Klara	9.12.11.	Gönc	ung.		56
993	Löb	Ladislauš	8.5.33.	Kolozsvár	ung.		56
994	Löwenstein	Zoltán	25.6.36.	Galánta	ung.		56
995	Löwenstein-Pollák	Edith	4.10.11.	Kemence	ung.	Haushalt	56
996	Löwenstein	Emma	24.3.42.	Budapest	ung.		56
997	Löwy	Agnes	1.9.29.	Budapest	ung.		56
998	Löwinger-Löwinger	Hedy	31.7.10.	Verbove	ung.		56
999	Löwinger	Samu	17.8.07.	Vác	ung.	Kaufmann	56
1000	Lustig-Rosenberger	Julie	12.8.08.	Kolozsvár	ung.		56

Beispiel einer Seite der bei unserer Ankunft in Bergen-Belsen erstellten Liste

Diese bunt zusammengewürfelte Gruppe stand am Abend des 9. Juli 1944 in Bergen-Belsen Schlange, um registriert zu werden. Es war kein Vergnügen, aber uns blieb eine viel schlimmere Schlange erspart, in der an einem anderen Ort Hunderttausende warten mussten, bis man ihnen eine Nummer in den Arm tätowierte.

Als wir alle registriert waren, schickten uns unsere Führer in unsere Quartiere. Diese bestanden aus zwei langen Holzbaracken, die in eine Anzahl grosser Räume mit Betonboden, winzigen Fenstern und eng zusammengedrängten dreistöckigen Etagenbetten eingeteilt waren. Trotz hastig erlassener Richtlinien artete die Suche nach einem Schlafplatz bald in ein allgemeines Gerangel aus. Jeder kämpfte gegen jeden, um das Bett – unten, in der Mitte, oben – zu erobern, das ihm am begehrenswertesten vorkam. Familien oder Cliques, die ihre Ecken zuerst erreicht hatten, breiteten sich so weit aus, dass andere ihren Teil förmlich erstürmen mussten. Die anonyme Schrift «Deportation nach Bergen-Belsen» klagt insbesondere die dominierenden Zionisten aus Klausenburg an, «diktatorische Gewalt» gebraucht zu haben, um mehr Platz für sich und ihre Mitbürger aus Siebenbürgen zu ergattern, als ihnen zukam.³⁶ Die Baracken waren dunkel, klamm und stanken. Wie wir bald entdeckten, waren sie auch voll Wanzen, Flöhe und Läuse. Der Bericht in Willys Brief mag im Nachhinein amüsieren, aber damals fanden wir die Situation alles andere als lustig: «In den Baracken warteten auf uns hunderttausende ausgehungerte Läuse, die sich in unsere noch wohlgepolsterte Körper einsaugten, überall hineinkrochen. Der Kampf gegen die Läuse war fruchtlos; die behielten immer die Majorität und damit die Oberhand.»³⁷ Und Miriam Buck fasst unsere deprimierenden Eindrücke bei der Ankunft – denen auch später keine besseren folgten – so zusammen:

Keine Farbe, keine Schönheit, keine Bequemlichkeit, kein Plätzchen, wo man sich wohl fühlte... Die Enge des Lebensraumes, den man uns zuwies, seine Kahlheit und Kälte waren fast ebenso arg, als der Mangel an Nahrung, unter welchem wir litten. Der eine nagte am Körper, der andere verkümmerte die Seele. Man kann so zusammengedrückt nicht lange leben, ohne seelischen Schaden zu erleiden.³⁸

Gegen 20 Uhr erhielten wir Befehl, uns im Hof zwischen unseren beiden Baracken zu versammeln. Was folgte, war der «Zählappell», eine Prozedur, die wir während unseres Aufenthaltes im Lager ungefähr 150-mal über uns ergehen lassen sollten. Mit Ausnahme der Schwerkranken mussten wir alle – von den ältesten Männern und Frauen bis zu den kleinsten Kindern – uns in Fünferreihen aufstellen und warten, bis wir gezählt wurden. Wir hatten Hunger. Wir fühlten uns nach der langen Reise in den Viehwaggons wie gerädert. Wir waren verwirrt und verängstigt. Während wir warteten, ging ein Gewitter nieder, das uns bis auf die Haut durchnässte. SS-Männer, die entweder uns schikanieren wollten oder tatsächlich nicht rechnen konnten, zählten uns immer wieder. Die Tortur dauerte bis 22 Uhr, als wir endlich in unsere Baracken zurückgehen durften.

Der Zählappell war eines der traumatischsten Erlebnisse für uns alle. Ervin Heilpers Reaktion ist der meinen sehr ähnlich: «Der Zählappell dauerte Stunden. Sie zählten uns und liessen uns erst gehen, als wir nicht mehr auf den Beinen stehen konnten. Und solange die Zahl oder sonstwas nicht stimmte, standen wir dort. Dann fing es an zu regnen. Es war recht hart, aber nicht zu schlimm ... im Verhältnis zu dem, was in einem anderen Lager hätte passieren können.»³⁹ Tatsächlich waren unsere Leiden, im Vergleich mit den Qualen der Menschen in anderen Lagern, relativ erträglich. Trotzdem wirkte dieser erste Zählappell – und die Tag für Tag darauffolgenden – auf uns zutiefst demoralisierend. Frau Tibor Adler schreibt darüber: «Sie zählten uns wie Tiere. Es war erniedrigend, wie Nummern behandelt zu werden, was wir in ihren Augen natürlich auch waren.»⁴⁰

Da wir in den Augen der Deutschen zwar keine Menschen, aber doch eine wertvolle Ware waren, hatten wir es relativ gut. Das Gleiche galt auch für die Gefangenen im Neutralenlager und im Sonderlager. Die Insassen des Sternlagers, für die die Deutschen ein weniger grosszügiges Lösegeld oder einen weniger lohnenden Austausch erwarteten, hatten es viel schwerer. Sie durften zwar Zivilkleider tragen, aber nur mit dem Stigma des gelben Sterns, erhielten eine ärmlichere Verpflegung und mussten Sklavenarbeit verrichten – Baumwurzeln aus der Erde hacken, Kanalisation ausgraben, Küchendienst versehen und vor allem im «Schuhkommando» Millionen Schuhe zerlegen, um das Leder wieder gebrauchsfähig zu machen – und das alles, während SS-Soldaten und jüdische Kapos sie anbrüllten und schlügen. Am schlimmsten hatten es die Insassen des Häftlingslagers, die Sträflingskleider trugen und systematisch durch Unterernährung und Überarbeitung umgebracht wurden.

Unsere Gruppe hatte Glück. Als wir Anfang Dezember freigelassen wurden, hatten wir während unseres Aufenthaltes viel weniger gelitten als die anderen Gruppen im Lager, und die Torturen, die Bergen-Belsen Zehntausenden zur Hölle machen sollten, lagen noch in der Zukunft. Trotzdem waren die fünf Monate, die wir in diesem deutschen Konzentrationslager verbrachten, weit vom Traum entfernt, ein freies Leben in Palästina aufzubauen, mit dem wir in Budapest aufgebrochen waren.

Alltag im Vorzugslager

Grundbedürfnisse

Da die SS uns als eine kostbare Ware betrachtete, wurden wir besser behandelt als die meisten unserer Mitgefangenen. Wir trugen statt der Häftlingsuniform unsere eigenen Kleider ohne den gelben Stern. Wir mussten unsere Baracken sauber halten, aber sonst nicht arbeiten. Wir wählten unsere eigene interne Verwaltung und wurden nicht dauernd von SS-Wachen oder jüdischen Kapos belästigt. Wir organisierten kulturelle und religiöse Veranstaltungen. Ungefähr alle zwei Wochen marschierten wir zur Badeanstalt, wo wir uns allmählich daran gewöhnten, dass tatsächlich Wasser aus den Duschköpfen floss. Unsere Verpflegung lag etwas über dem Durchschnitt. Männer und Frauen schliefen in getrennten Räumen, aber den Tag konnten Familien zusammen verbringen. Dennoch waren die fünf Monate, die wir in Bergen-Belsen verbrachten, alles andere als ein Erholungsurlaub auf dem Land.

Unsere Tage waren streng durchgeplant, wie «Die Deportation nach Bergen-Belsen» berichtet. Um 6 Uhr war Tagwacht, und gegen 7 brachten die Essensträger ein mageres Frühstück. Nachdem wir die Baracken und den Hof aufgeräumt hatten, mussten wir bereit sein für den Zählappell, der jederzeit zwischen 9.30 und 11.30 stattfinden konnte. Das Mittagessen kam zwischen 11.30 und 12.30, das Abendessen zwischen 17 und 18. Um 21 Uhr mussten wir im Bett sein und um 22 die Lichter löschen.¹ Dieses Muster wurde manchmal gestört, zum Beispiel wenn der Appell zu lange dauerte oder wenn alliierte Flugzeuge über das Lager flogen, um deutsche Städte zu bombardieren, und die Wachen uns in die Baracken zurücktrieben, wahrscheinlich weil sie uns die Freude über das Auftauchen unserer Freunde am Himmel verderben wollten. Aber meistens wiederholten sich die Ereignisse – oder vielmehr die Ereignislosigkeit – Tag für Tag mit seelentötender Monotonie.

Für den gefürchteten Zählappell mussten wir jeden Morgen die Baracken verlassen, uns in Fünferreihen aufstellen und im Freien stehen bleiben, bis die SS-Wachen uns gezählt hatten und mit dem Resultat zufrieden waren. Das konnte zwei bis drei Stunden dauern, denn wenn sie sich verzählten, was oft genug geschah, fingen sie jedes Mal von vorne an. Je nach Laune oder Charakter machten sie das entweder ruhig und sachlich oder unter Beleidigungen und Flüchen. Es war schlimm von Anfang an und wurde schlimmer, als das Wetter und unsere Kondition sich verschlechterten. Jedes Mitglied der Gruppe erinnert sich an den Appell mit Widerwillen. Für George Brief kam er auf der «Liste der schrecklichen Erinnerungen ... gleich nach den Viehwaggon»:

Sie stellten uns im Hof auf mit diesen Türmen und der SS und den Wachen, und wir mussten stehen und stehen und es regnete und schneite sogar und wir mussten dort stehen und stehen, bis die SS-Offiziere vorbeigingen und die Gefangenen zählten, als ob man von dort verschwinden könnte. Und diese Appelle waren, wenigstens in meiner Erinnerung, unglaublich lang, unglaublich anstrengend und kalt und drohend.²

Für mich bedeutet das Wort «Zählappell» schmerzende Beine, gnadenlosen Nordwind durch durchnässte Kleider, ein wenig Angst und endlose Langweile. Als wir endlich in unsere Baracken zurückkehren durften, erwartete uns allerdings auch nicht viel mehr Gemütlichkeit.

Unser Transport von 1.684 Menschen wurde in zwei Baracken, Nummer 10 und Nummer 11 untergebracht. Die Baracken waren in je acht grosse Räume unterteilt, aber drei Räume in Nummer 10 gehörten zum polnischen Sonderlager. Damit blieben uns dreizehn Räume von jeweils 180 Quadratmetern Bodenfläche. Dies hätte 1,4 Quadratmeter Lebensraum pro Person ergeben. In Wirklichkeit waren wir noch enger zusammengedrängt, weil einige Räume für andere Funktionen requiriert worden waren. Einer diente unserer internen Leitung als Büro, aber auch als Speicher für Kleider, Lebensmittel und Medikamente und sogar als Krankenstation. Ein anderer enthielt ein paar durchlöchernte Bleiröhren, an denen wir uns und unsere Wäsche mit tröpfelndem kaltem Wasser waschen konnten. Ein dritter, in dem sich unsere Führer mit ihren Familien und Freunden eingerichtet hatten, galt mit 70 Personen als voll. Zuletzt mussten in jedem der übrigen zehn Räume bis zu 160 Personen Platz finden.

So weit wie möglich wurden Leute aus der gleichen Gegend oder mit ähnlichen religiösen oder politischen Überzeugungen in den gleichen Raum eingewiesen. Männer und Frauen schliefen getrennt, obwohl die jungen Pioniere diese Regel oft verletzten. Ich habe eine blasse Erinnerung, in Raum B in der Baracke 10 gewesen zu sein, was zur Tatsache passt, dass in A und B Männer aus Klausenburg untergebracht waren.

Der grösste Teil von jedem Raum war von dreistöckigen Etagenbetten in Viererblocks mit engen Gängen zwischen ihnen besetzt. Nahe beim Eingang stand ein Tisch mit ein paar Stühlen. Am anderen Ende war die einzige Toilette, die wir alle nach Sonnenuntergang benutzen mussten, weil es bei Todesstrafe verboten war, die Latrine 60 Meter ausserhalb von der Baracke aufzusuchen. Vom nächsten Wachturm, der zufällig neben der Latrine, aber auf der Aussenseite des Stacheldrahtzauns stand, überschaute uns eine Wache mit Feldstecher und Maschinengewehr. Ein Scheinwerfer zog lautlos und gespenstisch von Sonnenun-

tergang bis Sonnenaufgang seine Kreise an den Barackenfenstern vorbei. Edith Goldsteins Erinnerungen an unser Leben unter solchen Umständen sind den meinen sehr ähnlich:

Ich bekam ein Bett im dritten Stock unter einem schrägen Dach, auf dem Bett konnte man nicht sitzen... Es gab kein Licht und keine Luft. Wenn es anfang zu regnen, kam der Regen rein, direkt auf mein Bett. Ich hatte eine Schüssel, die meine Essschüssel war. Ich habe sie dahin gestellt, wo der Regen hereinkam, aber dann kam er auch von einem anderen Ort herein... Mit der Zeit wurden die Anziehsachen schimmelig, denn es gab keine Möglichkeit sie zu lüften, denn wenn ich etwas nach draussen hängte, konnte man von dort nicht weggehen, weil sie das sofort gestohlen hätten... In der Nacht... gab es lange Schlangen vor der Toilette, die Leute froren und es gab grosse Probleme, wenn man nicht rechtzeitig an die Reihe kam.³

Jenó Kolbs Tagebuch fängt die nächtliche Atmosphäre der Baracken in zwei kurzen Skizzen ausgezeichnet ein. Die erste beschreibt die verschiedenen Laute der Schläfer: «sie weinen, jammern, reden, knirschen mit den Zähnen, lachen, kommandieren... sie stöhnen, schnaufen, schnarchen». Die zweite zeigt unseren zunehmend schlechteren Gesundheitszustand: «Jeder schnauft anders, man kann jeden an seinem fliessenden WC-Geräusch erkennen. Das Schlurfen, wie sie zur Toilette gehen – wandern, nach einer Suppe. Lauter Skelette mit Meteorismen und Blasenentzündungen.»⁴

Szidonia Devecseris ausführlicher Bericht über eine Nacht in der Baracke wäre komisch, wenn es darin im Grunde nicht um Leben und Tod ginge. Die Frau des Rabbiners versucht vergebens, ihre Kinder, vier und acht Jahre alt, vom Raufen im Bett abzuhalten. Ihre Nachbarinnen können beim Lärm nicht schlafen und beschimpfen sie. Eine Frau kreischt, eine Maus ist ihr über das Gesicht gelaufen. Von den oberen Betten plumpsen Wanzen auf die unteren. Eine andere Frau schreit, weil der kleine Junge im oberen Bett den Inhalt des Einweckglases, das er als Nachttopf benützt, über sie verschüttet hat. Jemand hat Keuchhusten. Ein anderer kleiner Junge fleht seine Mutter an, ihn nicht zu schlagen, weil er den gemeinsamen Strohsack wieder genässt hat. Aber sie schlägt ihn, und er brüllt. Die Tänzerin aus dem Nachtlokal erzählt pikante Geschichten über ihre ehemaligen Kolleginnen, während ihre Zuhörerinnen, die feingefühlige Sprachlehrerin, nicht weiss, ob sie sich die Ohren zuhalten oder lachen soll. Die verwöhnte Millionärsfrau hängt ihre Kleider an alle Nägel in der Wand und lässt niemand anderem Platz. Wörtlich endet die Stelle so: «In den 24 Stunden des Tages gibt es keine Minute Ruhe. Um Tagesanbruch hat der Lärm ein wenig nachgelassen, und ich schmerze, denke ich an die viel grösseren Torturen der Deportierten, unter ihnen unsere Lieben.»⁵

Ich habe meine eigenen Erinnerungen an solche Nächte, einschliesslich des Zornes des alten Mannes im Bett unter mir, als ich ihn meinerseits mit dem Inhalt meines Einweckglases berieselte. Auch ich erinnere mich an die engen dreistöckigen Etagenbetten, die bis zum Dach reichten, die nackten Birnen, die fast kein Licht ausstrahlten, die rauen Decken, die

angeblich aus Menschenhaar bestanden, die Wanzen und Läuse, das Schniefen, Husten, Rülpsen, Furzen, Seufzen, Stöhnen, Ächzen, die geflüsterten Streitigkeiten und plötzlichen lauten Beschimpfungen, das dauernde Spülen der Toilette, das Klimpern von weiteren Einweckgläsern, das Tropfen des Wassers durch die Löcher im Dach, das Heulen des Windes durch jeden Spalt in der Barackenwand, den kreisenden Strahl des Scheinwerfers durch das kleine Fenster, die Schreie von Männern und das Bellen von Hunden in der Ferne, während ich in der kalten, klammen, übel riechenden Dunkelheit lag. Aber im Gegensatz zu den Erwachsenen erinnere ich mich nicht gedacht zu haben, dass das keine Art war, Menschen leben zu lassen.

Wir hatten zwei Latrinen, eine für Männer und eine für Frauen, neben dem Stacheldrahtzaun und in voller Sicht vom nächsten Wachturm. Toilettenpapier gab es selten, und wir mussten uns mit Blättern aus Büchern oder Stückchen Packpapier behelfen. Ich hatte mich bereits im Ghetto von Klausenburg vom Schock, mit Dutzenden anderer Leute eine Latrine zu benutzen, erholt, aber für viele blieb das Erlebnis bis zum Schluss traumatisch. Irgendwie gelang es einer Tomatenpflanze, neben der Latrine Wurzeln zu fassen. Sie starb lange vor unserer Abreise aus dem Lager, aber so lange sie lebte, galt sie als eines der wenigen ermutigenden Zeichen in der allgemeinen Düsterei. Shaul Ladany fiel das Absurde besonders stark auf: «Nie werde ich die Latrine vergessen und den Gestank, der aus ihr hochstieg, oder die Tomatenpflanze, die ausserhalb des Hochspannungszauns wuchs.»⁶

Das Elend, in diesen Baracken zu leben, wurde durch das Elend des Hungern vertieft. Als tägliche Ration bekamen wir von den Deutschen 330 Gramm Brot, 15 Gramm Margarine, 25 Gramm Marmelade, 1 Liter Suppe, 1,5 Liter Ersatzkaffee und gelegentlich etwas Käse oder Wurst. Kinder unter 14 erhielten zusätzliche Rationen und ein wenig Milch.⁷ Dazu kamen die Vorräte, die wir mitgebracht hatten, aber dies alles lag weit unter dem Minimum, das wir brauchten. Noch schlimmer war, dass sich im Lauf der Zeit sowohl die Rationen als auch unsere Reserven verringerten.

Das Brot kam in grauen Laiben, deren Form und Gewicht an Ziegelsteine erinnerte. 330 Gramm pro Tag scheinen geradezu üppig, aber dieses Brot war äusserst schwer und sein Nährwert minimal. Die einen teilten den Laib in gleiche Teile für jeden Tag der Woche. Die anderen hatten nicht die Kraft zu warten und assen es in zwei oder drei Tagen auf. In wissenschaftlichen Debatten wurde erörtert, ob zwei dickere oder drei dünnere Scheiben nahrhafter seien. Die exakten Masse wurden mit dem Zollstock nachgeprüft. Eine Delikatesse war das Brot beim besten Willen nicht, aber je mehr Hunger wir hatten, umso begehrenswerter schien es. Nach Ági Hendell war es zwar aus «Schlamm und Sägemehl gemacht», aber «das Beste, das man je im Leben gekostet hatte».⁸ Unsere Leitung häufte Reserven für eventuelle Notfälle an, indem sie einen Teil unserer Ration beschlagnahmte und dadurch frisch bewahrte, dass sie die alten Laibe regelmässig gegen neue austauschte.

Der Kaffee, der früh am Morgen zum Frühstück und am Spätnachmittag zum Abendessen verteilt wurde, bestand aus irgendeiner Ersatzsubstanz. Ich höre noch immer einen unserer übereifrigen Mitgefangenen, Jenó Tyroler, zweimal am Tag brüllen: «Zum Kaffee an-tretten!» Wir traten zwar an, aber was wir bekamen, hatte mit Kaffee höchstens die Farbe gemeinsam. Ben Hersch, der in dieser Beziehung als Wortführer für uns alle gelten kann, nennt es «schwarzes Wasser, das manchmal warm war und manchmal nicht – es schmeckte nicht schlecht, sondern gar nicht.»⁹

Die tägliche Suppe brachte man aus der Lagerküche in Behältern von 25 oder 50 Litern. Sie enthielt Steckrüben, Mangold und andere Arten von Wurzelgemüse, die wir bisher höchstens als Viehfutter gesehen hatten. Olga Munk erinnert sich: «Wir bekamen das Zeug, mit dem sie die Tiere fütterten – ich weiss nicht, wie es heisst. Es war in kleine Stücke geschnitten und schmutzig – sie hatten es nicht einmal gewaschen – und das bekamen wir zu essen. Aber irgend etwas mussten wir ja essen.»¹⁰ An Glückstagen fanden wir Kartoffelschalen und sogar Kartoffeln im grauen Brei. Wenn wir noch mehr Glück hatten, waren auch ein paar Fleischreste dabei.

In den ersten Tagen fanden wir diese Suppe ganz ungeniessbar. Wir liessen sie in den Behältern oder versuchten, sie an unsere Nachbarn im nächsten Lagerteil weiterzugeben. Aber mit der Zeit waren wir nur zu froh darum. Edit Goldstein bemerkt trocken: «Am Anfang wollte keiner dieses Essen essen, das war für Schweine, nicht für Menschen... Nach einem Tag, zwei Tagen standen wir dafür schon Schlange.»¹¹ Wie alle anderen hatte ich auch dauernd Hunger, aber einige Gemüsesorten – hauptsächlich eine Art Möhre und Beete – brachte ich einfach nicht herunter. Mein Vater gab mir dafür einen grossen Teil seiner übrigen Rationen.

Die Verteilung des Essens war eine äusserst strittige Angelegenheit. «Infolge der Unterernährung und des dauernden Hungers war jeder gereizt, ein unschuldiges Wort genügte schon, dass sogar Freunde in Streit gerieten.» So der anonyme Autor der «Deportation nach Bergen-Belsen». ¹² Kolbs Tagebuch berichtet über «Tumult, Durcheinander, Geschrei und Handgreiflichkeiten von beispielloser Art. Für einen Teller Gemüse, darin einige Fleischfetzen.»¹³ Die Erinnerung von Jack Gross ist ebenso lebhaft wie exakt:

Es gab Handgemenge, zum Beispiel, wenn man am Mittag Schlange stand, um seine Schüssel mit diesem Abwaschwasser füllen zu lassen, und die Leute so grossen Hunger hatten, dass sie um sich schlugen. «Du hast ihm mehr gegeben! Du hast mir weniger gegeben! Warum hast Du ihm mehr gegeben? Warum behandelst Du ihn besser als mich?» Und sie haben sich das Essen aus der Hand gerissen und sie haben auch gestohlen.¹⁴

Der Schwerkraft gehorchend blieben die festeren Bestandteile der Suppe unten in den Behältern liegen. Deshalb wollte jeder seine Portion so spät wie möglich während der Verteilung erhalten, und das Drängen und Stossen steigerte sich manchmal zu richtigen Schläge-

reien. Aber schlimmer als solche vorübergehenden Ausbrüche waren die Ressentiments in Folge der Korruption auf höherer Ebene. Der zornige anonyme Autor der «Deportation nach Bergen-Belsen» vor allem behauptet, dass die Essensträger neben ihren zusätzlichen Rationen 30-40 Liter Suppe im Tag stahlen, während unsere Führer ein Auge zudrückten und sich selbst Extra-Rationen genehmigten oder den Schneidern oder Schuhmachern in der Gruppe erlaubten, für ihre unentbehrlichen Dienstleistungen Wucherpreise in Naturalien zu fordern.¹⁵ Die Feinheiten blieben mir damals verborgen, aber ich sah mehr als einmal Schlägereien wegen des Essens ausbrechen und ich erinnere mich heute noch an die Mischung von Faszination und Schock, die ich empfand, als ich zum ersten Mal nach einem solchen Krach auf dem Gesicht eines angesehenen Juristen Blut sah.

Welche Demütigung und Scham der Hunger verursachen konnte, illustrieren zwei quälende Kindheitserinnerungen von William Stern. Im ersten Fall musste er erstaunt zuschauen, wie «ein früher wohlhabender und ehrbarer Herr mit seinem Finger die Reste vom Boden des Behälters zusammenkratzte, weil die Ration, die jedem zugeteilt war, ihm offensichtlich nicht genügte.» Im zweiten Fall plagte ihn ein «tiefes Schuldgefühl», weil er ein Marmeladenbrot von seiner Mutter zu seinem Vater bringen sollte und auf dem Weg zwischen den Baracken «insgeheim einen Teil der Marmelade ableckte», um sein dringendes Verlangen nach etwas Süßem zu befriedigen, «und den Rest mit seiner Zunge auf dem Brot verteilte», damit der Diebstahl nicht bemerkt würde.¹⁶

Eines Tages wurden fünfzehn Fässer abgestandene Muscheln vor unseren Füßen ausgeschüttet. Die Leute wurden, wie Kolb schreibt, «vollkommen wild». Sie griffen mit beiden Händen in den schlüpfrigen schwarzen Haufen und stopften ihre Taschen voll. Dann zogen sie sich kurz aus dem Kampf zurück, um die Mollusken aus ihrer Schale zu saugen, bevor sie sich wieder ins Getümmel stürzten, um mehr zu ergattern. Diese exotische Mahlzeit war zwar, laut Kolb, «übelriechend wie die Meeresküste bei Ebbe»¹⁷, aber ich wäre nur zu gern mit von der Partie gewesen. Leider hatte es mir mein Vater aus Angst vor einer Magenvergiftung strengstens verboten.

Weil wir dauernd Hunger hatten, dachten wir dauernd ans Essen. Während des Tages redeten wir unablässig über die leckeren Mahlzeiten, die wir irgendwann genossen hatten oder geniessen würden, wenn wir einmal in die zivilisierte Welt zurückkehrten; nachts träumten wir davon. Die Frauen tauschten fortwährend Rezepte aus. Für Geburtstage, die hohen Feste und andere Feierlichkeiten wurden aus Brot, Margarine und Marmelade kunstvolle «Torten» gebastelt. Auf eher pragmatischer als ästhetischer Ebene meinten manche, wie Emanuel Mandel berichtet, dass «Kartoffelstücke, die man aus diesem Suppenzeug fischte und als eine Art Kartoffelsalat auf das Brot strich,» ein Sandwich ergaben, das «nahrhafter war, als wenn man einfach die Suppe gegessen hätte».¹⁸ Dies wurde aber von anderen heftig bestritten.

Während wir alle hungerten, litten die Raucher unter uns an einem weiteren Mangel. Unsere Rationen enthielten von Zeit zu Zeit auch Zigaretten, aber nie in ausreichender Menge. Es gab endlose Grundsatzdebatten, ob Nichtraucher die gleiche Menge erhalten sollten wie Raucher oder Frauen wie Männer. Einmal kam es fast zur Revolte wegen der Verteilungspläne unserer Leitung. Manche kratzten die letzten Krümel Tabak aus weggeworfenen Kippen zusammen, um neue Zigaretten zu drehen; andere versuchten es mit Teeblättern, die sie irgendwo aufgetrieben hatten. Die schwersten Raucher verkauften ihr Essen und kostbare Besitztümer für Zigaretten.

Zigaretten wurden aber nicht nur geraucht, sondern sie dienten auch als Währung. Wir hatten mit einfachen Tauschgeschäften begonnen, bei denen Waren oder Dienstleistungen gegen andere Waren oder Dienstleistungen oder auch gegen Zahlungsverprechen in Dollar oder Schweizer Franken, einlösbar nach unserer erhofften Befreiung, gehandelt wurden. Aber allmählich entstand eine komplizierte Lagerwirtschaft, die die Wirtschaft der Aussenwelt genau widerspiegelte. Es gab Konjunkturen und Depressionen, Haussen und Baissen, Inflation und Deflation, Zwischenhändler, Makler und Agenten, die grosse Profite einheimsten. Dies alles wäre unmöglich gewesen ohne ein praktisches und begehrtes Zahlungsmittel – eben Zigaretten.

Die Preise änderten sich dauernd, aber diese Aufstellung von Miriam Buck vermittelt einen ziemlich genauen Eindruck von dem Markt und der Kaufkraft von Zigaretten:

4 Stück WC Papier	1	Zigarette
1 Nachtmahl	1–2	Zigaretten
1 Mittagmahl	3–4	"
1 Zwiebel	3	"
1 Tomatenkonserve	5	"
1 Schachtel Höferpuder	6	"
1 Portion Butter (30 gr)	8	"
1 Schuhcreme	18	"
1 Paar Wollsocken	25	"
1 Brot (2 kg)	50	"
1 Paar Damenhalbschuhe	150	"
1 " Männerhalbschuhe	200	"
1 Herrenanzug	270	" ¹⁹

Im Dienstleistungssektor dieser Wirtschaft spielten Schneider und Schuhmacher eine herausragende Rolle. Je länger unsere Gefangenschaft dauerte, umso abgerissener wurden unsere Kleider und Schuhe. Viele von uns hatten überhaupt nur Sommerkleidung mitgebracht, weil wir glaubten, dass wir von Budapest über Spanien nach Palästina fahren würden. Als das Wetter kälter und feuchter wurde, erfreuten sich Schneider und Schuhmacher eines

grossen Zulaufs. Wolldecken wurden in Winterkleidung verwandelt. Bretter, entweder von ausserhalb beschafft oder aus den Betten entnommen, wurden zu Sohlen geschnitzt und mit Lederriemen oder aus Konservenbüchsen geschnittenen Metallstreifen an zerfallenden Schuhen befestigt. Ich hatte selbst ein solches Paar und erinnere mich noch lebhaft, wie steif die Sohlen waren und wie gross ich mich fühlte, als ich auf ihnen stand. Die Handwerker erhielten ihren Lohn in Zigaretten, Nahrungsmitteln oder anderen Waren, entweder als Privatunternehmer direkt von den Kunden oder von der Leitung in der Form spezieller Rationen, was ihre Arbeit gewissermassen zu einer staatlichen Industrie machte. Es gab auch Amateure, vor allem Frauen, die unerwartete Fähigkeiten an den Tag legten, indem sie Flicker aus alten Kleidern zu neuen zusammennähten oder unbrauchbar gewordene Strickwaren auflösten und aus der Wolle neue strickten.

Wie wir trotz unserer etwas besseren Ernährung immer Hunger hatten, so litten wir auch trotz unserer besseren Gesundheit alle mehr oder weniger an Krankheiten, die sich im Laufe der Zeit noch verschlimmerten. In Kolbs Tagebuch lesen wir unter dem Tag unserer Ankunft in Bergen-Belsen über «Erkältungen, Darminfekte» und im August und September über Fälle von «Ohnmacht», «Ermattung», «Scharlach», «Magenblutung» «Magengeschwür», «Enzephalitis» und «Ohrenerkrankungen.»²⁰ Szidonia Devecseri meldet «Masern, Keuchhusten, Magenerkrankungen. Immer mehr und mehr.»²¹ Geisteskrankheiten kamen natürlich auch vor, am auffälligsten bei einem jungen Mann namens Gyuri Mezö, der den ganzen Fahrplan der ungarischen staatlichen Eisenbahn auswendig konnte und bei jedem möglichen Anlass zu rezitieren anfang. An körperlich verwachsenen Menschen hatten wir unter anderen zwei Bucklige, die zufällig beide Kantor von Beruf waren. Selbstverständlich wirkten sich die körperlichen Krankheiten auch auf unsere Affekte und den Umgang miteinander aus. Aufschlussreiche Beispiele finden sich wieder in Kolbs Tagbuch:

Ein Grossteil der Menschen ist krank, abgemagert, hungrig und nervös. Ich glaube, David hat vom Hungern Schilddrüsenbeschwerden bekommen. Seine Augen treten hervor, er ist aufbrausend, und in seinem aufgeregten Zustand auch gewalttätig. So hatte sich auch Rosenberg benommen, als er mit Federit und später mit Neumann sich zerworfen hatte, aber bei ihm auch noch ein Magengeschwür.²²

Der Mangel an Hygiene verursachte Hautkrankheiten. Mein Vater und ich gehörten zu den vielen, die Krätze erwischt hatten. Das dauernde Jucken liess mich nachts nicht schlafen und machte mich tags verrückt, bis Dr. Valerie Stark uns mit einer höchst wirksamen Salbe heilte. Vorher hatte sie uns, zu meiner grossen Verlegenheit, von Kopf bis Fuss untersucht und befohlen, jedes Haar von unserem Körper zu entfernen. Ich weiss noch, wie mein Vater und ich uns bemühten, mit einem stumpfen Rasiermesser, schaumloser Seife und kaltem Wasser ihrem Befehl zu gehorchen.

Ich weiss, dass sich nach unserer Freilassung die Epidemien unter den im Lager zurückgebliebenen Unglücklichen immer schneller ausbreiteten, aber wir hatten während unserer Gefangenschaft keinen grossen Krankheitsausbruch erlebt. Bei einer Gelegenheit bekamen viele Kinder Masern, aber es gelang den Ärzten, die Welle einzudämmen, bevor sie die Erwachsenen erreichte. Gegen Cholera waren wir alle geimpft: das Serum hatten wir selbst mitgebracht. Andererseits mussten wir die Massenimpfungen gegen Typhus absagen, weil wir zwar Serum, aber kein Desinfektionsmittel hatten. Es war reine Glückssache, dass uns der Typhus erspart blieb, an dem in den letzten Monaten des Lagers Tausende sterben sollten.

Unsere eigenen Ärzte standen unter Aufsicht eines SS-Stabsarztes, der den Rang eines Hauptsturmführers hatte und mit dem sie abgesehen von gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten gut auskamen. Im Sternlager neben uns hatte man eine primitive Klinik eingerichtet. Trotz strengem Kontaktverbot zwischen den einzelnen Lagerteilen durften wir für zahnärztliche Behandlungen diese Klinik besuchen, und in einigen chirurgischen Fällen wurden Kinder aus unserer Gruppe von unseren eigenen Ärzten dort behandelt. Für drei Mittelohroperationen und eine Darmoperation stellte der SS-Arzt den jüdischen Ärzten Kalocsay, Hermann und Schwarz «alle erforderlichen Behelfe zur Verfügung».²³

Angesichts der Auswahlprinzipien der Waada, die einen Querschnitt des ungarischen Judentums für den Transport vorsahen, verwundert es nicht, dass ungefähr 35 Ärzte – unter ihnen namhafte Spezialisten wie der Radiologe Ferenc Polgár, der Internist Sandor Braun und der Augenarzt József Hamburg – und mehrere Apotheker zur Gruppe gehörten. Wir hatten auch ziemlich umfangreiche medizinische Vorräte, obwohl es uns an vielen wichtigen Medikamenten und Geräten fehlte. Wenn ich mich an meine Mitgefangenen als eine relativ gesunde Gruppe erinnere, so kann das allerdings an der Unwissenheit eines gesunden elfjährigen Jungen liegen. Den Erwachsenen, die wussten, und den Kranken, die litten, muss es ganz anders vorgekommen sein.

«Überfüllung, Mängel. Viele Ärzte, keine Organisation ... Schwierigkeiten bei der Anforderung von Medikamenten»²⁴ – so berichtet Kolb über die Verhältnisse, unter denen die Ärzte arbeiten mussten. Trotzdem wird ihre Hingabe von vielen gelobt. Judy Jacobs erinnert sich: «Die Ärzte versuchten so viel für ihre Patienten zu tun, wie es möglich war, wenn man bedenkt, dass – meistens – keine Vorräte, keine Medikamente, keine Instrumente vorhanden waren.»²⁵ Einer der Ärzte, ihr eigener Vater Dr. Adalbert Gondos, lieferte ein eindrucksvolles Beispiel des Einfallsreichtums, den ein Arzt in dieser elenden Situation brauchte: «Ich hatte eine Infektion am Bein, und es gab keine Antibiotika. Da braute mein Vater eine Salbe aus Vaseline und zerriebenen Schwefelpillen zusammen, und es klappte.»²⁶ Olga Munk, deren Sohn an der Ruhr litt, preist einen «wunderbaren Arzt», der sich trotz des strengen Verbots der Deutschen aus der Baracke wagte, um ihr zu helfen: «Er kam in der Nacht und er

setzte sein eigenes Leben aufs Spiel, um mein Kind zu besuchen, und er hatte ein Medikament dabei, das er dem Kind gab, und so blieb es am Leben.»²⁷

Die Ärzte hatten die nicht unbeträchtliche Macht, über Lebensmittel zu verfügen. Wenn ein Patient mehr Nahrung brauchte, konnten sie Rezepte über zusätzliche Rationen ausstellen. Vielleicht trug schon das in einzelnen Fällen zur Besserung bei. Allerdings konnte es auch missbraucht werden. So zum Beispiel von einem schlaun Zwölfjährigen, David Kohn. Einer der Ärzte stellte bei ihm eine allgemeine Schwäche fest und verschrieb ihm eine Extraportion Griesbrei. David gestand später, dass er sich bald erholt habe, aber «trotzdem im Bett geblieben» sei.²⁸ Jahre danach wurde David mein Stiefbruder, als Verwandte eine Heirat zwischen seiner verwitweten Mutter und meinem verwitweten Vater vermittelten.

Auch ich hatte manchmal ein leichtes Fieber, und mein Vater fürchtete, dass es ein Anzeichen der Tuberkulose sein könnte, die meine Mutter umgebracht hatte. Er mass zweimal am Tag meine Temperatur, und dabei gingen die geborgten Thermometer wiederholt zu Bruch. Da er gewissenhaft und zudem Nichtraucher war, leistete er den Besitzern der Thermometer Schadenersatz in Zigaretten, und ich rechnete mir traurig aus, wie viel Esswaren wir hätten kaufen können, wenn er sich von Anfang an nicht um Thermometer gekümmert hätte.

Wie bei einer so gemischten Gruppe von dieser Grösse zu erwarten war, ereigneten sich mehrere Geburten und Todesfälle. Mindestens drei Personen starben in unserem Lager, und eine Ärztin führte eine Abtreibung ohne Instrumente aus. Ungefähr acht Kinder wurden geboren – mehrere bei Kerzenlicht in den Baracken während eines Fliegeralarms – zusätzlich zu dem einen, das auf dem Weg nach Bergen-Belsen im Viehwaggon zur Welt kam.²⁹ Egon Mayer erlebte das Lager im Mutterleib und wurde im Januar 1945 in der Schweiz geboren. Er wurde später ein bekannter Soziologieprofessor an der City University in New York, Schöpfer der «Kasztner Memorial Site» im Internet und Autor von mehreren Kapitel-Entwürfen zu einem Buch über Kasztner, das leider unvollendet blieb, als er 2004 an Krebs starb.

Es scheint, dass viele Frauen unter uns nicht mehr menstruierten, was auch in anderen Lagern der Fall war, entweder aus psychischen Gründen oder in Folge von Unterernährung. Allerdings wusste ich persönlich nichts davon, möglicherweise weil ich zu jung war, um mich darum zu kümmern, oder weil zu jener Zeit das Thema nicht so offen besprochen wurde wie heute. In der Männerbaracke, in der ich mit meinem Vater wohnte, sprach man auf alle Fälle nicht viel über solche Fragen.

Die Trennung der Männer und Frauen in den Baracken hatte Folgen für die Beziehungen der Geschlechter. Mit elf Jahren wusste ich auch über dieses Thema nicht viel, und die Erinnerungen anderer schweigen sich darüber meist aus. Man erzählte von einer SS-Aufseherin, die einen Wutanfall bekam und Schläge austeilte, als sie an einem Nachmittag zufällig einen Mann in der Frauenbaracke fand. Heute vermute ich, dass sie das Paar im Bett er-

wischt hat, aber damals wäre mir so etwas nicht in den Sinn gekommen. In einigen Erinnerungen ist die Rede von der ungehemmten Lebensweise der jungen Männer und Frauen in der Baracke der Pioniere, die trotz Verbots zusammenwohnten. Etwa einen Monat nach unserer Ankunft im Lager notierte Kolb in seinem Tagebuch: «Junge Männer und junge Frauen legen sich nachts zusammen: es wird viele Schwangerschaften geben, es gibt keine Verhütungsmittel. Sexuelle Bedürfnisse melden sich. Wir erwägen ernsthaft die Einführung eines institutionellen Geschlechtstages.»³⁰ Später deutet Kolb an, was passierte, wenn man bei Luftangriffen das Licht löschen musste: «Im Allgemeinen verbringen wir die letzten zwei Stunden in völliger Dunkelheit. – Vorträge, usw. werden abgebrochen, wir ziehen uns im Stockfinstern aus. Aus erotischer Sicht hat das viele Vorteile, die auch ausgenutzt werden.»³¹ Aber insgesamt scheinen sich die sexuellen Aktivitäten in Grenzen gehalten zu haben. Ein offensichtlicher Grund dafür war die Unmöglichkeit, allein zu sein, aber Stress, Depressionen, Unterernährung und Krankheit dürften auch eine Rolle gespielt haben. Es waren ferner Gerüchte im Umlauf, dass unseren Mahlzeiten Brom beigemischt wurde, um unsere Libido zu verringern, aber das kommt mir unwahrscheinlich vor.

Selbstverwaltung

Als Bevorzugten hatte uns Kasztner eine begrenzte Autonomie ausgehandelt. So betreten die Deutschen unser Areal meist nur zum täglichen Zählappell, und der sonst in den Lagern übliche enge und oft qualvolle Kontakt mit ihnen blieb uns erspart. Ich entsinne mich dunkel an Soldaten im Wachturm neben der Latrine und auf der Lagerstrasse vor unseren Baracken, aber als Einzelpersonen sehe ich nur noch zwei SS-Unteroffiziere vor mir, die übrigens auch häufig in den Erinnerungen anderer wiederkehren. Der eine war gross und unfreundlich. Er schimpfte und drohte, wo er konnte, und wir hassten ihn. Da er von Geburt oder infolge eines Unfalls eine Narbe hatte, nannten wir ihn «Schnittmund» oder, nach der aggressiven rechtsradikalen zionistischen Organisation, «Betar». Der andere war klein, schieläugig und für einen SS-Mann erstaunlich freundlich. Er hatte immer eine Pfeife im Mund und wurde regelmässig von seinen Kollegen gehänselt. Wir nannten ihn «Popeye» oder, nach der religiösen zionistischen Organisation, «Misrachi».

An Popeye denken viele von uns mit Wärme zurück. Niemand wusste, wie er wirklich hiess, und es ist mir nicht gelungen herauszufinden, was mit ihm nach dem Krieg geschehen ist. Einige Memoiren, darunter Alex Barzels, behaupten, dass er ein britischer Spion gewesen sei und Berichte über die deutsche Kriegsführung nach England geschmuggelt habe.³² Mir kommt das ziemlich fantastisch vor, aber sein Wohlwollen war unverkennbar. Einmal merkte er, dass ein junges Mädchen beim Zählappell fehlte, weil sie in ihren verschlissenen

Schuhen nicht mehr in den Tümpeln stehen konnte. Am nächsten Tag überreichte er ihr ein Paket, in dem sich ein anderes Paar befand, das zwar alt, aber brauchbar war und sogar annähernd die richtige Grösse hatte. Den Kindern brachte er wiederholt Esswaren und den Erwachsenen Zeitungen. Als ich einmal mit Fieber im Bett lag und er die vom Appell Abwesenden in der Baracke zählte, gab er mir einen ermutigenden kleinen Klaps, den ich nie vergessen habe. Aber Popeye war eine Ausnahme. Typischer war eine Episode, die Joseph Berger mitteilt. Berger, damals sieben Jahre alt, liess im Spiel einen Ball über den Zaun fliegen. Die Wache brachte ihm den Ball zurück – auf seinem Bajonett aufgespiesst und geplatzt.³³ Ich bin ziemlich sicher, dass Popeye nie so etwas gemacht hätte.

Die SS-Aufseherinnen überwachten Sauberkeit und Ordnung in den Baracken. Eine von ihnen, eine höchstens 22jährige Blockführerin, hassten wir noch mehr als Schnittmund. Laut Miriam Buck hatte sie «regelmässige Züge und schönes gelocktes Blondhaar», aber «die Augen waren stahlhart und finsterblickend und der Mund hatte ein böses Lachen, voller Verachtung und Hass.» Sie redete uns immer nur als «Saujuden, Lumpenpack» an. Einem dreijährigen Jungen gab sie eine schallende Ohrfeige, weil er nicht strammstand, als sie in die Baracke trat. Einer alten Frau nahm sie das Gebetbuch aus der Hand und zerriss es mit einem grausamen Gelächter. Wenn die Decken nicht absolut flach auf den Betten lagen, «gab es täglich Krawall und die Strafe (Brotentzug) hagelte wollüstig aus dem harten Mund». Miriam Buck beschreibt mit Grauen «Universitätsprofessoren, weltberühmte Ärzte, langbärtige ehrwürdige Rabbiner, wie sie die Kappe in der Hand, kerzengerade vor dem jungen Mädchen standen, die sie anmassend anblickte und unflätig beschimpfte.»³⁴ Lili Szondi-Radványi erzählt, dass sie wegen einer ungewaschenen Tasse mit schweren Strafen drohte: «Ich werde euch schon kleinkriegen. Wenn nicht Ordnung sein wird, werdet ihr in acht Tagen Sterne tragen und arbeiten.»³⁵ In Kolbs Tagebuch geht es wahrscheinlich um die gleiche Person: «Weisse Pelzhandschuhe, Stiefel, Uniform, Hosenrock, die Mütze halb ins Gesicht gezogen, wiegender Gang, Schäkerei, zwischendurch pfeift sie vor sich hin, schreit, ist übermütig: schmeisst die Schüsseln hin, droht mit Butterentzug, schmeisst die Betten durcheinander; erzählt, dass sie drüben zwei so ins Gesicht geschlagen hat, dass sie geschwollene Gesichter bekommen haben».³⁶ In keiner der Erinnerungen wird eine SS-Aufseherin mit Namen genannt, aber diese war wahrscheinlich die berühmte Irma Grese, die mit dem Lagerkommandanten Kramer aus Auschwitz nach Bergen-Belsen gekommen war und bald nach Kriegsende ebenso wie er gehängt wurde.

Dank der uns gewährten bescheidenen Autonomie griffen die Deutschen nicht direkt in unser Alltagsleben ein. Die Befehle des Lagerkommandanten ergingen an unsere interne Führung und wurden von ihr an uns weitergeleitet. Die Vorschriften, die unseren Tageslauf regelten, wurden ebenfalls von unserer eigenen Führung erlassen. Tatsächlich war unsere Gruppe wie ein kleiner Staat durchorganisiert, mit politischen Parteien, einer Regierung, ei-

ner Verfassung, einer Hierarchie von Beamten, Richtern und Polizisten, mit Wahlen, Intrigen und Kuhhändeln, mit Nepotismus und Korruption – kurz, mit allem, was eine Demokratie ausmacht. Nur hatte die Sache einen Haken: wir waren alle die Gefangenen der un demokratischen Nazis, die jeden Moment unsere Privilegien widerrufen und uns nach Auschwitz verfrachten konnten. Der verbissene Eifer, mit dem diese hilflosen Menschen am Rand der Vernichtung Politik spielten – mit Tagesordnungen und Protokollen, Anträgen und Abänderungsanträgen, Verfahrensfragen, kleinen Anfragen, grossen Anfragen und Abstimmungen –, war absurd, aber notwendig, um unsere Selbstachtung zu wahren. Es war eine Komödie, aber es liess uns die Illusion, unser Schicksal selbst bestimmen zu können – wenigstens, wenn wir vergassen, dass die Seifenblase jeden Augenblick platzen konnte. So lange wir – oder die Erwachsenen unter uns – Politik spielen konnten, blieben wir von Apathie und Anarchie verschont.

In Bergen-Belsen blieb die Führung der Gruppe weiterhin in den Händen der Männer, die in Mosonmagyaróvár zu unseren Führern ernannt worden waren, und die damals festgelegten Regeln behielten ebenfalls ihre Gültigkeit. Es lief nicht glatt ab. Es gab dauernd Zusammenstösse, sowohl persönlicher wie politischer Art. Das schlimmste Misstrauen herrschte zwischen der Gruppe aus Klausenburg, zu der die meisten führenden Zionisten gehörten, und der aus Budapest, die die Mehrheit des gesamten Transports darstellte. Häufig kam es auch zu Streitigkeiten zwischen den Jugendgruppen, die meist politisch links standen, und den eher rechtsgerichteten Würdenträgern sowie zwischen den frömmeren und den weltlicheren religiösen Gruppen. Vom 22.-23. Juli wählten wir ein «Aktionskomitee» mit 26 Mitgliedern und eine sechsköpfige «Exekutive». Die Exekutive bestand aus Moshe Rosenberg, Ferenc Kauders, Hillel Danzig, Jenő László, Eli Kohn und, als Vorsitzendem, József Fischer. Strittige Fragen wurden durch ein Machtwort von Fischer entschieden.

Nach langen und heftigen Debatten wurde im Oktober eine imposante «Lagerordnung»³⁷ verabschiedet. Sie bestand aus 25 in pedantischer Amtssprache verfassten Paragraphen, die sechs eng getippte Seiten befüllten und auch unsere «Verfassung» genannt wurden. Die wichtigsten Bestimmungen waren die folgenden: Das Lager wird grundsätzlich im «jüdischen Nationalgeist» – d.h. zionistisch – geführt. Die Führung verfügt nach eigenem Gutdünken über unsere «Arbeitskraft, Fachkenntnisse und im Lager befindlichen Besitztümer». Sie wird in geheimer Abstimmung gewählt und besteht aus dem Lagerleiter, zwei stellvertretenden Lagerleitern und fünfzehn weiteren Mitgliedern. Zehn Unterausschüsse, jeder mit seinem eigenen Aufgabenkreis, sind für alle Aspekte unseres Lebens verantwortlich: zentrale und interne Verwaltung, Ruhe und Ordnung, Wirtschaft, Ernährung, Gesundheit, Erziehung, Religion und Wohlergehen. Die Vorsitzenden dieser Ausschüsse werden von der Führung aus ihren eigenen Mitgliedern bestimmt. Als Lagerleiter – nach dem damaligen Jargon «Lagerältester» oder «Judenältester» – hat József Fischer besonders weitgehende Befugnis-

se. Für gutes Benehmen sorgt eine interne Polizei, und alle Regelverletzungen werden bestraft, zum Beispiel durch Speisenentzug oder Schlafen auf nackten Brettern. Anträge (z.B. auf Medikamente), Beschwerden (z.B. über die Polizei) und Berufungen (z.B. gegen Strafen) sind in genau vorgeschriebener Form vorzubringen.

Mitte November war der Entwurf endlich angenommen, und es war Zeit zu wählen. Nach einem Feldzug mit feurigen Reden, Manifesten und Disputen wählte ein Wahlausschuss von 52 Personen, seinerseits von den zahlreichen politischen Parteien gewählt, die neue Führung. Nach Kolbs nicht ganz exakter Liste wurden die folgenden 21 Personen gewählt, unter ihnen auch einige von Amts wegen: József Fischer, Dov Braun, Jenő László, Ferenc Kauders, József Gottlieb, Dezsó Hermann, Ferenc Pártos, József Weinberger, Adolf Schlesinger, Béla Zsolt, Jenő Kolb, László Somogyi, Lajos Gottesmann, Alex Vas, Mose Rosenberg, Ede Márton, György Polgár, Sándor Leitner, Leo Stein, Eduard Izsák und Lipot Blau.³⁸ Bald danach wurden die Unterausschüsse gebildet, und Vorsitzender des Ausschusses für Erziehung und Kultur wurde Kolb selbst. Im Grossen und Ganzen waren die neu gewählten Amtsträger identisch mit ihren Vorgängern, und die Geschäfte liefen weiter wie bisher.

Selbstverständlich gab es viele Beschwerden über Ungerechtigkeit, Schikanen, Vetternwirtschaft oder ungeschminkte Korruption seitens der Führung. Ich vermute, dass diese Beschwerden bis zu einem bestimmten Grad als Blitzableiter für das Elend des Lagerlebens dienten, aber bei unserer Lage – und angesichts der menschlichen Natur – würde ich mich wundern, wenn die Führer ganz unschuldig gewesen wären. Die extremsten Anklagen finden sich in der «Deportation nach Bergen-Belsen». Einer zornigen Aufzählung zufolge habe Fischer alle Schlüsselstellungen in unserer Verwaltung mit seinen eigenen Anhängern besetzt, die sich ihrerseits als absolute Herrscher betrachteten; die Clique an der Spitze geniesse üppige Mahlzeiten, während das übrige Volk hungere; die für das Wohlergehen aller Verantwortlichen spielten die unentbehrlichsten Güter ihren eigenen Favoriten zu, und Lebensmittel, die für alle bestimmt wären, würden an die Vermögenden für harte Währungen oder Wertgegenstände verkauft; die interne Polizei terrorisiere die Gemeinschaft durch improvisierte Razzien und harte Strafen. Der anonyme Ankläger fasst seine Behauptungen wie folgt zusammen:

Die Leitung sorgte dafür, dass im Lager ein dauernder Terror herrschte, jede Redefreiheit wurde unterbunden und jede Kritik wurde bestraft. Dauernd predigten die «Machthaber» die Notwendigkeit des Gemeinschaftsgefühls, sie selbst suchten jedoch ihre persönlichen Vorteile.³⁹

Mir scheint der bittere Ton dieser übertriebenen Invektive einen tiefen persönlichen Hass zu verraten, aber auch gemässigter formulierte kritische Bemerkungen von anderen Angehörigen der Gruppe zeugen von einer starken unterschweligen Unzufriedenheit. Kolb hat den Verdacht, dass gewisse Mitglieder der Leitung gemeinsame Lebensmittelreserven auf dem

schwarzen Markt verkauft hätten und die Aufmerksamkeit von ihren schmutzigen Geschäften ablenkten, indem sie entweder anderen Tätern Schützenhilfe leisteten oder Unschuldige anklagten.⁴⁰ Er notiert ferner, dass viele Medikamente, die wir kurz vor unserer Freilassung vom Roten Kreuz erhalten hatten, der Gemeinschaft vorenthalten worden, aber dann plötzlich solventen Käufern auf dem schwarzen Markt angeboten worden seien.⁴¹ Hermann Adler fügt hinzu, dass drei Viertel des Nahrungsmittels Starkosan, eine Gabe des Roten Kreuzes für uns alle, irgendwie in den Privatbesitz einiger unserer Führer gelangt seien, die übrigens auch einen Teil des gemeinsamen Brotes, das sie angeblich für alle in Reserve hielten, profitabel verkauft hätten.⁴²

Es ist nicht mehr möglich, solche Anklagen genau nachzuprüfen. Kolb ist am überzeugendsten, wenn er überall schwere Fehler sieht, statt die Leitung allein zu beschuldigen. Seine Kritik an der Führung kompensiert er zum Beispiel hier in seinen Einwänden gegen das Verhalten der Chalutz-Pioniere: «Ein verkannter ‚Gemeinschafts‘-Begriff. Wenig Sauberkeit, eine fehlende Ordnung und ein fehlendes System, ein phlegmatisches Verschmähen des Lager-Befehls, als ob er irgendeine typische bourgeoise Einrichtung sei.»⁴³ Auf alle Fälle scheint die Führung sich nicht angestrengt zu haben, eine bessere Stimmung herbeizuführen. Edit Goldsteins Randbemerkung ist in Wirklichkeit eine schwerwiegende Kritik: «Die Lagerleitung mischte sich nicht unter das Volk.»⁴⁴ Tatsächlich kam Groll gegen die Führer auf infolge des relativ bequemen Lebens, das sie sich gesichert hatten, und ihres hochnäsigen und autoritären Verhaltens der Gruppe als ganzer gegenüber. Mehrere Zeitzeugen erinnern sich an das Aroma von Bohnenkaffee, der hinter der geschlossenen Tür ihrer Baracke gekocht wurde, als Symbol des ewigen Abstandes zwischen den Herrschern und den Untertanen, der auch in unserer elenden Lage nicht geringer wurde.

Kultur

Gemäss den Kriterien der Waada waren viele Angehörige der Gruppe aus der geistigen und künstlerischen Elite des ungarischen Judentums ausgewählt worden, und das verhältnismässig umfangreiche Gepäck, das wir mitgebracht hatten, enthielt Bücher, Schreibwaren, Künstlerutensilien und religiöse Gegenstände. Da wir nicht arbeiten mussten, entfaltete sich in unserem Lagerteil gleich nach unserer Ankunft ein behelfsmässiges, aber reges Kulturleben.

Bücher jeder Art – philosophische und historische Studien, religiöse Schriften, ungarische und ausländische Klassiker – wurden gemeinschaftlich vorgelesen oder von ihren Besitzern einzelnen Lesern ausgeliehen, sei es aus Freundlichkeit oder gegen Zigaretten oder Lebensmittel. Ein grosser Teil unserer Papiervorräte wurde für bürokratische Dokumente – Vorschriften, Tagesordnungen, Protokolle – verbraucht, aber es reichte auch für kreativere

künstlerische Zwecke. Das dauernde Angebot an kulturellen Ereignissen reichte von leichter Unterhaltung bis zu anspruchsvollen Bildungsprojekten. Von den Persönlichkeiten, die unser Kulturleben bestimmten, kommen mir mehrere in den Sinn, die oft auch in den Erinnerungen anderer auftauchen.

Der bedeutendste unter den Psychologen war Leopold Szondi, der Begründer der «Schicksalsanalyse». Er verbrachte seine Zeit im Lager, indem er seine Theorien weiterentwickelte, Kurse leitete, Patienten behandelte und seinen berühmten Szondi-Test verfeinerte. Ich war einer von vielen, die aus einer Reihe Fotos von Geisteskranken jeder Art die sympathischsten und unsympathischsten auswählen mussten, während er auf Grund unserer Wahl unsere eigene Persönlichkeit durch eine grafische Darstellung erfasste. Mir machte das ziemlich viel Spass, obwohl mir alle Gesichter gleich widerlich vorkamen. Szondis Sohn Peter, der auch im Lager war, wurde später ein bekannter Literaturwissenschaftler und beging mit 42 Jahren in Berlin Selbstmord.

Der Grafiker und Maler István Irsai verwandelte die Baracken in Synagogen für die grossen Feiertage, kreierte Plakate für die Wahlen und zeichnete eine Reihe ironischer Karten, die typische Aspekte des Lagerlebens darstellten – die Wachttürme, die Baracken, die dreistöckigen Betten, die eisernen Behälter für das Essen, die ungeniessbaren Steckrüben, die schrumpfenden Brotlaibe, die aus Reststücken zusammengebastelten Kleider, den Traum von Palästina – immer durch ein Gitter aus Stacheldraht gesehen.

Béla Zsolt, zwischen den Weltkriegen einer der bekanntesten ungarischen Journalisten und Schriftsteller, hielt Vorträge über Literatur, Geschichte und Politik und erörterte den Lauf des Kriegs mit Hilfe von Zeitungsfetzen oder mündlichen Berichten, die er von den Wachen erhielt; zahlen musste er dafür in Zigaretten, was ihn ungeheuer schmerzte, weil er der schwerste Raucher in der Gruppe war. Er hatte immer einen Kreis von Bewunderern um sich, denen er Stellen in einer Regierung versprach, der er als Ministerpräsident vorstehen würde, sobald wir nach Ungarn zurückkehrten. Mein Vater hätte Finanzminister werden sollen. Zsolt wurde nie Ministerpräsident, aber immerhin Abgeordneter im ungarischen Parlament. Er starb bald danach, nachdem er seine grossartigen Erinnerungen an den Holocaust, *Neun Koffer*, in Fortsetzungen in seiner eigenen Zeitschrift *Hatadas* (Fortschritt) herausgegeben hatte. Ein halbes Jahrhundert später hatte ich das Glück, der englische Übersetzer des Buches zu werden.

Der Sänger Dezsó Ernster (der später an der Metropolitan Opera New York auftrat) und die Sängerin Hanna Brand (Joel Brands Schwester) gaben Solovorstellungen in den Baracken, oft abends nach Lichterlöschen. George Bishop würdigt Ernster besonders herzlich: «Mitten in der Nacht kam zu allen verzweifelten Leuten und allen hungernden Leuten und so weiter diese himmlische Stimme und sang Verdi und Wagner ... Aus seinem Bett sang er für uns zehn Minuten, fünfzehn Minuten, und das war schön.»⁴⁵ Kolb erinnert sich an eine zweite Sängerin und ihre Form des Widerstands: «Die Freitage sind schrecklich, es gibt kein elektrisches Licht, von 16 Uhr an ist es dunkel.

Höchstens ein Kerzenstumpf, für das Verteilen. Aber bei uns singt Margit Salgo Jazzlieder.»⁴⁶ Chorsingen gehörte zu den häufigsten kulturellen Unternehmen. Mitglieder der zionistischen Jugendbewegungen sangen die hebräischen Lieder ihrer verschiedenen politischen Vereinigungen. Andere sangen jiddische oder ungarische Volkslieder oder beliebte Schlager. Instrumentalmusik war natürlich selten, weil Instrumente fehlten, aber Kolb berichtet ein paar Mal, dass er Violine gespielt habe. Der Pianist Tamas Blum konnte ohne Klavier nicht spielen, hielt aber dafür Vorträge über Musikgeschichte.

Gedichte wurden auswendig rezitiert, während wir im Dunkeln in unseren Etagenbetten lagen. Erzszi Palotai war Romanschriftstellerin, aber ihre grössten Erfolge hatte sie mit ihren Vorträgen von moderner ungarischer Lyrik. Der Dichter Hermann Adler bemerkt, dass er als Honorar für seine Auftritte «Brotkrümel»⁴⁷ bekam. Ein anderer Dichter, Ferenc Ábrahám, veröffentlichte seine eigenen Gedichte, darunter einige, die er in Bergen-Belsen geschrieben hatte, unter dem Titel *Rabsägban* (In der Gefangenschaft). Die Ausgabe ist einmalig, denn es existiert wirklich nur ein Exemplar aus Margarineschachteln, Konservendbüchsen und Drahtabfällen. Heute ist es in der Gedenkstätte Bergen-Belsen zu sehen. Damals konnte man es für ein paar Zigaretten oder ein Mittagessen ausleihen.

Die Veranstaltungen entstanden entweder spontan oder dank sorgfältiger Planung durch die Leitung. So traten Mitte Oktober Vertreter aus allen Barackenräumen zusammen, um Möglichkeiten von gelenkten kulturellen Aktivitäten für die Abende zu suchen. Sie entdeckten, dass in 10b, 10c, 11b und 11c bereits Diskussionen und Vorträge stattfanden, während man in 10a Gesangstunden nehmen und in 10c den ganzen Tag religiöse Themen studieren konnte. Das Resultat des Treffens ist nicht bekannt.⁴⁸

Wb so viele jüdische Intellektuelle zusammentrafen, mussten Vorträge und Diskussionen wie Pilze aus dem Boden schießen. Mich interessierten die Reden der Erwachsenen nicht, aber wo ich auch hinging, überall stiess ich auf Gruppen, die einem Redner zuhörten oder heftig diskutierten, im Freien, so lange das Wetter es erlaubte, oder in den engen, dunklen und feuchten Baracken, wenn es draussen kalt und regnerisch war. Edit Goldstein erinnert sich an «Junge, Alte, Religiöse, Säkulare, Künstler, Sänger, Journalisten, Psychologen, Ärzte, alle möglichen interessanten Leute, die Vorlesungen gegeben haben.»⁴⁹ Kolbs Tagebuch strotzt vor ausführlichen Listen und kritischen Kommentaren. Ein bündiges Beispiel: «Dov Braun gibt einen Biologiekurs, Buk Soziologie, Hermann hält einen Vortrag über den gesellschaftlichen Aufbau und zwei Tage später folgt: «Szábos schlechter Vortrag über das Säbelrasseln.»⁵⁰

Die Vorträge und Debatten drehten sich oft um politische Fragen. Kolb selbst war in einer nicht-marxistischen zionistischen Arbeiterbewegung namens «Gordonia» aktiv. Er nennt, unter anderen, eine Reihe Veranstaltungen, die er und seine Mit-Gordonianer mit der Absicht lancierten, ein günstiges geistiges Klima für den Zionismus zu schaffen: «Der Antizionismus kommt auf... Dagegen organisieren wir Kulturvorträge: Die Entfaltung des zionis-

tischen Gedankens (Jenő Kolb, Dezsó Weiss, Ede Márton, Hamburg.)» Dann zählt er die folgenden Sprecher und Themen auf: «Farkas Engel: Die geistigen Richtungen des XIX Jahrhunderts; Komlos: Die Schicksalstragödie des ungarischen Judentums; Buk: Der zweitausendjährige Weg; Dov Braun: Buber; Mandel: Hebräische Literatur, usw. Lajos Mártons Seminar: Die Geschichte Palästinas in biblischer Zeit; ein Tschernischewsky-Abend; ein jiddischer Abend in den Frauenbaracken, usw.»⁵¹

Am 2. November feierten wir den 27. Jahrestag der Balfour-Deklaration, die dem jüdischen Volk eine nationale Heimstätte in Palästina versprochen hatte. Im Laufe des Tages würdigte József Fischer dieses historische Ereignis auf ungarisch und hebräisch in einer Ansprache an unsere Leitung, und am Abend fanden Reden und Diskussionen in jedem Abteil unserer beiden Baracken statt.

Aber nicht alle diese Veranstaltungen waren politisch. Auf Szondis Initiative wurde eine «geistige Arbeitsgemeinschaft» gegründet, der Intellektuelle aller Überzeugungen angehörten und die «das Individuum humanisieren und die Humanisierung der Massen erproben» sollten.⁵² Jedes Mitglied bekam den Auftrag, die Bedeutung des Humanismus in einer bestimmten Disziplin (Religion, Philosophie, Recht, Literatur, Kunst, Soziologie) zu untersuchen und eine Diskussion einzuleiten. Szondi selbst sprach ausführlich über den Begriff des Humanismus im Licht der Tiefenpsychologie. Aber bald war das ursprüngliche Thema vergessen. Kolb klagt über den Verlust eines gemeinsamen Bestrebens: «drei Tage lang Diskussionen bei Regen und Frost. Fischer, Polgár, usw., keine Rede mehr über den Humanismus – jeder spricht über seine Standpunkte, Steckenpferde. Der Hauptstreitpunkt: Fischer verteidigt den Zionismus, Polgár das allgemein Menschliche; Zsolt betitelt den Nationalismus mit Lues und Lepra.»⁵³

Wir hatten auch leichtere Unterhaltung. Szidonia Devecseri spricht vom «Wunder, dass wir uns trotz dieser und noch mehr Misere, Zaudern und Verzweiflung manchmal bemühten, ein wenig gute Laune in unsere Baracken zu zaubern.»⁵⁴ Ein herausragendes Beispiel dieser Bemühungen war eine Folge Sketche, die ich nicht ganz verstand, aber umso mehr genoss, während ich im Dunkeln im Bett lag und zuhörte. Das war «Radio Ojweh», eine Parodie des raffinierten politisch-literarischen mitteleuropäischen Kabarets als Rundfunksendung aufgezogen. Das Programm bestand aus Pseudonachrichten, satirischen Szenen und komischen Liedern, die sich über die bunteren Mitglieder der Gruppe, die deutschen Soldaten, das Essen, die Latrinen, das Wetter, die Streitigkeiten der politischen Parteien und viele andere aktuelle Themen lustig machten, darunter mindestens eine Nummer von Ferenc Abraham, die Kolb «geistreich, aber allzusehr gepfeffert» fand.⁵⁵ Die Witze über Persönlichkeiten, die «SSK» hießen, blieben mir unverständlich. Ich spürte, dass sie unanständig waren und etwas mit den deutschen Aufseherinnen zu tun hatten, aber das war alles. Ich habe seither entdeckt, dass «SSK» die ungarische Abkürzung von «SS-Hure» war, aber was die Witze über sie aussagten, weiss ich noch immer nicht.

Wie schon gesagt, befanden sich ungefähr 320 Kinder und 30 Lehrer in der Gruppe, und bald nach unserer Ankunft wurde zum Leidwesen der Kinder der Beschluss gefasst, Unterricht zu organisieren. Am 21. August wurde die Schule der neologen Mehrheit formell eröffnet, und ihr folgten gleich ein «Cheder» und eine «Jeschiwa» für die orthodoxe Minderheit. Theoretisch war Schulbesuch von einer oder zwei Stunden am Tag obligatorisch, aber die Schüler kamen unregelmässig und Lehrmaterial fehlte, sodass der Unterricht weniger wirksam ausfiel, als die Organisatoren gehofft hatten. Bei gutem Wetter fanden die Stunden im Freien statt, wo der Mangel an Papier zum Teil dadurch kompensiert wurde, dass wir mit unseren Fingern oder kleinen Holzstücken in den Sand und Staub schreiben konnten. Als der Herbst kam, wurden wir in die überfüllten Baracken kommandiert, und die Stunden liefen sich allmählich tot. Ich muss gestehen, dass ich mich überhaupt nicht an Schulstunden in Bergen-Belsen erinnere. Eine der Lehrerinnen, Lili Szondi-Radvanyi, entwirft ein lebhaftes Bild von der Schwierigkeit, in solchen Verhältnissen zu unterrichten:

Ich bin also wieder in der Baracke, nehme meine Zeitung – sie stellt das einzige Lehrbuch dar – neben dem Strohsack hervor und gehe zu einem Tisch in der anderen Ecke der Baracke. Hier befindet sich die Schule. Zwei Schüler sind schon da, auf die anderen müssen wir noch warten. Leider hat nicht jeder Schüler einen Bleistift, und Papier ist überhaupt Mangelware.... Manche Kinder kommen nicht zur Schule, weil ihre Füsse erfroren sind, manche haben keine Schuhe. Lediglich sechs bis acht der fünfzehn schulpflichtigen Kinder sind stets anwesend... Wir fangen an zu rechnen. Das ist etwas, wozu man weder Papier noch Bleistifte braucht. Ein moderner Pädagoge erfindet immer Aufgaben, die mit der gegebenen Situation zu tun haben. Ich möchte also wissen, wieviele Speiseträger es insgesamt gibt, wenn jede Männerbaracke, von denen fünf vorhanden sind, sechs Speiseträger stellt, oder ich frage, wieviele Deziliter Suppe ein Barackeninsasse bekommt, wenn fünfzig Liter ausgeteilt werden und in der Baracke hundert Leute untergebracht sind.⁵⁶

Kolb liefert ein Beispiel für einen relativ erfolgreichen Unterricht, der allerdings auf lange Sicht auch nicht viel gegen unsere elende Lage ausrichten konnte:

Frau Kudelka arrangiert, trifft Anweisungen, organisiert... sie will erreichen, dass die Kinder später wenigstens irgendwo eine Aufnahmeprüfung ablegen können. Gestern hat Frau Kudelka eine Prüfung durchgeführt: die ersten fünf Kinder haben Auszeichnungen erhalten. Sie haben enorm viel vergessen, können kaum noch lesen und rechnen. Ihr Gedächtnis ist verschwommen wie das der Erwachsenen. Ihre Fantasie kreist um die alltäglichen Dinge, sie können sich die Zukunft, bzw. ein normales Leben kaum vorstellen.⁵⁷

Eine wichtige Rolle spielte die zionistische Erziehung. Die kleineren Kinder wurden durch Spiele und Unterhaltung in den Zionismus eingeführt. So erinnert sich zum Beispiel die damals zehnjährige Agi Hendell: «Jeden Nachmittag versammelte jemand von den Zionisten alle Kinder und sie lehrten uns Hebräisch und wir sangen Lieder und sie beschäftigten uns.»⁵⁸ Aber es steckte mehr dahinter. Die zionistischen Bewegungen – der links-sozialistische Haschomer Hazair, die religiöse Misrachi, der rechts-revisionistische Betar und andere – waren entschlossen, je nach ihrer eigenen Ideologie die Kinder für ein Pionier-Leben in Palästina zu erziehen oder zu indoktrinieren.

Das gefiel allerdings nicht allen. Viele störten sich an der ununterbrochenen zionistischen Propaganda und, wenn sie orthodox waren, am Fehlen religiöser Werte bei den Zionisten. Jack Gross, damals 14 Jahre alt, erinnert sich: «Weil es eine zionistisch organisierte Gruppe war, wurden wir gezwungen, Hebräischstunden zu nehmen, über Palästina zu erfahren, nicht Torah zu lernen, sondern nur was die Ziele der Zionisten betraf.»⁵⁹ Die Bedürfnisse junger Leute, die weder von den Zionisten noch von den Religiösen angesprochen wurden, umreisst Kolb: «Die nicht-zionistische bürgerliche Jugend will sich auch beschäftigen: Kunst, Musik, Literatur, usw.» Das Programm des «Jugendseminars», das er zitiert, enthielt ein breites Angebot mit Themen wie «die Physiologie des menschlichen Körpers», «Einführung in die hebräische Literatur», «Die Literatur zwischen den beiden Weltkriegen», «Musikgeschichte» und «Jüdische Geschichte».⁶⁰

Gut besucht waren die Sprachkurse, sowohl für Erwachsene wie für Kinder. In Folge der Dominanz der Zionisten war Hebräisch die gefragteste Fremdsprache, aber Englisch-, Französisch- und sogar Deutschkurse hatten auch grossen Zulauf. Edit Goldstein, eine besonders vielseitige Lehrerin, die vier Sprachen unterrichtete, hatte Wörterbücher für Englisch, Deutsch, Französisch, Ungarisch und Latein in ihrem Gepäck mitgebracht.

Eine Art der Erziehung fehlte allerdings weitgehend: die körperliche Ertüchtigung. In unserem Zustand – ganz abgesehen vom Mangel an Zubehör – hatten wir weder Lust noch Energie, uns körperlich zu betätigen. Auch sind jüdische Intellektuelle, von denen so viele in der Gruppe waren, nicht allzu sportlich veranlagt. Aber die Jugendgruppen spielten Volleyball, trieben Gymnastik und übten Volkstänze, vor allem während der ersten Monate unserer Gefangenschaft, bis sie manchmal von schlechtgelaunten Wachen angebrüllt wurden. Ein paar Chalutzim machten primitive Waffen aus Brettern der Betten und gestohlenem Stacheldraht und exerzierten damit im Waschraum. Dieses Projekt war nicht als Spiel gemeint, sondern als Vorbereitung zur Selbstverteidigung, falls die SS uns im letzten Moment vor Ankunft der Alliierten umbringen wollte. Es war gut für die Moral der jungen Männer, aber bedeutete nicht viel mehr als Schattenboxen.

Alle diese kulturellen Aktivitäten konnten uns das Elend des Lagers erleichtern. Sie konnten es nur für Augenblicke, aber diese Augenblicke waren kostbar. Hermann Adler

sagt kurz und bündig, was sie bedeuteten: «Wir fühlten, dass wir Menschen waren.»⁶¹ Vera John-Steiner verwendet das gleiche Bild: «Ich hatte das Gefühl, dass ich zu Menschen gehörte und nicht zu dem, was die Nazis aus uns machen wollten, nämlich Tiere.»⁶² Aber allmählich verschlechterte sich unser körperlicher und seelischer Zustand, und unsere kulturellen Bestrebungen liessen in gleichem Mass nach. Solange wir sie durchführen konnten, halfen sie uns, inmitten von Schmutz und Elend unsere Selbstachtung und unser seelisches Gleichgewicht zu bewahren. Aber wenn wir nicht rechtzeitig aus dem Lager freigelassen worden wären, hätte keine Kultur unsere Menschlichkeit retten können.

Religion

Obwohl die Mehrheit der Gruppe nicht religiös war, hielten viele von uns an den jüdischen Ritualen fest, sei es aus Glauben, Traditionsbewusstsein oder Verzweiflung. Wir feierten die grossen Feste, beteten und studierten religiöse Schriften. Die Devotionalien, die wir mitgebracht hatten – Torahrollen, Bibeln, Talmudbände, Tallit (Gebetschals) und Tefillim (Gebetsriemen) –, waren häufig in Gebrauch.

Für die hohen Feiertage wurden die Baracken in provisorische Synagogen verwandelt. Die Hauptsynagoge war die Krankenstation, aus der die Patienten vorübergehend evakuiert wurden. Die nackten Glühbirnen wurden mit Davidsternen aus Pappdeckeln dekoriert, ein ewiges Licht aus einer Konservenbüchse und einem Tee-Rechaud gebastelt, die Wände mit Inschriften auf selbst gemachten Plakaten behängt und Abteile für Frauen mit Woldecken abgesperrt, die auch orientalische Teppiche darstellten. Andere Räume waren weniger prachtvoll, aber ähnlich umfunktioniert.

Die wichtigsten Feiertage im jüdischen Kalender sind Rosch Haschana (Neujahr) und Jom Kippur (Versöhnungstag). An beidem wird an bestimmten Punkten des Gottesdienstes in den Schofar, ein Widder- oder Antilopenhorn geblasen. Wir hatten einen Schofar dabei, dessen Besitzer ihn für 300 Zigaretten ausleihen wollte. Zuletzt gab er sich mit einer Büchse Sardinen zufrieden, und der Schofar machte die Runden in allen improvisierten Synagogen. Im polnischen Lagerteil neben uns hielten die Sklavenarbeiter in der Arbeit inne und beteten mit, bis die Deutschen sie mit Flüchen und Schlägen zur Arbeit zurückzwangen. Einige Memoiren behaupten, dass ein Schofar und eine Torah zwischen den Holländern im Sternlager und uns ausgetauscht wurden, wobei der SS-Mann «Popeye» die Rolle des Kuriers ausgeübt habe, aber ich vermute, dass dies einer der vielen Mythen war, die in Lagern so leicht entstehen und von vielen fest geglaubt werden.

Am inbrünstigsten wurde an den beiden Tagen von Rosch Haschana gefeiert. Jede der verschiedenen religiösen Gemeinden oder politischen Parteien hatte ihre eigene improvisier-

te Synagoge und einen Tisch für eine notdürftige gemeinsame Mahlzeit in der einen oder anderen Ecke der Baracken eingerichtet. Am ersten Tag hatte eine «sehr wirkungsvolle» Predigt von Rabbi Adolf Silberstein viele Tränen und Bezeugungen der Solidarität hervorgerufen, aber dann sprach Rabbi Tibor Fettmann «äusserst schwach, langatmig», und die Stimmung war hin. Im Dunkeln während eines Stromausfalls hielt Kolb selbst eine Rede, in der er zum «Kampf gegen die menschliche Bosheit und gegen unsere eigenen schlechten Taten» aufforderte. Dem folgte eine Gedichtrezitation und zuletzt «lang anhaltender Gesang bis Mitternacht in der sternenklaren Nacht». In einem anderen Raum, zur gleichen Zeit, hatte Rabbi Salamon Strasser, 82 Jahre alt, «die ganze Predigt über geweint» und «alle haben mit ihm geweint». Am zweiten Tag wurden die Feierlichkeiten durch einen anderthalbstündigen Zählappell unterbrochen, aber nach einer «stillen Feier bei den Chaluz-Pionieren» konnte Kolb auf einen «äusserst schönen Abend» zurückblicken.⁶³

Selbst der Autor der «Deportation nach Bergen-Belsen» schlägt diesmal einen versöhnlicheren Ton an und betont die freudigen Aspekte der Festtage, ohne allerdings den Schmerz zu vergessen, der uns nie lange losliess: «das ganze Lager stand in diesen Tagen einheitlich versöhnt und in Eintracht da, alle Differenzen waren beigelegt, man feierte und trauerte gleichzeitig.»⁶⁴

Die wöchentlichen Sabbath-Feiern – entweder am Freitagabend oder am Samstag – spiegeln die Spaltungen innerhalb der Gruppe wider. Die tiefsten Differenzen bestanden zwischen den Orthodoxen und Neologen, den Zionisten und nicht-Zionisten, den Assimilierten und Partikularisten, obwohl ihre Ideen sich in vielen Punkten überlappten. Da mein Vater sich von diesen Streitigkeiten fernhielt, habe ich keine genauen Erinnerungen an sie. Die Erinnerungen von drei verschiedenen Mitgefangenen sollen daher einen Begriff von der Vielfalt der Ansätze geben:

Ester Jungreis, Tochter eines Rabbiners, besinnt sich auf eine stille orthodoxe Feier innerhalb der Familie:

er versammelte uns um ihn mitten in der Nacht, damit niemand etwas merkte, und er fing ganz leise an «Schalom Aleichem» (Friede sei bei euch) zu singen, und dann machte er «Kiddusch» (Segen). Und es war sehr sehr schön. Und mein Vater nahm jeden Tag ein ganz kleines Stück aus seinen Rationen und legte es weg für den Schabbes, damit wir wussten, dass es Schabbes war.⁶⁵

Im Gegensatz dazu zieht Kolb nach der Beschreibung einer «Sabbatfreude» junger Pioniere mit «Gottesdienst», «Reden» und «Gesang bis spät in die Nacht hinein» das Fazit «Ein schöner Sabbat hinter dem Drahtzaun» und hat bei einer «sozialistischen Feier» das Gefühl, er stehe «auf dem Boden der Freiheit trotz des Zaunes.»⁶⁶ Aber obwohl Kolbs Sympathien eher den linken Bewegungen gehören, schätzt er auch die Erhebung durch Religion. So sieht

er die Feier der Sozialisten und der Misrachi als «zwei Welten und doch dieselbe».⁶⁷ Für diejenigen, die keiner der beiden Seiten angehören, hat er allerdings weniger Verständnis. Eine ausgelassene Lustbarkeit assimilierter Frauen findet er dekadent: «eine Kaffeehausatmosphäre mit Musik, ungarische Lieder, Märsche, Gejohle, Geschrei. Eine ganz andere Welt als in der Chaluz-Pionier-Baracke.»⁶⁸ Ihm entgeht, dass auch diese unfeine Zerstreung eine Flucht vor der Langweile, der Unsicherheit und der Angst bedeuten konnte.

Vier von den grossen jüdischen Übergangsriten – Beschneidung, Bar Mitzwa, Hochzeit und Begräbnis – wurden auch in Bergen-Belsen durchgeführt. Der erste von mehreren Jungen, die beschnitten wurden, war während eines Luftangriffs geboren, und die Beschneidung fand ebenfalls bei Fliegeralarm statt. Viele schauten in grosser Aufregung zu, wie das Kind an einem der gottverlassensten von Menschen geschaffenen Orte symbolisch den Bund mit Gott einging. Zufällig kam der SS-Mann, den wir Schnittmund nannten, hinzu und hielt den Vorgang auf. Als man ihm den Sinn der Zeremonie erklärt hatte, bat er um Entschuldigung und befahl: «Das ist eine heilige Handlung – weitermachen.»⁶⁹

Mehrere Jungen erreichten ihren dreizehnten Geburtstag und feierten Bar Mitzwa im Lager. Sie mussten in der einen oder anderen improvisierten Synagoge vor versammelter Gemeinde eine Stelle aus der Torah lesen und kommentieren und eine Tischrede halten. Yehuda Blum war einer dieser Jungen. In seiner Rede zitierte er die Formel «Nächstes Jahr in Jerusalem».⁷⁰ So unwahrscheinlich seine Prophezeiung auch schien, sie erfüllte sich für fast alle Menschen in unserem Transport.

Eine Hochzeit fand im Lager zwar nicht statt, aber ein junges Paar verlobte sich ungefähr drei Wochen nach unserer Ankunft. Wenn ich mir die Lage vergegenwärtige, in der wir uns befanden, weiss ich nicht, ob das ein überlegter und trotziger Ausdruck des Glaubens an die Zukunft war oder ein Glücksspiel, das gleichermassen leicht im Tod oder im Ehebett enden konnte.

Das erste Begräbnis war das von Eva Breslauer am 9. August. Sie litt seit dem Trauma von Linz, wo sie mit Gewalt rasiert worden war, an einer tiefen Depression und starb mit siebzehn Jahren an einer Lungenentzündung, ohne sich je vom Schock erholt zu haben. Nachdem sie der Tradition gemäss gewaschen und in Weiss gekleidet worden war, erschien eine grosse Menschenmenge, um von ihr Abschied zu nehmen. Zu unserer Bestürzung wurde ihr Sarg mit dem Müllwagen abtransportiert. Zwei Wochen später starben ein zehn Monate altes Kind und eine Frau von siebenundsechzig Jahren. Kolb notierte: «Die Emotionen sind schon viel kleiner als bei Breslauer.»⁷¹

Die frommen Juden stellten zwar nicht die Mehrheit, aber doch eine recht grosse Minderheit der Gruppe dar, und viele von ihnen waren Rabbiner, die jede Richtung von den Reformierten bis zu den Ultra-Orthodoxen vertraten. Der berühmteste war der chassidische Rabbiner von Szatmár, Joel Teitelbaum oder Reb Jajlis. Er verdankte seine Rettung dem Zionisten Kasztner, aber er hasste den Zionismus und emigrierte nach seiner Befreiung in

die Vereinigten Staaten und nicht nach Palästina. Mir ist er in Erinnerung geblieben als eine ferne, aber faszinierende Gestalt, umgeben von ein paar Dutzend hingebungsvollen Anhängern, die alles taten, was sie konnten, um ihn vor den Strapazen des Lagers zu schützen. Sie hatten eine grosse Kiste koschere Lebensmittel mitgebracht und auch eine eigene Köchin, die seine Mahlzeiten eigens für ihn in der Lagerküche zubereiten durfte, obwohl er hauptsächlich von Brot und Schalenkartoffeln lebte. Als unsere Führung allen Männern befahl, ihren Bart abzurazieren, entweder um den Läusen ihre Verstecke zu nehmen oder um deutschen Schikanen eine Angriffsfläche weniger zu bieten, durfte er seinen Bart behalten und ein Tuch um sein Gesicht wickeln, als ob er Zahnweh hätte. Die Latrine benutzte er gern während des Zählappells, und wir mussten noch länger in der Kälte stehen, bis die Wachen zum Schluss gelangten, dass niemand entflohen sei, und uns gehen liessen. Seine Jünger verkehrten meist nur miteinander und hatten sich durch ihre arrogante, herablassende Art allgemein unbeliebt gemacht. Aber er selbst hatte eine einzigartige Ausstrahlung, die niemand leugnen konnte. So sagte etwa Yehuda Blum: «Ich war nie ein grosser Freund des Chassidismus von seiner Art, aber der Mann hat unbedingt Charisma, das ist keine Frage.»

72

Ich könnte hinzufügen, dass mein Vater, wenn er einen schweren Entschluss fassen musste – oft über meine eigene Erziehung –, Teitelbaum um Rat bat. Das könnte den Eindruck erwecken, dass er sich durch den Rabbi an Gott wenden wollte, aber er hatte die Gewohnheit, auch Szondi zu den gleichen Problemen zu konsultieren. Er war zu skeptisch, um entweder der Religion oder der Psychologie ganz zu trauen, und wollte wahrscheinlich nichts dem Zufall überlassen.

Die Chassidim verehrten Teitelbaum wie einen Heiligen. Seine hervorstechendste Eigenschaft war vielleicht die ruhige Sicherheit, die er aus seinem Glauben schöpfte. Während die meisten von uns irgendwann den Mut verloren und der Verzweiflung nahe waren, schien er zu wissen, dass ihm letztlich nichts wirklich Schlimmes passieren könnte, und er übertrug diese Sicherheit auf seine Umgebung. Einer seiner treuesten Anhänger, Jacob Gross, erklärt es so: «Sein Mut sank nicht. Er stärkte und ermutigte uns immer ... Er lächelte und sagte uns immer, dass alles gut sein wird ... dass Gott uns helfen wird.»⁷³

Wenn ich zynisch sein wollte, könnte ich sagen, er habe Grund genug gehabt, ruhig und zuversichtlich zu sein, da er in einer privilegierten Gruppe eine der privilegiertesten Einzelpersonen war. Aber er hatte wirklich aussergewöhnliche innere Reserven und eine überwältigende Ausstrahlung. Sein Auftritt an Simchat Torah, der Feier der heiligen Schriftrolle, ist bei vielen noch in staunender Erinnerung. Selbst Kolb war beeindruckt. Er lobt den Umzug der Kinder mit den Torah-Rollen und kritisiert das offizielle Picknick, das József Fischer für die oberen Ränge organisiert hatte, als «eine bezeichnenderweise laue bürgerliche Sache». Aber bei Teitelbaums Auftritt beschreibt er die Verzückung der Frommen ohne Missbilligung: «Eine ekstatische Stimmung, der Rabbiner macht einen Rundtanz, die Chassidim sin-

gen klatschend mit bis zur völligen Erschöpfung. Unterdessen sehr viele Zuschauer, wie in einem Theater. Um 20 Uhr geht das Licht aus. Gesang und Tanz hören nicht auf. Abschluss bei Kerzenlicht.»⁷⁴

Die Orthodoxen gerieten dank unserer Verpflegung in ein seltsames Dilemma. So unglaublich es sein mag, ein Teil unserer täglichen Suppe wurde als kosher ausgegeben. Einige der Behälter enthielten jeweils nur Gemüse ohne die Brocken, die sonst als Fleisch galten, und auf diese Behälter war der Buchstabe K aufgemalt. Dies beruhigte das Gewissen der meisten Orthodoxen, obwohl Teitelbaum selbst zum Beispiel diese Suppe nie berührte. Aber von Zeit zu Zeit schienen sich ein paar Fleischstücke in die koscheren Behälter verirrt zu haben, wahrscheinlich weil das K falsch angeschrieben worden war. Wenn das geschah, versagte ein Teil der Orthodoxen sich die Suppe, während der andere Teil, eher glücklich als realistisch, dem Schicksal für das koschere Fleisch dankte. Wenn wir manchmal Blutwurst bekamen, assen sie die Orthodoxen nicht, sondern verkauften sie an weniger Fromme oder gaben sie ihren Kindern. Da Kinder mehr nahrhaftes Essen brauchten als Erwachsene, erlaubten ihnen die Vorschriften unter diesen Umständen, diese sonst verbotenen Delikatessen zu essen, aber einige hatten trotzdem so schlimme Schuldgefühle, dass sie kaum schlucken konnten.

Die Drahtzaunkrankheit

Trotz aller Privilegien und aller Bemühungen, ein zivilisiertes Leben zu führen, verschlechterte sich unser körperlicher und emotionaler Zustand unaufhaltsam während unserer fünf Monate in Bergen-Belsen.

Das Bewusstsein, von der Welt abgeschnitten zu sein, war eine Qual. Wir waren von Menschen in den anderen Lagerteilen umgeben, aber jede Kommunikation war strengstens verboten. Wir übertraten dieses Verbot, wo wir konnten. Patienten oder Ärzte, die die holländische Klinik im Sternlager besuchten, und Essensträger, die unsere Mahlzeiten in der Lagerküche abholten, wechselten einige Worte mit anderen Gefangenen. An den Wänden im Badehaus wurden von Zeit zu Zeit Mitteilungen hinterlassen. Am Stacheldraht fanden hastige Gespräche statt und Lebensmittel oder Zigaretten wurden hinübergereicht. Aber diese verstoßenen Kontakte waren ungenügend, um unser Gefühl der Isoliertheit zu lindern.

Was in der Aussenwelt vor sich ging, durften wir theoretisch auch nicht erfahren, aber einiges sickerte doch durch. Deutsche Wachen, ob aus Freundlichkeit oder gegen Zigaretten, erzählten uns Nachrichten oder gaben uns Zeitungsfragmente, meist aus dem Naziblatt *Völkischer Beobachter*. Manchmal kam Post von Verwandten oder Freunden, allerdings mit grosser Verspätung und aus Rücksicht auf die Zensur mit wenig Gehalt. Als wir hörten, dass Horthy am 7. Juli die Fortsetzung der Deportationen verboten hatte, meinten viele, dass wir

uns unnötigerweise den Deutschen ausgeliefert hatten. Berichte über das Attentat vom 20. Juli auf Hitler und über das Vordringen der alliierten Armeen erfüllten uns mit Hoffnung, aber auch mit Angst vor eventuellen Kämpfen um das Lager. Nach Szálasis Staatsstreich vom 15. Oktober fragten wir uns, ob wir in einem deutschen Konzentrationslager nicht besser dran waren als in Ungarn unter den Pfeilkreuzlern. Die Erwachsenen spekulierten unablässig, aber die unzuverlässige Mischung aus Tatsachen, Gerüchten und Fantasien brachte mehr Enttäuschung als Trost.

Eine besondere Art Gruss von der Aussenwelt erreichte uns vom Himmel. Im Laufe der Monate überflogen immer grössere Kontingente alliierter Flugzeuge das Lager, um Hannover und andere deutsche Städte zu bombardieren. Ihr gleichmässiges, ruhiges Brummen, das den Deutschen nur Zerstörung und Tod bedeuten konnte, war für unsere Ohren Musik. Wenn die Schwadronen nachts kamen, sahen wir aus den kleinen Fenstern der Baracken zu, wie der Himmel in der Ferne von Explosionen erleuchtet wurde, und kümmerten uns nicht um die Wachen, die uns von draussen mit zornigen Gesten befahlen, schlafen zu gehen. Ich wurde von den Erwachsenen dauernd vom Fenster weggeschoben, aber meistens hatte ich genug von diesem künstlichen Wetterleuchten gesehen, um aufgeregt und glücklich in mein Bett zu kriechen. Wenn die Schwadronen tagsüber kamen, warfen sie Tausende von silbernen Streifen ab, die wir Kinder gierig sammelten, ohne zu wissen, dass ihr Zweck war, den deutschen Radar zu stören. Den Erwachsenen brachten diese Bombenangriffe Hoffnung auf Überleben und Befreiung, und ich war alt genug, ihre Begeisterung zu verstehen und zu teilen. Aber als die Angriffe vorbei und die Flugzeuge zu ihren Stützpunkten zurückgekehrt waren, fühlten wir uns so elend wie zuvor.

Überhaupt war unser Geisteszustand äusserst labil. Ein paar Minuten Sonnenschein konnten uns mit wilder Freude erfüllen, aber als immer mehr Zeit verging und nichts auf unsere baldige Freilassung hindeutete, forderten Hunger, Kälte, Krankheit, Frustration und Furcht ihren Tribut. Bereits im Juli, als wir erst zwei Wochen im Lager verbracht hatten, notierte Kolb die demoralisierende Wirkung der Läuse und Krätze auf unsere Selbstachtung: «Es verbreitet sich in starkem Masse: die Verzweiflung, dass wir in kurzer Zeit so verkommen konnten.»⁷⁵ Anfang August klagte er: «Wenig Sauberkeit, eine fehlende Ordnung und ein fehlendes System, ein phlegmatisches Verschmähen des Lager-Befehls».⁷⁶ In der ersten Oktoberwoche beobachtete er, wie wir weiter herunterkamen, und betonte die persönlichen Reibungen, das antisoziale Verhalten und den immer schlechteren Gesundheitszustand vieler:

Die nervliche Vefassung und das moralische Verhalten der Menschen verfallen immer mehr. Eine zum Bersten angespannte Stimmung, laute Streitigkeiten und Beleidigungen wegen einer Bettstelle, des Ofens, der Anbringung einer Lampe und wegen eines Löffels Marmelade. Alles wird gestohlen ... Ein Grossteil der Menschen ist krank, abgemagert, hungrig und nervös.⁷⁷

Mitte Oktober prägte Kolb den Ausdruck «Drahtzaunkrankheit» für unseren Zustand. Als Symptome nannte er «Aufgeregtheit, Misstrauen, streitsüchtiges Gezanke, Niedergeschlagenheit» und «Verfall moralischer Hemmungen»; als mögliche physische oder psychische Ursachen «die grosse Abmagerung, etwa 10-15 kg pro Kopf; eine gesteigerte Schilddrüsenfunktion, das ewige Hungergefühl, die Unsicherheit, das ewige Zusammensein, das vollständige Fehlen eines Privatlebens (stattdessen kein Kollektiv, sondern eine qualvolle Vermasung), die sexuelle Ungeordnetheit usw.»⁷⁸

Die Unmöglichkeit, allein zu sein – selbst im Bett, um von der gemeinsamen Latrine zu schweigen –, belastete manche von uns ausserordentlich. Blanka Gádor erinnert sich: «Wer weinen wollte, konnte das nur nachts, und auch da assistierten ihm mindestens fünfzig Aufgewachte unter den hundertfünfzig schlafenden und schnarchenden Bewohnern der Baracke.»⁷⁹ Die Enge, in der wir Zusammenleben mussten, erzeugte, so Szidonia Devecseri, zunehmend Aggression: «Trotz aller Ermahnungen sind alle reizbar, streitsüchtig und nervös, die Eltern mit ihren Kindern, Freunde untereinander und auch Fremde miteinander.»⁸⁰ Weit davon entfernt, uns selbstloser und rücksichtsvoller zu machen, wurden wir, wie Judy Jacobs erkennt, durch die unmenschlichen Verhältnisse nur noch antisozialer: «Das Lager brachte das Schlimmste aus den Menschen hervor. Es wurde gestohlen und gelogen und manipuliert – was Menschen unter normalen Umständen nicht tun.»⁸¹ Um den konstanten Druck zu erleichtern, der auf uns lastete, griffen wir unsere Leidensgenossen an, wie Jack Gross unverblümt erklärt: «Wenn die Leute guter Laune sind, sind sie Freunde. Aber wenn es wirklich schlecht geht, werden sie gemein.»⁸² Es handelte sich aber nicht nur um Zank zwischen Einzelnen. Es gab auch Konflikte zwischen – und innerhalb – der verschiedenen politischen, religiösen und sozialen Gruppierungen. Sozialisten stritten mit Kapitalisten, Fundamentalisten mit Atheisten, junge Chalutzim mit alten Bourgeois, der linke Haschomer Hazair mit dem rechten Betar oder dem orthodoxen Misrachi, das kleinere, aber mächtige Kontingent aus Klausenburg mit dem grösseren, aber weniger einflussreichen aus Budapest. Die Neologen betrachteten die Orthodoxen als ungehobelte Fanatiker, während die Orthodoxen die Neologen als gottlose Abtrünnige ansahen. Die Zionisten beschimpften die Nicht-Zionisten als Verräter, während die Nicht-Zionisten die Zionisten als chauvinistische Rüpel bezeichneten. Diesen Streitigkeiten folgten oft formelle Versöhnungen und wieder neue Streitigkeiten.

Unsere Moral wurde auch geschwächt durch die Ereignisse in den benachbarten Baracken. Während die Alliierten auf allen Fronten vorrückten, verschwendeten die Deutschen wertvolle Ressourcen, um die Lager in den exponierten Gebieten zu evakuieren und deren Insassen in immer grösseren Mengen ins Innere des Reiches zu verschleppen. So kamen im September und Oktober 3.000 ungarische Jüdinnen aus Auschwitz nach Bergen-Belsen, erschöpft, hungernd, in Sträflingskleidern und mit tätowierten Nummern auf ihren Armen. Sie wurden zuerst im Zeltlager untergebracht. Sie mussten auf dem nackten Boden ohne Ma-

tratten oder Decken schlafen. Sie hatten keine Latrinen, keine medizinische Hilfe und fast kein Trinkwasser. Eine Gynäkologin aus unserer Gruppe, Vali Stark, wurde abkommandiert, um sie zu untersuchen und ein paar Abtreibungen durchzuführen. Sie durfte nicht mit ihnen sprechen, aber es gelang ihr, einige Informationen auszutauschen, die dann durch andere heimliche Methoden ergänzt wurden. Was wir auf diese Art über ihren Leidensweg erfahren konnten, übertraf unsere jämmerlichen Erlebnisse um ein Vielfaches. Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass sich meine Cousinen Helen und Goldi unter diesen Frauen befunden hatten.

Im Gegensatz zu unseren Wächtern hatten die Soldaten, die das Sternlager neben uns bewachten, keine Befehle, die Gefangenen zu schonen. Folglich wurden wir Zeugen von vielen Misshandlungen. Miriam Buck war entsetzt: «Neben uns, im holländischen Lager gab es tagtäglich Ohrfeigen und Fusstritte. Es war ein grauenhaftes Gefühl hilflos dazustehen und zuzusehen, wie alte Frauen ins Gesicht geschlagen wurden, weil sie das stundenlange Stehen beim Appell nicht aushielten.»⁸³ Ich möchte gerne denken, dass wir andere Menschen, die so behandelt wurden, noch bemitleiden konnten, aber wir fürchteten natürlich um unsere eigene Zukunft. Unser erster Gedanke angesichts unserer leidenden Nachbarn war, wie Judy Jacobs unumwunden gesteht: «So werden wir auch aussehen, so wird es auch uns ergehen.»⁸⁴ Mitte November waren die äusseren Verhältnisse deprimierender denn je. Es wurde schon vor 16 Uhr dunkel, es regnete ununterbrochen, der Wind liess nicht nach, und die Temperatur erreichte höchstens 1-2 Grad über Null. Wir hungerten immer mehr, unsere Kleider und Schuhe wurden beim Zählappell durchnässt, und selbst die Gesundesten unter uns litten an Magenproblemen oder Grippe. Unsere Hoffnungen auf Befreiung schwanden immer mehr. Wir versuchten, so lange wie möglich passiv im Bett zu liegen, aber das machte unsere Apathie und Niedergeschlagenheit noch schlimmer, wie Miriam Buck erkannte: «Ausser dem Schmutz und der Behandlung wirkt schon die Untätigkeit entwürdigend.»⁸⁵

Das Niemandland, in dem wir körperlich und seelisch vegetierten, illustrieren zwei kleine Beobachtungen von Kolb aufs Beste. Im Waschraum hört er eine Frau sagen: «An mein früheres Leben denke ich nur noch wie an einen verschwundenen Traum zurück, alle seine Konturen verblassen vor mir». Während er mit seiner Frau Edit zwischen den Baracken auf und ab spaziert und alte Erinnerungen heraufbeschwört, vergleicht er unsere Lage mit der der freien Menschen: «Jedermann anders hat eine Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft sind irrational; wir haben eine Vergangenheit und die Zukunft halte ich auch für eine Realität, aber eine Gegenwart haben wir wahrhaftig nicht.»⁸⁶ Eliezer Cohens vorherrschende Stimmung – «Langweile gemischt mit Todesangst»⁸⁷ – war uns allen nur zu bekannt. Edit Goldstein beurteilt unsere Leiden gerecht, ohne sie zu übertreiben oder zu bagatellisieren: «Das war nicht Auschwitz, was ich erlebt hatte, aber es war eine sehr tiefe Erniedrigung.»⁸⁸ Und schliesslich der Briefschreiber Willy, der unser Leben im Lager so exakt und so ausdrucksstark zusammenfasst, dass ich ihn ausführlich zitieren will:

Die mitgebrachten Vorräte gingen zu Ende und das, was von der Lagerküche kam, wurde immer weniger und immer schlechter. Die Leute magerten ab, wurden schattenmässig, die Raucher ohne Tabak litten noch zusätzlich. Ich war in einer Baracke der Intellektuellen. Dutzende von Ärzten der verschiedensten Spezialfächer, Professoren, Literaten, Ingenieure und dergl. waren die Inhabanten. Trotzdem liess die Reinlichkeit sowohl des eigenen Körpers als auch der Baracke in beschämender Weise einen Mangel an dem elementarsten Sinn für Hygiene bekunden, den ich nie für möglich gehalten hätte. Die Luft in der Baracke wurde unerträglich. Der Aufenthalt ausserhalb war unmöglich, denn es regnete ständig oder fast ständig. Zudem entdeckte ich, dass ich so sehr viel auf die Reinlichkeit meines Körpers, meiner Liegestätte etc. gab, dass ich seit Wochen Filzläuse hatte. Wir hatten eine Hautärztin in den Frauenbaracken, die mich dann alsbald durch einfache Desinfizierungsmittel kurierte. In mir blieb aber ein innerer Ekel. Ein Ekel vor mir selbst, vor der Baracke, vor dem Essen, und vor den Leuten insbesondere. ... Als ich das Essen – es war ein Müll – bekam, reizte mich der Geruch allein so, dass ich es nicht herunter würgen konnte.... Kam ich in meine Baracke und roch den Urin, die Ausdünstungen, den Schmutz und Verfall, so drehte sich mein Magen. Ich erbrach immer und immer wieder. Das war der November 1944. Bis dahin habe ich mich sehr gut gehalten, von da ab ging es mit mir rapid herunter. Umsonst opferte sich meine Frau und verkaufte xmal ihre Hungerration, um mir hierfür Milch, Konserven und Brot einzutauschen.... Ich war schon zu schwach, um von meinem Lager aufzustehen und in den vielen, vielen Stunden, die ich in der stinkenden, lärmenden Bude gezwungenermassen dalag, weilten meine Gedanken bei meinen Lieben, bei meiner Mutter, von deren Los ich nichts wusste, und Selbstvorwürfe quälten mich, dass ich für sie nicht ausreichend gesorgt und sie nicht im Transport mit mir genommen habe.⁸⁹

Bei den Kindern zeigten sich die Folgen des Lagerlebens auf eigene Art. Zwei wiederkehrende Spiele sind vielleicht besonders aufschlussreich. Das eine beobachtete Kolb unter Mädchen. Er berichtet, wie seine kleine Tochter und ihre Freundinnen unsere eigenen Erlebnisse in improvisierten Szenen nachstellten: Sie fingen mit der Abfahrt aus Budapest an, erreichten den Höhepunkt mit dem Zählappell und brachen nach einigen anderen Episoden aus dem Ugeralltag ab, ohne ein schlüssiges Ende gefunden zu haben. Das andere, zwangsläufig für Jungen, hatte möglicherweise ich selbst erfunden. Die Latrine stand an einer sonnigen Stelle, und bei schönem Wetter setzten sich die Erwachsenen gerne auf den Boden mit dem Rücken gegen die Aussenmauer, um sich zu wärmen. Die Innenseite der Mauer, ohne Dach, war das Pissoir, und es ging darum, über die Mauer zu pinkeln und den Sonnenbaddenden eine Dusche zu verabreichen. Ob es uns je gelang, weiss ich nicht mehr, aber es machte Spass. Beide Spiele sind Fundgruben für Hinweise auf unsere psychische Verfassung. Im ersten vermittelt das fehlende Ende ein Gefühl der Ausweglosigkeit, im zweiten verrät der Lausbubenstreich eine Verrohung der Sitten.

Überhaupt wurde das Benehmen der Kinder im Lauf der Zeit immer schlechter. Anfangs bemühten sich die Erwachsenen, die Kinder mit allen pädagogischen Mitteln vor der geisti-

gen Verödung zu bewahren, aber allmählich verliefen die Versuche im Sand. Wie Kolb notiert, hatten die Kinder bald vergessen, dass «eine minimale Erziehung und Höflichkeit auch für sie verbindlich sind.»⁹⁰ Er macht für ihr «lümmelhaftes Benehmen» die «falsche Erziehung» und das «schlechte Vorbild der Eltern» verantwortlich, aber er sieht darüber hinaus einen Teufelskreis am Werk, in dem die Kinder gleichzeitig eine passive und eine aktive Rolle spielten: «sie leiden unter der Nervosität der Eltern, aber sie selber nerven auch die Eltern».⁹¹ Ági Hendell erklärt ausführlich, wie das Benehmen der Erwachsenen die Kinder der nötigen Vorbilder und Respektpersonen beraubte:

Wir schauten zu, wie schnell die Erwachsenen ihre Haltung, ihre Menschlichkeit verloren. Alles, was man uns erzählte, dass die Erwachsenen alles wissen und dass sie weise sind und wir auf sie hören müssen, verdunstete in Bergen-Belsen, weil die Erwachsenen sich nicht sehr gut benahmen ... Viele, die für Musterbürger galten, wie Anwälte und Geschäftsleute, benahmen sich nicht so, wie wir Kinder es von ihnen erwarteten.⁹²

Yehuda Blum fasst in wenigen Worten die gleiche Erfahrung zusammen: «Wir konnten nicht damit fertig werden, dass unsere Eltern jede Autorität verloren hatten.»⁹³

Am schlimmsten stand es um eine Gruppe polnischer Waisenkinder, die sich durch ihre traumatischen Erlebnisse von den Kindern aus Ungarn unterschieden. Manche hatten schon Jahre in Lagern verbracht und die verschiedensten Gräueltaten mit ansehen müssen. Sie schienen durch Verlust und Verfolgung früh gealtert zu sein. Sie waren verroht und voll Hass gegen die Welt und die Menschen. Von unseren Spielen hielten sie sich verächtlich fern. Aber allmählich verloren auch wir die Lust zu spielen und verbrachten mehr und mehr Zeit mit Nichtstun. Ich lag stundenlang im Bett und fantasierte über Essen, über Palästina und später über die Schweiz. Es war eine Art Halbschlaf, in dem sich die Angst vor einer nicht ganz fassbaren Gefahr mit der naiven Zuversicht eines einährigen Kindes mischte, dass sein Vater, der ihn bereits aus dem Ghetto befreit hatte, ihn vor allem Bösen beschützen konnte.

Abfahrt der 318

Unser allmählicher Niedergang wurde im August von einem aufregenden Ereignis unterbrochen. Wir waren kaum in Bergen-Belsen angekommen, als wir uns schon fragten, was Kasztner in Budapest machte, um uns zu befreien. In unserer Ungeduld lasen wir die unbedeutendsten Ereignisse als Hoffnungszeichen. An einem Tag holte ein SS-Mann die Kartothek mit all unseren Namen ab. Am nächsten Tag betrat der Lagerkommandant unseren Lagerteil mit zwei Zivilisten und sagte Fischer, dass wir bald abfahren würde. Darauf versuchte jeder

fiieberhaft, Beziehungen anzuknüpfen, Protektion zu suchen oder sonst wie eine Berechtigung geltend zu machen, um vor allen anderen freigelassen zu werden. Aber die Zeit verging und nichts geschah.

Am 16. August wurden wir plötzlich zu einem zweiten Zählappell am gleichen Tag befohlen. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht: «Krumey ist hier. Wir fahren.» Es stimmte bis zu einem bestimmten Punkt. Hermann Krumey war tatsächlich angekommen und stand vor uns, von einigen anderen SS-Offizieren und unseren eigenen Führern flankiert, mit einer Liste in der Hand. Miklós Speter, Fischers Stellvertreter, verlas die Liste, die viel schneller zu Ende ging, als wir es gewünscht hätten. Sie enthielt die Namen von rund 300 Glückspilzen, die in die Schweiz fahren sollten.

Wie diese Liste entstand, ist unklar. Nach Kasztners Bericht war sie ursprünglich im Reichssicherheitshauptamt in Berlin zusammengestellt worden und enthielt 500 Namen. Bei den meisten habe es sich um Kinder und Alte gehandelt. Männer, deren körperliche Verfassung gut genug war, um Waffen zu tragen, hätten fast ganz gefehlt. Als Kasztner weitere Namen vorschlug, seien sie mit aufgenommen worden, aber Eichmann habe persönlich die Gesamtzahl auf 300 vermindert. Die Angehörigen von Kasztner und Brand sollten als Geiseln in Bergen-Belsen bleiben.⁹⁴ Viele Namen auf der Liste begannen mit A oder B, aber wenn das ein Kriterium war, so wurde es nicht durchgehalten. Manchmal wurden Kinder von Eltern oder Ehepartner voneinander getrennt. Der anonyme Autor der «Deportation nach Bergen-Belsen» behauptet, dass einer unserer Führer sechzehn Personen von der ursprünglichen Liste gestrichen und seine eigenen Verwandten an ihre Stelle gesetzt habe.⁹⁵

Ein Tumult von Freude und Zorn folgte der Ansage. Krumey wurde von Hunderten belagert, die ihn in allen Tönen beschworen, sie zur Liste hinzufügen. László Devecseri und dessen Frau Boris flehten ihn an, ihre Familie gehen zu lassen, weil ihr kleiner Sohn Tamás schwer an der Ruhr erkrankt war. Krumey stimmte zu, aber die Grosseltern mussten Zurückbleiben. William Sterns Vater bat Krumey um das Gleiche, aber als er dreissig Familienmitglieder nannte, verpasste ihm Krumey eine Ohrfeige und schickte ihn weg. Da die Deutschen es mit der Identifikation nicht zu genau nahmen, konnten mehrere Leute auf der Liste durch andere ersetzt werden. Die verschiedenen politischen Gruppen, namentlich die Chalutzim, hatten ihre eigene Rangordnung – z.B. Kinder, schwangere Frauen oder Aktivistinnen mit besonderen Verdiensten –, und manche ihrer Mitglieder, die ursprünglich ausgewählt worden waren, traten freiwillig oder auf Anordnung ihrer Führer zurück, damit andere ihren Platz und ihren Namen übernehmen konnten. Es gab bewundernswerte Selbstopfer und auch bittere Konflikte. Schliesslich wurden aus den ursprünglichen 300 mit Krumey's Einverständnis 318.

Während die Glücklichen sich zur Reise bereit machten, standen wir Übrigen dabei und beneideten sie. Die meisten liessen alles, was sie an Lebensmitteln, Zigaretten, Medikamenten und Kleidern entbehren konnten, für uns zurück. Einige wenige waren entschlossen, bis

zur letzten Brotkrume und zum letzten Faden alles mitzunehmen, was sie hatten. Allmählich hörten die Ab fahrenden auf, sich zu entschuldigen und ihre Freude zu verbergen. Und die Zurückbleibenden wünschten, dass sie schon abgefahren wären.

Am Nachmittag des 18. August traten die 318 endlich durch das Tor hinaus und marschierten auf der gleichen Strasse davon, die uns sechs Wochen früher zum Lager gebracht hatte. Wir erfuhren später, dass sie zweieinhalb Tage in Viehwaggons gereist waren, bevor sie am 21. August die Schweizer Grenze bei Basel überquerten. Sie wurden für drei Wochen im leerstehenden Hotel Bellevue in Montreux untergebracht und dann nach Les Avants verfrachtet. Im November wurden die meisten in verschiedene Flüchtlingsheime in der Schweiz eingewiesen, während einige, die Geld hatten, Privatwohnungen beziehen konnten.

Nach dem Abzug der 318 waren wir Zurückbleibenden sowohl erleichtert als auch niedergeschmettert. Yehuda Blum nennt die Episode «eines der traumatischsten Erlebnisse meines Lebens»; als er in Bergen-Belsen Zurückbleiben musste, hatte er das «Gefühl, irgendwie zum Tode verurteilt worden zu sein.»⁹⁶ Ich plagte meinen Vater dauernd mit der Frage, warum wir nicht ausgewählt worden waren. Krumej hatte vor seiner Abreise aus Bergen-Belsen versprochen, dass auch unsere Gruppe in wenigen Wochen fahren würde. Das gab uns Hoffnung, aber als die Zeit verging und wir nichts Neues hörten, verzweifelten wir immer mehr.

Miriam Buck schildert eindringlich unsere gemischten Gefühle: «wir warten abgestumpft, ruhelos, dreizehnhundert enttäuschte Menschen, die sich trotz böser Erfahrungen, Lug und Trug, immer wieder an das einzige klammern, was man ihnen liess, an die Hoffnung.»⁹⁷ Der zwölfjährige David Kohn notierte: « [Krumej] versprach, dass in 2 Wochen eine andere Gruppe abfährt und dann nach sechs Wochen das ganze Lager. ... Aber jetzt sind 2 Wochen, 4 Wochen, 6 Wochen vergangen und das Versprechen ist ein Versprechen geblieben. Die Leute sind schrecklich deprimiert.»⁹⁸ Was mich angeht: ich befahl mir selbst dauernd, geduldig zu sein, und zitterte manchmal buchstäblich vor Ungeduld und hilflosem Zorn.

Trotzdem waren wir aufgerüttelt worden und begannen zu planen. Die Führung stellte unter «ständigem Drängen und Protektionsgeheische»⁹⁹ von allen Seiten Listen und Prioritäten auf. In den politischen oder religiösen Organisationen entbrannten heftige Grundsatzdebatten – etwa ob Parteitreue oder Nützlichkeit für Palästina als Auswahlkriterium entscheidend sein sollte –, die bald in gegenseitige Beschimpfungen ausarteten. Als Fischer Richtlinien erliess, Kategorien bestimmte und Quoten berechnete, folgten noch mehr Streitigkeiten in und zwischen den einzelnen Verwaltungseinheiten und zwischen den einzelnen Persönlichkeiten. Dies alles vergiftete die Atmosphäre während mehrerer Wochen, aber erwies sich ironischerweise als vollkommene Zeitverschwendung, weil wir am Schluss im Dezember alle zusammen Bergen-Belsen verlassen sollten.

Ein Grund für unsere quälende Nervosität war, dass wir nicht wussten, wie es um Kasztners Verhandlungen und damit um unsere Zukunft stand. Manchmal kam Post von ihm, aber im Ganzen tappten wir im Dunkeln. Zwei Briefe versetzten uns in Aufregung, der eine an seinen Schwiegervater, der zweite an seine Frau.¹⁰⁰

Im ersten Brief, datiert vom 2. August, meldet er Fischer, dass die Deutschen beschlossen hätten, zunächst 500 von uns nach Spanien Weiterreisen zu lassen. Die Liste müsse unsere interne Lagerleitung erstellen. Die Auswahl solle nach Quoten erfolgen, die der Anzahl der Anwesenden in den verschiedenen diffusen Kategorien entsprächen – etwa Chalutzim, Orthodoxe, Zionisten, Leute aus Klausenburg, Spender von Lebensmitteln, Eltern mit kleinen Kindern. Ich weiss nicht, ob unsere Leitung tatsächlich eine solche Liste aufgestellt hat. Ich weiss nur, dass Kasztner in seinem Brief mehrere Personen und Familien nennt, die erst im Dezember freigelassen wurden.

Der zweite Brief, den Kasztner am 11. August an seine Frau schrieb, zeigt seine Enttäuschung über die unerwartete Wendung, die uns statt nach Spanien nach Bergen-Belsen brachte. Er scheint nicht voraussehen, dass Eichmann seine Familie als Geiseln zurückhalten wird, wenn die erste Gruppe im August abfährt: «meiner Schätzung nach wirst Du in einer Woche nicht mehr in diesem Lager sein.» Wenn er sich zuversichtlich über die Freilassung der gesamten Gruppe äussert, ist es fraglich, ob er Bogyo – oder sich selbst – ermutigen will oder sich so optimistisch fühlt, wie er vorgibt: «Leider war es nicht möglich die Weiterreise aller zu sichern. Du musst aber selbst alle beruhigen: es ist nur eine Frage der Reihenfolge. Die Stellen, die über Euer Schicksal verfügen, haben kategorisch erklärt, dass Euer Transport so oder so hinauskommen wird.»

Solche Nachrichten konnten gelegentlich unser Gefühl der Isoliertheit lindern, aber die Hoffnungen, die sie erregten, erwiesen sich leicht als falsch. Aus 500, die im August abfahren sollten, waren 318 geworden, und wir Übrigen sollten bedeutend später an die Reihe kommen, als Kasztner meinte.

Ein hartes Geschäft

Das Interimsabkommen

Während wir in Bergen-Belsen mit der «Drahtzaunkrankheit» kämpften, wurde den Juden von Budapest eine Galgenfrist gewährt. Ende Juni und Anfang Juli forderten Papst Pius XII und König Gustav von Schweden gemeinsam Horthy auf, die Deportationen einzustellen, und am 26. Juni drohte der amerikanische Präsident Roosevelt mit schweren Repressalien, falls sie nicht sofort aufhörten. Am 2. Juli erlebte Budapest den schwersten Luftangriff der Alliierten, und am 7. Juli gab Horthy schliesslich den Befehl, die Deportationen abzubrechen. Die Hasskampagne ging weiter, aber 200.000 Juden in Budapest wurde wenigstens diese Tortur erspart, obwohl viele auf andere Arten sterben sollten.

Die Deutschen und die ungarischen Antisemiten forderten die Wiederaufnahme der Deportationen am 5. August, aber Horthy lehnte ab. Das neue Datum, auf das sich die Deutschen und die Sztójay-Regierung einigten, war der 25. August. Die Repräsentanten von Schweden, Portugal, Spanien, der Schweiz und des Vatikans verlangten jedoch, dass «der unrechtmässig motivierte und unmenschlich durchgeführte Vorgang» von der ungarischen Regierung «endgültig eingestellt» werde.¹ Im letzten Augenblick, am 24. August, informierte Horthy den deutschen Gesandten und Reichsbevollmächtigten Veessenmayer, dass die Juden nur innerhalb Ungarns umgesiedelt werden dürften. Am nächsten Tag teilte die ungarische Regierung Veessenmayer offiziell das Deportationsverbot mit. In den frühen Morgenstunden erhielt der Kommandant der deutschen Sicherheitseinheiten in Ungarn, Winkelmann, ein Telegramm von Himmler, das ihm befahl, alle Vorbereitungen für Deportationen einzustellen. Wir wissen nicht genau, was Himmler zu diesem Befehl veranlasst hatte. Kasztner und Becher schrieben die Entscheidung ihren Verhandlungen mit Mayer an der Schweizer Grenze zu. Wenn das stimmte, wäre es ein ausserordentlicher Triumph gewesen. Ich glaube eher, dass die Verhandlungen mit Mayer nur einen Faktor unter vielen darstellten. Aber selbst dann wäre es keine geringe Leistung für einen ungarischen Juden, Himmler durch Becher beeinflusst zu haben.

Ein anderer Faktor war der Wechsel Rumäniens von der Achse zu den Sowjets am 23. August. Am 25. bestellte Wisliceny Kasztner zu sich und sagte: «Sie haben gewonnen! Der Stab zieht aus!»² Er erklärte, dass Himmler das Judenkommando aus Budapest abziehe, um weitere Aktionen gegen Juden zu verhindern, die die deutschfeindlichen Gefühle in der Bevölkerung verstärken und Ungarn veranlassen könnten, dem rumänischen Beispiel zu folgen.

Aber Eichmann verliess Ungarn nicht ganz. Er zog sich auf ein Landgut zurück, wo er auf die Gelegenheit wartete, die Deportationen wieder aufzunehmen. Er musste nicht lange warten.

Ein paar Wochen lang verfolgte die ungarische Regierung unter Ministerpräsident Géza Lakatos eine gemässigte antisemitische Linie. Mit der Einstellung der Deportationen war die Verfolgung etwas abgemildert worden. Juden wurden weiterhin ergriffen und gefoltert oder getötet, aber es gab keine Massenmorde mehr. Diese Atempause nahm ein Ende mit Schrecken, als die Pfeilkreuzler am 15. Oktober ihren Staatsstreich durchführten. Aber kehren wir zu Kasztner zurück.

Als unser Zug am 30. Juni Budapest verlassen hatte und wir uns in Mosonmagyaróvár zitternd fragten, ob wir in Auschwitz oder Auspitz landen würden, sprach Kasztner bei Eichmann vor und fragte ihn, was nun mit uns geschehen solle. Eichmanns Antwort war kompliziert. Er habe uns zuerst nach Strasshof schicken wollen, aber unsere Gruppe sei zu gross geworden. Seine nächste Wahl sei Auspitz gewesen, das sich aber auch als ungeeignet erwiesen habe. Darum würden wir nach Bergen-Belsen umgeleitet. Es ist möglich, dass Eichmann umdisponieren musste, weil wir infolge der alliierten Invasion in Frankreich nicht mehr nach Spanien gebracht werden konnten, aber wenn wir die Lügenhaftigkeit des Mannes in Betracht ziehen, ist es ebenso vorstellbar, dass er sowohl unseren Aufenthalt in Mosonmagyaróvár als auch unsere nachfolgende Gefangenschaft in Bergen-Belsen als weitere Gelegenheiten zur Erpressung geplant hatte. Bereits um diese Zeit begann Kurt Becher sich in die Verhandlungen zwischen Eichmann und Kasztner hineinzudrängen. Als ein zweifelhafter Verbündeter sollte er eine entscheidende Rolle in Kasztners Erfolgen und seinem Untergang spielen.³

Fast zwei Monate, nachdem Joel Brand seine aussichtslose Mission angetreten hatte, erhielt die Wa'ada endlich am 7. Juli den Text des «Interimsabkommens» aus Istanbul. Er trug die Unterschrift von Barlas, Brand und zwei anderen Personen, die sich als Bevollmächtigte der Jewish Agency vorstellten. Sie erklärten, dass die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der von den Deutschen geforderten Waren behoben sein würden, sobald die jüdische Seite vom Ernst des deutschen Angebots überzeugt sei. In Erwartung des definitiven Abkommens verbürgten sie sich, den Deutschen monatlich eine Million Schweizer Franken für die Einstellung der Deportationen zu zahlen sowie 400.000 Dollar für je 1.000 Menschen, die in ein anderes Land auswandern durften. Sie versprachen den Deutschen ferner die Hälfte von allen Lebensmitteln, Kleidern und Medikamenten, die sie den Menschen in Ghettos und Lagern liefern dürften.

Mit diesem fiktiven Dokument versuchte Kasztner, Eichmann und Becher zu überzeugen, dass «unsere Freunde im Ausland» bereit seien, ein ganz grosses Geschäft abzuschliessen. Brands Fiasko in Istanbul erklärte er hauptsächlich damit, dass die Juden, die als «Tauschobjekte» dienen sollten, von Eichmann nach Auschwitz geschickt und dort vergast

worden seien. Er erwähnte die Idee eines Treffens zwischen hohen deutschen und jüdischen Persönlichkeiten auf neutralem Boden, bei dem das Schicksal nicht nur der ungarischen Juden, sondern aller Juden in deutscher Hand erörtert werden könne. Er betonte jedoch, dass solche Verhandlungen nur dann Aussicht auf Erfolg hätten, wenn die deutsche Seite «zum Beweis des guten Willens» unsere Gruppe aus Bergen-Belsen in ein neutrales Land ausreisen liesse. Er warnte Eichmann, dass man nicht mit Erfolg rechnen könnte, «wenn die Juden Budapests unterdessen deportiert würden».⁴

Becher akzeptierte Kasztners Vorschläge und begann bald danach, mit Himmlers Zustimmung eine Reise nach Lissabon zu planen, um den Vertreter des Joint in Europa, Joseph J. Schwartz, und ein Mitglied der Exekutive der Jewish Agency, Eliahu Dobkin, zu treffen. Aber Eichmann war entschlossen, die «Endlösung» in unvermindertem Tempo voranzutreiben. Am 17. Juli drohte er, unsere Gruppe aus Bergen-Belsen nach Auschwitz in die «Mühle» zu schicken, falls Brand nicht unverzüglich aus Istanbul zurückkehrte. Biss erinnert sich, wie Kasztner, den er «noch nie weinen sah», ihm mit «Tränen in den Augen» sagte, dass «jetzt alles verloren sei».⁵ Dass Kasztner bereits vorher zu verzweifeln begann, zeigt sein Brief vom 12. Juli an Nathan Schwalb in Genf:

Der Traum des grossen Planes ist ausgeträumt. Hunderttausende gingen nach Auschwitz in einer Weise, dass sie bis zum letzten Moment nicht im Klaren waren, worum es sich handelt und was vor sich geht. Wir, die es eben wussten, versuchten, uns dagegenzusetzen, aber nach 3½ monatigem erbittertem [sic] Kampfe muss ich feststellen, dass wir eher der Entfaltung der Tragödie und deren unaufhaltbarem Rennen zuschauten, ohne dagegen nur irgendwas von Bedeutung vornehmen zu können.⁶

Aber Kasztner gab sich nicht leicht geschlagen. Er raffte sich zusammen und nahm den Kampf wieder auf. Im Juli und August traf er wiederholt Eichmann, Wisliceny, Becher und andere SS-Offiziere. Die Gespräche, die er mit ihnen führte, sind zum Teil in der Form von knappen Tagebuchnotizen festgehalten, die er gleich nach den Begegnungen seiner Sekretärin diktierte. Da sie nur als Gedächtnisstütze für ihn selbst gedacht waren, haben wir keinen Grund an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln. So sehen wir aus nächster Nähe, wie er mit einer Bande von Massenmördern um Menschenleben feilschte, und wir staunen, wie ruhig und selbstsicher er nach aussen erschien, während er innerlich vor Furcht, Ungeduld und Abscheu fast verbrennen musste.

Das erste Treffen zwischen Kasztner und Becher, von dem diese Notizen berichten, fand am 15. Juli statt, wahrscheinlich nicht in Eichmanns Hauptquartier, sondern in Bechers Büro. Es begann mit Bechers Bemerkung: «Wir treffen uns in neutralem Gebiet.» Kasztner antwortete verwegen: «Für mich ist hier kein neutrales Gebiet, hier ist nur feindliches Gebiet.» Dann beschwerte er sich, dass die ganze jüdische Bevölkerung der ungarischen Provinz deportiert und mindestens 300.000 Menschen getötet worden seien, trotz Eichmanns und Wis-

licensys Zusicherungen, dass es keine Ghettoisierung und Deportation geben und alles bis zum Ende der Verhandlungen « auf Eis gelegt» würde. Er warnte Becher, dass eine Zusammenkunft auf hoher Ebene in Lissabon nur dann sinnvoll wäre, wenn die Vernichtungsaktionen sofort aufhörten. Er verlangte unsere Freilassung aus Bergen-Belsen: «Ein längerer Aufenthalt einer Gruppe von 1.600 wird den Verhandlungen in L. nicht guttun.» Ein scharfer Wortwechsel folgte, in dem beide Seiten einander anklagten, ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein. Becher versprach, mit Himmler über unser Schicksal zu reden, aber er befürchtete, dass Kasztner sein Interesse am Geschäft verlieren würde, sobald seine Familie in Sicherheit wäre. Kasztner versicherte ihm, dass die Wa'ada nicht aus «persönlichen und Familienrücksichten» handelte.⁷

Solche Wortwechsel sind typisch für das ambivalente Verhältnis zwischen Kasztner und Becher. Jeder von beiden versuchte, den anderen zu täuschen, zu bluffen und auszunützen, aber im Lauf der Zeit scheint eine gewisse Vertrautheit, um nicht zu sagen Freundschaft, zwischen ihnen entstanden zu sein. Kasztner sah Becher zunehmend als einen Verbündeten gegen Eichmann, obwohl er wusste, dass Becher jederzeit nach Lust und Laune über sein Leben verfügen konnte. Becher war seinerseits bereit, die Juden – sei es durch Drohungen, Erpressung und Täuschung, sei es durch Versprechen und Zugeständnisse – vollkommen auszurauben, aber um zu überleben, musste er Himmler Resultate vorweisen, und dafür brauchte er Kasztner. Wenn Kasztner ahnte, dass Becher vor seiner Versetzung nach Ungarn möglicherweise in Polen oder in der Ukraine Kriegsverbrechen begangen hatte, so musste er ein Auge zudrücken, um seine eigene Rettungsaktion nicht zu gefährden.

Bald nach dem eben zitierten Gespräch mit Becher wurde Kasztner entführt. Als er am 18. Juli aus der Kolumbusz-Gasse nach Hause ging, hielten ihn zwei Männer in Zivilkleidung auf. In deutscher Sprache, aber mit ungarischem Akzent stellten sie sich als Boten von Eichmann vor und forderten ihn auf, sie zu begleiten. Als er sich weigerte, erschienen drei weitere Männer, die ungarisch sprachen, und zerrten ihn in ein Auto. Mit verbundenen Augen und in Handschellen lieferten sie ihn in die Gendarmeriestation von Gödöllő, 30 Kilometer von Budapest entfernt, ein, wo er drei Stunden lang über die Beziehungen der Wa'ada mit der SS und über das für unsere Gruppe bezahlte Lösegeld verhört wurde. Nach vier Tagen in einem stickigen Lagerraum brachte man ihn auf das Gendarmerie-Inspektorat Ungvár (heute Uzhgorod in der Ukraine). Dort verhörte ihn Hauptmann Leo Lulay – der Adjutant von Gendarmerie-Oberstleutnant László Ferenczy, der in der ungarischen Gendarmerie den Oberbefehl über die Deportation der Juden führte – erneut über das Geschäft mit den Deutschen und die Quelle des Lösegeldes und versuchte auch herauszufinden, ob er ein amerikanischer Spion sei. Der Vollständigkeit halber sollte ich hier bemerken, dass Lulay und Ferenczy später für ihre Kriegsverbrechen hingerichtet wurden.

Lulay sagte später aus, dass Ferenczy ihm befohlen habe, Kasztner zu töten, wenn er seine Verhandlungen mit den Deutschen nicht vollständig verrate. Kasztner erklärte sich bereit, alles ans Licht zu bringen, aber Lulay hatte das Gefühl, dass er «nicht ganz aufrichtig» sei.⁸ Wir wissen nicht, wie viel Kasztner tatsächlich Lulay erzählte, aber fünf Tage später wurde er nach Budapest zurückgebracht, wo Ferenczy persönlich ihn verhörte und ihm verbot, Eichmann zu sagen, wer ihn entführt hatte. Bei seinem nächsten Treffen mit Eichmann behauptete Kasztner, dass er nichts wisse, weil seine Augen die ganze Zeit verbunden waren, und Eichmann verfolgte das Thema nicht weiter. Auf der Rückfahrt von Ungvár war Kasztner tief betroffen von den Spuren der kürzlich durchgeführten Deportationen:

Die Reise ging über Subkarpatien – einst das von Juden dichtest bewohnte Gebiet Ungarns – durch ausgestorbene Städte und verlassene Dörfer. Überall erinnerten geschlossene Geschäfte, Werkstätten und Läden mit jüdischen Firmenschildern, stumme Synagogen an das jüdische Leben, das hier ausgelöscht worden war.⁹

Kasztner traf Becher am 2. August wieder. Becher berichtete, dass Himmler nach wie vor bereit sei, Juden gegen Lieferung von Waren auswandern zu lassen; er habe die Ausreise von 500 Mitgliedern unserer Gruppe aus Bergen-Belsen nach einem neutralen Land bewilligt, und der Rest würde bald folgen. Eichmann nahm Himmlers Befehl wütend zur Kenntnis und warnte, dass er keine Ausreise erlauben würde, bevor das Datum der ersten Begegnung zwischen Becher und den «Vertretern des Weltjudentums»¹⁰ festgesetzt sei. Kasztner solle József Fischer veranlassen, die 500 Plätze den früheren Richtlinien der Waada gemäss zu verteilen. Wie wir bereits gesehen haben, schrieb Kasztner sofort einen Brief an Fischer, den Krumey mitbrachte, als er nach Bergen-Belsen kam, in dem er Vorschläge über die Auswahl des – inzwischen reduzierten – Kontingents von 318 macht. Eichmann fügte hinzu, dass wir Übrigen in wenigen Wochen folgen könnten, aber nur wenn Brand aus Palästina zurückkäme. «Es ist nicht meine Gewohnheit, Juden mit deutschen Kurierflugzeugen auswandern zu lassen»,¹¹ sagte er zu Kasztner. In Wirklichkeit war er entschlossen, die Deportation aller ungarischen Juden bis zum 15. September vollendet zu haben. Deshalb tat er sein Möglichstes, um seinen Vertrag mit Kasztner zu brechen und Himmlers Befehlen auszuweichen.

Die Frage unseres Lösegeldes behandelte Eichmann so hinterhältig wie alles andere. Verrechnet wurde von Endre Biss auf der Wa'ada-Seite und Obersturmführer Karl Grabau auf der Seite der SS. Entscheidend war der Verrechnungskurs der Millionen Pengö und anderer Werte, die bereits an die Deutschen abgeliefert worden waren. Die Waada bestand darauf, dass die 1.000 Dollar pro Person voll ausgezahlt worden waren, als Kasztner, Offenbach und Hansi Brand am 20. Juni drei volle Koffer an Klages übergaben. Becher bestritt dies und verlangte weitere Zahlungen in «Waren». Die Waada reagierte mit einem «Schweizer Bluff»,

indem sie Becher einen Kreditbrief im Wert von 30 Traktoren präsentierte und behauptete, dass die Traktoren geliefert worden seien, obwohl sie die Schweiz nie verliessen. Zwei Lastwagenladungen Schaffelle aus Bratislava sollen abholbereit gewesen sein, aber als ein Abgesandter aus Berlin sie Monate später suchte, waren keine da. Immerhin lieferte die Wa'ada 15.000 Kilo abgestandenen Kaffee, der im Freihafen von Budapest gelegen hatte und vom Joint bezahlt worden war. Hansi Brand erinnert sich: «Die Warenlieferungen erreichten Becher zum Teil und waren zum Teil versprochen, und auf dieser Basis wurde mit Eichmann über die Freilassung von Juden verhandelt. «¹²

Obwohl das Lösegeld bezahlt war, liess uns Eichmann nicht aus Bergen-Belsen frei. Wie Kasztner ironisch bemerkt, schien er plötzlich um unser Leben «besorgt» zu sein. Um diese Zeit näherten sich die Alliierten bereits Paris, und die deutschen Eisenbahnlinien wurden dauernd von Bombenflugzeugen angegriffen. Eichmann fragte Kasztner: «Was geschieht, wenn der Zug von einer englischen oder amerikanischen Bombe getroffen wird oder wenn er unterwegs stecken bleibt? Oder glauben Sie, dass das Reich jetzt nichts anderes zu tun hat als ausgerechnet Juden zu schützen?»¹³ Kasztner hielt es für wahrscheinlich, dass Eichmann uns länger in seiner Gewalt behalten wollte, um ein noch grösseres Lösegeld von jüdischen Organisationen zu erpressen, obwohl es auch möglich war, dass er mit dem Gedanken spielte, unseren Zug in die Luft zu sprengen und die Schuld auf die Alliierten abzuwälzen. Auf alle Fälle versicherte er Eichmann, dass die Wa'ada die Verantwortung für alles übernehme. Gleichzeitig deutete er an, dass wir eventuell nicht über Frankreich nach Spanien fahren, sondern die weniger riskante Reise in die Schweiz antreten sollten.

Während Kasztners ungarischer Haft wurde das Treffen in Lissabon abgesagt. Schwartz durfte als amerikanischer Staatsbürger nicht mit den Deutschen kommunizieren, und Becher war gewarnt worden, dass die Briten versuchen könnten, ihn als Geisel festzunehmen. In dieser Lage erhielt Saly Mayer – dem Schwartz Kasztner empfohlen hatte – seine entscheidende Rolle für die weiteren Verhandlungen.

Als Vertreter des American Jewish Joint Distribution Committee in der Schweiz war Mayer vom World Refugee Board ermächtigt worden, an Gesprächen teilzunehmen, um für die Juden Zeit zu gewinnen, aber er durfte keinerlei finanzielle oder politische Verpflichtungen eingehen. Bis 1944 hatte der Joint ihm 6,5 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt, wovon 3,8 Millionen für Flüchtlinge in der Schweiz und 2,7 Millionen für Not leidende europäische Juden vorgesehen waren. Er durfte keine Lösegelder zahlen und war vom Joint angewiesen worden, die Deutschen hinzuhalten und zu einseitigen Zugeständnissen zu veranlassen.

Die Zusammenarbeit zwischen Mayer und Kasztner verlief alles andere als glatt. Schon in persönlicher Hinsicht passten sie nicht zusammen. Während Mayer Kasztner als leichtsinnig und unzuverlässig betrachtete, hielt Kasztner Mayer für engstirnig und gefühllos.

Mayer war ein aufrechter Schweizer Bürger und orthodoxer Jude, der schroff auftrat und zur Halsstarrigkeit neigte. Mit seinem Mangel an Einfühlung und seinem Hang zu moralischer Belehrung war er nicht bestens für eine Aufgabe geeignet, die Diplomatie, Fantasie, Flexibilität, Waghalsigkeit und eine Dosis Verschlagenheit erforderte. Trotzdem erzielte er in seinem engen Spielraum beträchtliche Erfolge. Während Kasztner fast verzweifelte, weil Mayer nicht bereit war, den Nazis übertriebene Versprechen zu geben, lobte Roswell McClelland, der Vertreter des World Refugee Board in der Schweiz, Mayers meisterhafte Verzögerungstaktik, mit der er «sprach, versprach, einredete, andeutete, drohte» und «Waren und Geld in Aussicht stellte»,¹⁴ obwohl er fast nichts zu geben hatte. Kasztner meinte, dass mehr Juden gerettet worden wären, wenn Mayer etwas mehr Abenteuerlust an den Tag gelegt hätte, aber es ist möglich, dass noch unrealistischere Versprechen die gegenteilige Wirkung gehabt hätten. Die Wahrheit ist, dass Mayer eine positivere Rolle spielte, als Kasztner zugestehen konnte oder wollte. Yehuda Bauer, der herausragende Kenner der Rettungsgeschäfte zwischen Juden und Nazis, hat wahrscheinlich Recht, wenn er sagt, dass der Erfolg «ohne Mayers Verzögerungstaktik unvorstellbar gewesen wäre, aber Kasztner und Biss, die jede Möglichkeit ausnützten, auch eine Schlüsselrolle spielten.»¹⁵

Als Bechers Treffen mit Schwartz in Lissabon ins Wasser gefallen war, begann Kasztner für ihn eine Reise an die Schweizer Grenze zu organisieren, wo er Mayer treffen sollte. Am 12. Juli – als bereits praktisch alle Juden aus der ungarischen Provinz deportiert worden waren – bat er Becher um die Zusicherung, dass die 200.000 Juden in Budapest nicht deportiert würden. Becher antwortete: «Bis wir unsere Gespräche beenden, wird in der Stadt Frieden sein. Wenn die Gespräche negativ ausgehen, könne die Lage in der Stadt kritisch werden.»¹⁶ Da er keine Aussicht hatte, die von den Deutschen geforderten Waren beschaffen zu können, musste Kasztner, um den «Frieden in der Stadt» zu wahren, die Verhandlungen so lange wie möglich hinauszögern. Wenn so viele Juden wie nur möglich bis zum Kriegsende überleben sollten, mussten die Deutschen überzeugt werden, dass sie mit dem Weltjudentum oder mit den westlichen Alliierten ein grosses Geschäft machen könnten. Und wenn die Alliierten bei den Deutschen diesen Eindruck erwecken sollten, so musste ihnen ein Zeichen gegeben werden, dass die Deutschen gegen angemessene Zahlung bereit waren, Juden leben zu lassen. Unsere Freilassung aus Bergen-Belsen wäre ein solches Zeichen und ein entscheidender Schritt zur Rettung weitaus grösserer Mengen noch lebender Juden. Das war Kasztners Plan, und er erforderte, dass Becher an die Handlungsfähigkeit der jüdischen Seite glaubte. Kasztner versuchte verzweifelt, Mayer zur Mitarbeit an der Irreführung von Becher zu überreden. Aber Mayer hatte seinen eigenen Auftrag und seine eigene Handlungsweise, und die waren anders als Kasztners.

Versprechen Sie doch zumindest!

Die Wa'ada hatte Mayer bereits am 25. April über die Verhandlungen mit Wisliceny informiert, die zunehmend prekäre Lage der Juden in Ungarn geschildert und den Joint um zwei Millionen Dollar gebeten, falls ein Geschäft mit der SS zustande käme. Am 4. Mai hatte Mayer geantwortet: «Die Deutschen müssten aber zunächst deutliche Beweise dafür liefern, dass sie sich auf dem Weg der Besserung befinden, besonders die Deportationen aus Frankreich abstellen.» Kasztner notierte bitter: «Mit anderen Worten: Wir sollten den Nazi-Lausbuben bessere Manieren beibringen, dann wäre er bereit zu helfen.» Auf allzu simple Art beschuldigt er Mayer und die Juden in der freien Welt, ihren Glaubensgenossen in deutscher Hand nicht zur Hilfe zu eilen, weil es ihnen an Einfühlung und Solidarität fehle: «Sie waren drüben, wir hier; sie waren nicht unmittelbar beteiligt, wir waren die Betroffenen. Sie moralisierten, wir fürchteten den Tod. Sie hatten Mitleid und glaubten, ohnmächtig zu sein. Wir wollten leben und glaubten, die Rettung müsse möglich sein.»¹⁷ Ein paar Wochen später begann eine Reihe von Treffen, an denen in erster Linie Kasztner, Mayer und Becher teilnahmen und die man eine Farce nennen könnte, wenn die Umstände nicht so tragisch gewesen wären. Gleichzeitig wartete Eichmann, der aus Budapest abkommandiert worden war, auf dem Land auf eine neue Chance, die Endlösung weiter voranzutreiben.

Das erste Treffen sollte am 21. August stattfinden. Da Mayer kein Schweizer Einreisevisum für Becher bekommen konnte, wurde die Grenze zwischen Österreich (damals dem Dritten Reich angegliedert) und der Schweiz als Treffpunkt bestimmt. Kasztners Tagebuchnotiz über ein Gespräch mit Klages am 18. August zeigt lebhaft die Mischung aus Verzagt-heit und Entschlossenheit, mit der er dem Treffen entgegensah und die auch sonst häufig seinen seelischen Zustand beherrschte. So rekapituliert er die ungeheuren Hindernisse, denen er sich gegenübersteht. Die «spanische Linie» komme wegen der Fortschritte der alliierten Armeen in Frankreich «nicht mehr in Frage». Die Schweiz werde «eine grosse Anzahl Juden nicht hereinlassen.» Die «Lieferung von Waren, zumal aus Übersee», könne kaum bewerkstelligt werden. Dies alles lässt wenig Raum für Hoffnung, aber er ist entschlossen, die Verhandlungen weiterzuführen, was auch kommen mag: «Eines sehe ich auf alle Fälle: wie gross auch die Schwierigkeiten sein mögen, ich muss diese Vereinbarung zustande bringen, weil es keinen anderen Weg gibt.»¹⁸

Am 19. August verliessen Kasztner und Becher Budapest zusammen mit Bechers Adjutanten, Hauptsturmführer Max Grison, und Wilhelm Billitz, einem getauften Juden und Direktor des Manfred-Weiss-Konzerns, den Becher von den rechtmässigen Eigentümern, der Familie Weiss, in den Besitz der SS überführt hatte. Als sie am 20. August in ihrem Hotel in Bregenz eintrafen, stiess Krumey zu ihnen, nachdem er eben die Abfahrt des ersten Teils unserer Gruppe aus Bergen-Belsen in die Wege geleitet hatte. Er berichtete, dass Eichmann die ursprüngliche Anzahl von 500 auf 300 herabgesetzt und ausdrücklich befohlen habe, die

Verwandten von Kasztner und Brand im Lager zurückzulassen. Mit Krumeys Bewilligung hätten 318 Personen am 18. August das Lager verlassen und seien drei Tage später in Basel angekommen. Trotz der verschwindend kleinen Anzahl im Vergleich zu den Millionen Ermordeten, handelte es sich um ein höchst bedeutsames Ereignis, wie Kasztner schreibt: «Immerhin war der erste Schritt getan. 318 Personen waren befreit. Sie waren die ersten – nicht nur aus dem KZ Bergen-Belsen, sondern aus der grossen Masse des unter dem Hitlerjoch schmachenden jüdischen Volkes, – die als grössere organisierte Gruppe vor den Augen aller Welt die Grenzen eines neutralen Staates überschritten.»¹⁹

Zufällig erfolgte das erste Treffen zwischen Mayer und Becher ebenfalls am 21. August an der deutsch-schweizerischen Grenze – um genau zu sein, auf einer Brücke über den Rhein zwischen der österreichischen Stadt Höchst und der Schweizer Stadt St. Margrethen. Mayer hatte zwei Berater mitgebracht, seinen Anwalt Marcus Wyler und Pierre Bigar, einen Vertreter des Schweizerischen Jüdischen Gemeindebundes. Becher und seine Begleiter durften schweizerisches Gebiet nicht betreten. Mayer lehnte seinerseits Bechers Einladung ins deutsche Zollamt ab. Es war kein guter Anfang, und Kasztner wurde im Verlauf der Gespräche immer unruhiger.

Becher stellte sich als Himmlers Beaufragter vor, der die Vollmacht hatte, Fragen betreffend das Schicksal der Juden in deutscher Hand mit Vertretern der Alliierten und des Judentums der Welt zu erörtern und ein Übereinkommen auf Grund von jüdischen «wirtschaftlichen Leistungen» zu suchen. Insbesondere das Schicksal der Juden in Budapest, denen die Deportation bevorstehe, hänge «von den Opfern ab, die das Judentum der Welt und die Alliierten für sie zu bringen bereit wären.» Danach fragte er, ob Mayer bereit wäre, das Angebot von einer Million Juden gegen 10.000 Lastwagen anzunehmen. Mayer antwortete, dass er nicht als Vertreter des Joint, sondern lediglich als Präsident einer schweizerischen jüdischen Hilfsorganisation zum Treffen gekommen sei. Er wisse nichts von einem deutschen Angebot, aber er sei bereit, sich mit den zuständigen Stellen in Verbindung zu setzen. Er fügte hinzu, dass «die Deportation der Juden Budapests an und für sich kein Unglück» wäre, dass «die Deutschen aber endlich einmal mit der verdammten Vergasung aufhören» sollten. Becher versprach, Himmler zur Einstellung der Vergasungen zu veranlassen, und wies darauf hin, dass die Deutschen ihren guten Willen bekundet hätten, indem sie eben 318 Mitglieder unserer Gruppe in die Schweiz freigelassen hätten. Er versprach, dass wir Übrigen bald der ersten Gruppe folgen würden, und fragte, was Mayer ihm als Gegenleistung anbiete. Mayer bot «Geld» an. Becher verlangte «Waren». Als Mayer humanitäre Argumente vorbrachte, antwortete Becher: «Auf dieser Basis kann ich nicht verhandeln!»²⁰ Als Mayer wiederholte, dass er den Rat der zuständigen Stellen einholen müsse, wurde Becher zornig und beschuldigte Kasztner, ihn unter Vorspiegelung falscher Tatsachen an die Schweizer Grenze gelockt zu haben. Bilitz rettete die Lage, indem er bemerkte, dass beide Parteien Zeit zum

Überlegen brauchten, worauf Becher sich bereit erklärte, in einer Woche zu einem neuen Treffen zu kommen. Was dann geschah, ist heftig umstritten.

Am 25. August telegraphierte Becher einen ausführlichen Bericht an Himmler. Mayer habe den «ernst unseres Verhandlungswillens» daran erkannt, «dass im gleichen moment bedingungslos 300 stück über die grenze rollten». Ob Becher durch das Wort «Stück» seine eigene Verachtung für die Juden ausdrücken oder Himmlers Einstellung nachahmen wollte, muss offenbleiben. Da die amerikanische Regierung die Lieferung von Lastwagen nicht bewilligen würde, schlug er vor, dass die Deutschen Waren verlangen sollten, die von den neutralen Staaten geliefert werden könnten, zum Beispiel «chrom, nickel, kugellager, messgeräte, Werkzeugmaschinen, wolfram, aluminium, etc.» Er habe mit der jüdischen Seite folgende Schritte abgemacht:

- (a) einholung der genehmigung und abdeckung durch die höchste amerikanische stelle zur grundsätzlichen durchführung.
- (b) zusage der amerikanischen regierung, dass den neutralen ländern die lieferung obiger waren genehmigt wird...
- (c) höhe des zur abwicklung bereitzustellenden devisenbetrages.
- (d) aufstellung eines rahmenlieferungsprogramms.
- (e) angabe der sofort lieferbaren waren.

Mit einem Euphemismus für Deportation und Vergasung zitierte er die Warnung der jüdischen Verhandlungspartner, dass «wenn jetzt weitere evakuierungen ins reich erfolgen, Verhandlung an ausschlaggebender stelle als nicht ernst betrachtet würde und deshalb erfolglos sei.» Und zum Schluss bat er «gehorsamst um genehmigung zur fortführung im gemeldeten sinne.»²¹ Himmlers kurzes Telegramm vom 26. August endete mit den Worten: «Beauftrage Sie und Genehmige Fortführung der Verhandlungen im gemeldeten Sinne.»²²

In amerikanischer Gefangenschaft nach dem Krieg behauptete Becher, dass Himmler auf Grund seiner Fortschritte an der Schweizer Grenze die Deportationen aus Budapest verboten habe.²³ Das wird vielfach bestritten. Himmler hatte das Telegramm, in dem er Winkelmann befahl, die Vorbereitungen der Deportation abzubrechen, um 3 Uhr früh am 25. August abgesandt. Am gleichen Tag um 11.15 Uhr bat der deutsche Gesandte Veessenmayer ebenfalls telegrafisch Aussenminister Ribbentrop um Bestätigung von Himmlers Befehl.²⁴ Becher hatte seinen Bericht an Himmler um 18.10 Uhr am 25. August telegraphiert. Himmler hatte also sein Verbot der Deportationen mehrere Stunden vor Empfang von Bechers Telegramm erlassen. Es ist aber durchaus möglich, dass Becher zwischen dem 21. und 25. August persönlich oder telefonisch mit Himmler gesprochen hatte, und in diesem Fall hätte sein Telegramm bestätigt, was er vorher mit Kasztner vereinbart und Himmler mündlich mitgeteilt

hätte. Der stärkste Befürworter dieser Hypothese ist Yehuda Bauer, der zum Schluss gelangt, dass «diese Gespräche, die Kasztner angeregt und vorangetrieben hatte, die unmittelbare Ursache der Rettung der Juden von Budapest gewesen zu sein scheinen.»²⁵ Die Gegner von Bechers Behauptung meinen, dass Himmler kein Interesse am Geschäft mit Kasztner hatte, sondern entweder weitere Feindseligkeit gegen die Deutschen in Ungarn verhindern oder sein eigenes Ansehen in den Augen der Neutralen und der Alliierten verbessern wollte. Aber das schliesst die Möglichkeit nicht aus, dass Bechers Bericht – und daher Kasztners Vorschlag – zum Verbot der Deportationen beitrug.

Während der nächsten Wochen drängte Kasztner Becher fast täglich, unsere Gruppe aus Bergen-Belsen freizulassen, aber Becher wollte sich nicht an Himmler wenden, ohne eine befriedigende Antwort auf die grössere Frage erhalten zu haben. Um wieder Bewegung in die Sache zu bringen, schlug Kasztner Becher vor, uns gehen zu lassen und 2.500 weiteren Juden für ein Lösegeld von 100 Dollar pro Kopf die Ausreise aus Budapest zu erlauben. Becher leitete den Vorschlag an Himmler weiter und erhielt ein Telegramm zurück, in dem Himmler für beide Gruppen das gleiche Lösegeld forderte: «Die Gegenseite ist wohl verrückt. Die Einreise eines Europäers in Amerika beträgt tausend Dollar. Die Ausreise eines Juden aus Europa beträgt auch tausend Dollar.»²⁶

Anfang September trafen sich Kasztner und Grüson mehrmals mit Mayer und seinen Beratern auf der Brücke bei St. Margrethen, während Becher in Bregenz auf Nachrichten wartete. Mayer weigerte sich unentwegt, die Zusicherungen zu geben, die Kasztner ihm entlocken wollte. Kasztner schäumte vor Wut über Mayers Widerstand. Becher hatte inzwischen höchst wahrscheinlich gemerkt, dass Kasztner ihn täuschen wollte, aber er brauchte wenigstens den Anschein von Fortschritten, die er Himmler vorweisen konnte. Eines Tages berichtete Mayer, dass die amerikanischen Stellen ihn angewiesen hätten, zu den deutschen Angeboten nicht «nein» zu sagen. Als Kasztner ihn fragte, ob also eine positive Antwort möglich sei, antwortete Wyler an Stelle seines Klienten: «Nein... Wir sind nur beauftragt, nicht nein zu sagen.» Grüson intervenierte: «Herr Mayer, ich bitte Sie, geben Sie doch dieses Versprechen! Sonst wird es meinem Chef Kurt Becher unmöglich sein, sich für die Juden einzusetzen, und die Vergasungen werden weitergehen. Versprechen Sie doch zumindest! Es sind doch nur Worte! Und bis zur Erfüllung ... kann sich manches ereignen.» Mayer antwortete: «Ich verspreche nur so viel, wie ich halten kann.»²⁷ In Wirklichkeit versprach er gelegentlich mehr, als er halten konnte, aber er tat das vorsichtiger, als Kasztner mit seiner anmassenderen Art begriff.

Als Becher hörte, was geschehen war, sagte er: «Es tut mir leid ... Aber ich kann mich nicht mehr für die Juden einsetzen, als es Herr Saly Mayer zu tun gewillt ist.» Nur ein Telegramm mit einer eindeutig positiven Antwort von Mayer könnte ihn zur Fortsetzung der Verhandlungen veranlassen, die nicht mehr auf einer Brücke, sondern auf Schweizer Gebiet stattfinden müssten und für die er auf ein Schweizer Einreisevisum bestehe. Um diese Zeit hatte auch Kasztner jeden Glauben an eine positive Vereinbarung aufgegeben und hoffte nur

noch, Zeit zu gewinnen: «Solange Himmler von der Geschäftsbasis nicht abrückte und der Westen in Ablehnung und Misstrauen beharrte, konnte es bei diesen Verhandlungen höchstens darum gehen, dass beide versuchten, sich gegenseitig zu bluffen.»²⁸

Inzwischen hatte ein Aufstand von Slowaken gegen die Deutschen Ende August Eichmann den Vorwand gegeben, die Deportation von 23.000 Juden, die noch in der Slowakei lebten, wieder auf die Tagesordnung zu setzen. Kasztner bat Becher, bei Himmler zu Gunsten der slowakischen Juden zu intervenieren. Becher lehnte wegen der mangelnden Fortschritte an der Schweizer Grenze ab, erklärte sich aber bereit, die Sache neu zu überlegen, wenn er von Mayer ein eindeutiges Zahlungsversprechen erhielt. Kasztner richtete zahlreiche Telegramme an Mayer, der aber erst gegen Ende September antwortete, dass er bereit sei, für die SS ein Konto bei einer Schweizer Bank zu eröffnen. Am 28. oder 29. September traf Kasztner erneut Mayer und Wyler an der Schweizer Grenze. Diesmal kam er in Begleitung von Sturmbannführer Herbert Kettlitz, der Grösos Stelle als Bechers Adjutant eingenommen hatte. Mayer erklärte sich bereit, Becher Geld zu versprechen, um die slowakischen Juden zu retten. Kasztner teilte Becher mit, dass der Joint unter folgenden Bedingungen der SS 15 Millionen Schweizer Franken zahlen würde: «1. Einstellung der Aktion gegen die Juden in der Slowakei; 2. Verzicht deutscherseits auf die Deportation der Budapester Juden; 3. sofortige Ausreisewilligung für den Rest der Bergen-Belsen-Gruppe in die Schweiz».²⁹

Um diese Zeit begann Kasztner zu glauben, dass unsere Freilassung nahte. Zwei Briefe vom 6. Oktober,³⁰ der eine an seine Frau und der andere an seinen Schwiegervater, verraten seine Ungeduld mit Eichmanns Verzögerungen, aber auch seine Hoffnung auf ein baldiges Ende unserer Gefangenschaft. Im Brief an Fischer erklärt er: «Uns wurde wiederholt versichert, dass die Weiterleitung Eueres Transportes früher oder später erfolgen wird, da unsererseits die diesbezüglichen Verpflichtungen erfüllt worden sind. Nachdem aber Euere Abfahrt mit den weiteren Verhandlungen im Zusammenhang gebracht worden ist, hat sich der Termin der Abfahrt verschoben.» Er erwähnt einen Plan für einen «weiteren Transport von 200 Personen», der den 318 im August Freigelassenen gefolgt wäre und dem auch Fischers Familie angehört hätte, der aber abgesagt wurde, weil inzwischen «die Abfertigung der ganzen Gesellschaft» aus Bergen-Belsen in die Nähe rückte. Da er weiss, dass unsere Briefe von der Zensur gelesen werden, zeigt er unsere bevorstehende Befreiung in verschlüsselter Form an. So benutzt er zum Beispiel für Saly Mayer den Decknamen «Onkel» und beschreibt den Menschenhandel mit Eichmann harmlos als einen «Vertrag»: «Die mit dem Onkel geführten Verhandlungen sind jetzt in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Delegation, die den Vertrag abschliessen soll, wird wahrscheinlich Mitte oder Ende nächster Woche zum Onkel fahren. Es besteht die allerernsteste Aussicht, dass der Vertrag endlich unter Dach gebracht werden wird.» Leider schwand diese Aussicht bald, und wir mussten noch zwei

Monate in Bergen-Belsen bleiben, während der graue, feuchtkalte Winter sich allmählich auf die Lüneburger Heide niedersenkte.

An seine Frau schreibt Kasztner natürlich in einem persönlicheren Ton. Er sorgt sich um ihren «gebrechlichen Gesundheitszustand», aber er ermahnt sie, sich weiterhin darum zu kümmern, «dass die Familie und die ganze Gesellschaft ihre Zuversicht nicht verliert». Er erwartet die Entscheidung über unsere Freilassung «im Laufe der nächsten Woche», aber er hat auch Pläne für den Fall eines Fehlschlags: «Wenn gegen alle Erwartungen Euere Abfahrt doch nicht ermöglicht werden kann, so werde ich mich auch Euch anschliessen.» Der Anschluss an seine Familie – und an uns alle – hätte leicht den Tod bedeuten können, und Kasztner scheint dazu bereit gewesen zu sein. In einer Nachschrift an seine Mutter und seinen Bruder fügt er hinzu: «Ich bin in meinen Gedanken bei Anyu, bei Ernó und bei dem ganzen Transport, für dessen Schicksal ich die allerschwerste Verantwortung trage, die einem überhaupt auferlegt werden kann.» Kasztner mag ein Hasardspieler gewesen sein, aber an seinem Engagement für seine selbst gewählte Aufgabe lässt sich nicht zweifeln.

Ein ernstes Resultat

Die Gnadenfrist, die den Juden von Budapest gewährt worden war, endete mit Horthys Ankündigung des Waffenstillstands an der russischen Front am 15. Oktober. Ferenc Szálasi, der Führer der ultra-faschistischen Pfeilkreuzlerpartei, unterstützt von deutschen Panzereinheiten, setzte den Reichsverweser ab und ernannte sich selbst zum Ministerpräsidenten und Staatsoberhaupt. Die Verantwortung für jüdische Fragen übernahmen zwei der fanatischsten Antisemiten, Emil Kovarcz als neuer Minister für Mobilmachung und Gabor Vajna als neuer Innenminister. Der Terror, der bald ausbrach, sollte Zehntausende das Leben kosten.

Zwei Tage nach dem Staatsstreich, am 17. Oktober, erschien Eichmann wieder in Budapest. Betrunkene, wie er damals oft war, bestellte er Kasztner zu sich in Bechers Büro. «Na, sehen Sie, ich bin wieder da!» sagte er schadenfroh und gab dann zackig seine Befehle:

Die Budapester Juden werden abtransportiert und zwar diesmal zu Fuss. Unsere Transportmittel brauchen wir jetzt für andere Zwecke. Wenn Sie uns aber eine entsprechende Anzahl von Lastautos zur Verfügung stellen, so könnte der Abtransport auch mittels dieser Fahrzeuge erfolgen... Oder passt Ihnen das vielleicht nicht? Sie haben Angst, gell? Kommen Sie aber dann ja nicht mehr mit Ihren amerikanischen Märchen. Jetzt wird hier gearbeitet, stramm und hurtig! Gell?²³¹

Während Eichmann entschlossen war, die letzten noch in Budapest lebenden Juden zu vernichten, bemühte sich Becher um Himmlers Genehmigung für weitere Geschäfte. Am 25. Oktober war es Kasztner nach einem langen Telegrammwechsel mit Mayer gelungen, für Becher und Kettlitz ein Schweizer Einreisevisum zu beschaffen. Am 2. November traf Becher in Zürich ein und meldete, dass Himmler unsere Abreise aus Bergen-Belsen bewilligt habe. Bei einem Treffen im Hotel Walhalla in St. Gallen am 4. November erklärte er, dass Himmler bereit sei, über die Freilassung von weiteren Gruppen aus deutschen Konzentrationslagern in die Schweiz zu verhandeln und gewissen Kategorien von Juden den Status von privilegierten Ausländern, Zivilinternierten oder Kriegsgefangenen unter Schutz des Roten Kreuzes zuzuerkennen. Er bestehe jedoch «auf der sofortigen Lieferung der als Gegenleistung vorgesehenen Waren».³² Becher soll seinerseits angeboten haben, für 20 Millionen Schweizer Franken, zahlbar innerhalb von zwei oder drei Wochen, hunderttausende Juden emigrieren zu lassen, so lange es sich beim Bestimmungsland nicht um Palästina handelte.³³

Am 5. November fand ein ausserordentliches Treffen im Hotel Savoy Baur-en-Ville in Zürich statt. Trotz des alliierten Verbotes jeglicher Kontakte mit Nazibeamten wurde Becher in Anwesenheit von Kasztner und Mayer dem Vertreter des amerikanischen War Refugee Board, Roswell McClelland, vorgestellt. Das War Refugee Board in Budapest leistete gemeinsam mit der Schweizer Gesandtschaft und dem Roten Kreuz untergetauchten Juden Beistand und half durch diplomatische und propagandistische Kanäle Aufmerksamkeit auf die Schrecken von Auschwitz zu lenken. Eine besondere Aufgabe von McClelland war, für den Joint die Bewilligung des amerikanischen Aussenministeriums zur Übertragung von Geldmitteln für Hilfs- und Rettungsaktionen in Ungarn zu beschaffen. Mit nur wenig Übertreibung konnte Becher Himmler mitteilen, er habe das alliierte Verbot jeglicher Kontakte mit dem Feind überwunden und verhandle mit einem hohen amerikanischen Regierungsbeamten. Kasztner hoffte seinerseits, dass die Mitarbeit eines scheinbar hohen amerikanischen Regierungsbeamten Himmler zu wichtigen Zugeständnissen an die Juden veranlassen würde. Er nennt McClelland irrtümlich einen Quäker und beschreibt die Begegnung wie folgt:

Der War Refugee Board hätte zu dieser Besprechung kaum einen würdigeren Vertreter entsenden können: McClelland, der Quäker, ein Humanist par excellence, nüchterner Diplomat von hoher Bildung, dem die europäische Judentragedie in allen ihren Einzelheiten bekannt war. Auf der anderen Seite Becher, bedacht auf das Prestige des Dritten Reichs, Vertreter einer mechanisierten Denkart, an einer verlorenen Sache hängend und doch auf der Suche nach etwas, was er noch lange nicht auszusprechen wagte.³⁴

Becher hatte Himmlers Bewilligung für das Treffen vorher eingeholt. Wie weit McClelland Befehle von oben ausführte oder aus eigener Initiative handelte, ist nicht leicht zu sagen.

Auf alle Fälle erklärte er, er sei bereit, den Joint zu ermächtigen, in der Schweiz 20 Millionen Franken (5 Millionen Dollar) zu deponieren, die das Dritte Reich zum Kauf von Waren gebrauchen könnte, so lange die Schweizer Behörden die Ausfuhr genehmigten, um die er sich bei der Schweizer Regierung bemühen wolle. Als Gegenleistung verlangte er «die Achtung des menschlichen Lebens, das Am-Leben-Erhalten aller Zivilpersonen, die sich in den Händen der Deutschen befänden, ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und Nationalität.»³⁵ Becher versprach, McClellands Vorschlag an Himmler weiterzuleiten. Kettlitz sollte in der Schweiz bleiben, um Waren zu kaufen.

Mayer zeigte Becher ein Telegramm, das vom amerikanischen Aussenminister, Staatssekretär Cordell Hull, unterzeichnet war und bestätigte, dass das State Department dem Joint die Bewilligung erteilt habe, fünf Millionen Dollar für Rettungsoperationen unter Aufsicht des War Refugee Board in die Schweiz zu überweisen. Allerdings verschwieg er, dass ohne Einverständnis der amerikanischen Regierung nicht über das Geld verfügt werden konnte. McClelland sandte seinerseits am 16. November telegrafisch eine Zusammenfassung der Gespräche an das World Refugee Board und das State Department und erhielt fünf Tage später die Antwort: «Keine Mittel aus irgendeiner Quelle dürfen zur Durchführung eines solchen Vorschlags benutzt werden.»³⁶ Kasztner selbst nannte den Vorschlag den «Bluff mit den zwanzig Millionen Franken».³⁷

In seiner Aussage im Prozess gegen Eichmann behauptete Becher später, dass er nie auf die jüdischen Täuschungsmanöver hereingefallen sei. Er habe die Täuschung mitgemacht, weil er sie als die einzige Chance betrachtete, Zugeständnisse bei Himmler zu erreichen. Becher mag tatsächlich vermutet haben, dass die jüdischen Gesprächspartner blufften, aber seine Teilnahme am Bluff* war kaum die Folge eines humanitären Wunsches, Juden zu retten. Wahrscheinlicher ist, dass er die nahende Niederlage Deutschlands erkannt hatte und um sein eigenes Leben zu fürchten begann. Wie Kasztner andeutet, liess ihn das Treffen mit McClelland träumen, dass er in der Lage sei, im letzten Moment ein diplomatisches Kunststück für seinen Vorgesetzten zu vollbringen oder wenigstens sich selbst vor der heraufziehenden Niederlage zu beschützen:

Nun konnte er Himmler melden, dass es ihm gelungen sei, persönlichen Kontakt mit einem Sonderbeauftragten Roosevelts aufzunehmen. Vage und unausgesprochene Hoffnungen klammerten sich an diesen Kontakt, geheime Wünsche für eine politische Annäherungsmöglichkeit und ein eventuelles persönliches Alibi, die umso intensiver wurden, je schlimmer es dem Dritten Reich auf den Schlachtfeldern erging.³⁸

Mayer hoffte, dass das Versprechen von 20 Millionen Franken die Deutschen veranlassen würde, die Konzentrationslager bis zum endgültigen Zusammenbruch des Reichs unter den Schutz des Roten Kreuzes zu stellen. Kasztner wollte durch die scheinbare Beteiligung einer hohen amerikanischen Regierungsinstanz noch grössere Zugeständnisse von Himmler erwir-

ken. Nach dem Treffen mit McClelland stellte er eine Liste von Forderungen zusammen, die er Becher bei der Abreise aus der Schweiz überreichte. Die wichtigsten waren die endgültige Einstellung der Deportationen von Juden in Budapest und der Slowakei, die Verleihung des Status von Kriegsgefangenen an alle Juden in deutscher Hand, Zutritt für das Rote Kreuz zu allen Konzentrationslagern, die Ausreise unserer Gruppe und anderer Häftlinge aus Bergen-Belsen. Nach heftigen Wortwechseln erklärte Becher sich bereit, Himmler zu empfehlen, dass Männer unter sechzehn und über fünfzig, Frauen unter sechzehn und über vierzig sowie Schwerkranke von der Deportation aus Budapest verschont werden sollten. Kasztner hatte viel mehr gehofft, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, dass eine positive Antwort von Himmler wenigstens diejenigen retten würde, die sonst als Erste in die Gaskammern kämen.

Auf der Rückfahrt aus der Schweiz nahm Becher Kasztners deutschen «Ausländerpass» an sich, sobald sie deutschen Boden erreicht hatten. Die SS hatte Kasztner alle seine Privilegien – Erlass des Judensterns, Bewegungsfreiheit, Schutz vor den ungarischen Machthabern und, am erstaunlichsten, wiederholte Reisen in die Schweiz – natürlich nur eingeräumt, um aus ihm ein wirksames Werkzeug für ihre eigenen Zwecke zu machen, und Bechers Geste sollte ihn daran erinnern, dass er ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert blieb. Trotzdem sprach er zu ihm auf der langen Autofahrt nach Budapest wie zu einem Gleichgestellten. Himmler sei, sagte er, «im Grunde genommen ein gutherziger Mensch und kein Massenmörder»³⁹; er habe nur unter Druck von Rivalen gewisse Massnahmen gegen die Juden ergriffen, die er nie beabsichtigt hatte. Was ihn selbst anging, beklagte er sich über Intrigen von Kaltenbrunner und der Gestapo und muss auch an Eichmann gedacht haben, der sich jede Mühe gab, seine Stellung als Himmlers Günstling zu untergraben. Am Ende der Reise versicherte er Kasztner, dass er auf Grund des Treffens mit McClelland Himmler empfehlen würde, die Vernichtung aller Juden in deutscher Gefangenschaft einzustellen. Ferner bestätigte er, dass nur arbeitsfähige jüdische Männer und Frauen aus Budapest deportiert würden.

Sie kamen am 8. November in Budapest an. Am gleichen Tag begann Eichmann, die Juden der Stadt in die Ujlaki-Ziegelei im Vorort Óbuda zu treiben, von wo sie die berühmten Todesmärsche antraten. Kasztner bat Becher zu intervenieren, und am nächsten Tag liess Eichmann die Kinder, die Alten und die Kranken zurück. Die übrigen 30.000, von denen 70% Frauen waren, mussten die 180 Kilometer bis zur österreichischen Grenze zu Fuss zurücklegen. Sie marschierten sechs bis sieben Tage, bei Regen und Schnee, ohne Nahrung und ohne geeignete Kleidung, die Nächte im Freien verbringend und von SS-Soldaten und Pfeilkreuzlern aufs Brutalste angetrieben. Tausende starben an Erschöpfung, Hunderte wurden erschossen, wenn sie nicht mehr gehen konnten. Am 13. November ordnete Eichmann die Deportation von allen Kindern über vierzehn aus Budapest an. Kasztner warnte Becher, der Eichmann telefonisch mit einem Telegramm an Himmler drohte, falls er nicht aufhöre,

sich in sein Unternehmen einzumischen. Eichmann nahm den Befehl zurück, und ein paar Tage lang fanden keine Märsche statt.

Nach dem Krieg schrieb Becher die Einstellung der Todesmärsche fast ausschliesslich seiner eigenen Intervention zu. Er behauptete, dass ein gemeinsamer Protest von ihm und dem Polizeichef Winkelmann Himmlers Befehl bewirkt habe, und dass ferner der Anstoss zu einem ähnlichen Protest von Obergruppenführer Hans Jüttner von ihm ausgegangen sei. Aber auch Vertreter des Roten Kreuzes, des Vatikans und der neutralen Staaten empfahlen Szálasi dringend, die Märsche einzustellen. Der Beitrag von Kasztner und Becher mag bedeutend gewesen sein, aber sie waren nicht die einzigen, die sich bemühten, das Los der Verschleppten zu erleichtern.

Am 21. November machte Eichmann einen Versuch, Kasztner zur Mitwirkung an der Verschleppung von weiteren 65.000 bis 70.000 Juden nach Österreich zu veranlassen. Als Kasztner sich weigerte, warnte ihn Eichmann: «Überhaupt hat sich das Reich verpflichtet, keine weiteren Juden umzulegen. Aber wo bleibt die Gegenleistung? Die Amerikaner wollen nur Zeit gewinnen... Ich bin bereit, Ihr Übereinkommen mit Becher so lange zu respektieren, als ich nicht die Überzeugung habe, dass es sich auf der Gegenseite nur um einen Bluff handelt.» Mit seiner gewöhnlichen Waghalsigkeit antwortete Kasztner: «Die Amerikaner sind auf dem Laufenden. Sie wissen von der Slowakei, sie wissen vom Fussmarsch. Sie hätten das Recht, alle bezüglich der Judenfrage von Deutschland angebotenen Zugeständnisse als Bluff aufzufassen.»⁴⁰ Die Märsche begannen ein paar Tage später wieder und dauerten bis Anfang Dezember. Die Wa'ada konnte die Opfer lediglich mit bescheidenen Mengen an Nahrungsmitteln und Medikamenten versorgen. Insgesamt mussten 76.000 Männer, Frauen und Kinder diese Tortur über sich ergehen lassen. Fast 20.000 überlebten sie nicht.

In der Schweiz stagnierten unterdessen die Verhandlungen. Am 18. November erhielt Becher von Kettlitz ein Telegramm, das nach mehreren tagelangen Gesprächen mit Mayer keinen Fortschritt meldete: «Geld noch nicht erhalten. Stets neue Einwände. Bin überzeugt, dass Leistung auch nicht beabsichtigt oder nicht möglich, da Gesamtvolumen nicht vorhanden.»⁴¹ Becher war extrem wütend. Er warnte Kasztner, dass Himmler wahrscheinlich die Verhandlungen sofort abbrechen würde, wenn er nicht eine positive Antwort über die 20 Millionen Franken erhalte, und er forderte Kasztner auf, in diesem Sinn Mayer zu telegrafieren. Am nächsten Tag flog Becher nach Berlin, um Himmler zu treffen. Ohne auf Mayers Antwort zu warten, schickte ihm Kasztner telefonisch die folgende – gänzlich unwahre – Mitteilung: «Ich wiederhole – im Auftrag – dass die zwanzig Millionen Franken zur Verfügung stehen. Die Verzögerung ist ausschliesslich auf finanztechnische Gründe zurückzuführen. Saly Mayer und seine übergeordneten Instanzen arbeiten Tag und Nacht an der Beseitigung der letzten Schwierigkeiten. Die Annahme, dass die Auszahlung nicht beabsichtigt wäre, entbehrt jeder Grundlage.»⁴²

Spätestens um diese Zeit glaubte Becher nichts mehr, was ihm Kasztner versprach, aber er musste so tun, als ob er ihm noch glaubte. Wenn er nach so langwierigen Verhandlungen Himmler gestanden hätte, dass er auf die Kniffe der Juden hereingefallen war, hätte es sehr wahrscheinlich sein Leben gekostet. Andererseits, wenn die Verhandlungen dazu dienen sollten, sein – und möglicherweise Himmlers – Image als Retter der Juden zu untermauern, dann war die vernünftigste Linie, Kasztners Bluff zu akzeptieren. Wie Yehuda Bauer schrieb, war Becher für Kasztner das einzige Mittel, «Himmler zu erreichen und das Los der noch lebenden Juden zu erleichtern», und Kasztner für Becher «eine Art Lebensversicherung auf Beinen.»⁴³

Am 27. November kam ein neues Telegramm von Kettlitz: «Konnte Saly Mayer seit zehn Tagen nicht mehr sprechen. Verleugnet sich am Telefon. Aufenthalt in der Schweiz zwecklos. Bitte um Abberufung.»⁴⁴ Beim nächsten Treffen zwischen Kasztner und Becher war auch Eichmann anwesend und voll Schadenfreude: «Ich habe das alles kommen sehen. Ich habe Becher unzählige Male gewarnt, sich nicht an der Nase herumführen zu lassen.» Er stellte Kasztner ein Ultimatum: «Telegrafieren Sie in die Schweiz, damit man die Sache in Ordnung bringt. Falls ich in 48 Stunden nicht Ihre positive Antwort habe, werde ich das ganze jüdische Pack von Budapest umlegen lassen.»⁴⁵ Kasztner konnte nur antworten, dass es sich um ein Missverständnis handeln müsse. Billitz, der auch am Gespräch teilnahm, schlug vor, dass Kasztner an die Schweizer Grenze reisen solle, um mit Mayer zu sprechen. Becher war sofort einverstanden, und Eichmann schliesslich auch, wobei er einen neuen Termin für eine positive telegrafische Antwort auf den 2. Dezember festlegte und mit weiteren Aktionen gegen die Juden von Budapest drohte, falls bis dann keine positive Antwort käme. Dann versprach er, dass unsere Gruppe bald Bergen-Belsen verlassen würde, aber er drohte, Kasztners Familie als Geiseln zu behalten, damit er nicht zu fliehen versuchte. Kasztner weigerte sich seinerseits, an die Schweizer Grenze zu fahren, wenn seine Familie nicht in der Gruppe mitfahren sollte. Schliesslich akzeptierte Eichmann widerwillig sein Versprechen, unter allen Umständen zurückzukommen: «Brand hat mir das Gleiche versichert ... Aber passen Sie gut auf, wenn Sie mir auch im Ausland bleiben, wird es keinen Pardon mehr geben. Ihre Juden werden meine Vergeltung kennenlernen.»⁴⁶

Unterdessen hatte Kasztner unablässig von Becher unsere Freilassung aus Bergen-Belsen gefordert. Becher behauptete, dass die Genehmigung bereits am 24. Oktober erteilt worden sei, aber nichts schien sich zu bewegen. Mitte November telegrafierte Krumei aus Wien, dass man unsere Abreise auf die Zeit zwischen dem 28. und 30. November verschoben habe; der angegebene Grund, «Transportprobleme», verdeckte in Wirklichkeit weitere Versuche der Nazis, Kasztner zu erpressen. Aber Kasztner war optimistisch. Mit Bechers Erlaubnis schickte er über die Sonderleitung der SS folgendes Telegramm an seine Frau: «Dr. Kasztner lässt seine Frau grüssen und ihr sagen, dass die Gruppe bald abfahren wird. Er hofft auf ein baldiges Wiedersehen.» Die Nachricht wurde ihr am 18. November – mit Grüssen des deut-

schen Lagerkommandanten Adolf Haas – zugestellt. «Die Wirkung des Telegramms auf die Gruppe, die bereits alle Hoffnung auf ihre Ausreise aufgegeben hatte, lässt sich vorstellen»,⁴⁷ schrieb Kasztner.

Am 26. November kam Becher gut gelaunt von einer Audienz in Himmlers Hauptquartier zurück. «Ich habe auf der ganzen Linie gesiegt», sagte er zu Kasztner. Himmler habe auf Grund seines Berichtes befohlen, die Vergasungen in Auschwitz unverzüglich einzustellen, die jüdischen Zwangsarbeiter mit angemessenen Lebensmittelrationen zu versorgen, jüdische Kranke in Spitälern zusammen mit Ariern unterzubringen und die Todesmärsche abubrechen. Becher selbst habe die Befehle an Kaltenbrunner überbracht mit Himmlers zusätzlicher Anweisung, sie an alle Konzentrationslager-Kommandanten und Gestapo-Einheiten weiterzuleiten. «Jetzt will ich hoffen», sagte Becher, «dass Herr McClelland das Entgegenkommen Himmlers zu würdigen wissen wird. Zwanzig Millionen Franken sind eine lächerliche Summe im Vergleich zu dem, was ich durchgesetzt habe.»⁴⁸ Da kein schlüssiges Beweismaterial vorliegt, ist es unmöglich zu ermessen, wie weit Bechers Behauptungen der Wahrheit entsprechen.

Am 28. November verliessen Kasztner und Billitz Budapest erneut im Auto, begleitet von Erich Krell, einem anderen Adjutanten Bechers. Krell hatte strenge Befehle, bis spätestens 2. Dezember Becher telegrafisch mitzuteilen, ob Mayer die 20 Millionen Franken ausgezahlt habe. Da die Abfahrt unserer Gruppe aus Bergen-Belsen kurz bevorstand, hatte er auch Befehl, uns aufzuhalten, wenn die Zahlung nicht erfolgt wäre. Am 29. November trafen die drei Männer an der Grenze ein und erfuhren, dass Mayer zwei Stunden auf sie gewartet hatte und dann nach St. Gallen zurückgekehrt war. Kettlitz berichtete an Becher, dass die Zahlung noch immer ausstehe und er ausserdem aufgefordert worden sei, die Schweiz binnen 24 Stunden zu verlassen. Diese Fragen waren noch nicht gelöst, als das SS-Grenzkommissariat in Bregenz am 1. Dezember vom Reichssicherheitshauptamt ein Telegramm erhielt, das unsere Abfahrt aus Bergen-Belsen am 4. Dezember und unsere Ankunft an der Schweizer Grenze zwei Tage später anzeigte und unsere unbehinderte Ausreise aus Deutschland verfügte.

Ausgerechnet am 1. Dezember teilte Mayer in einem Hotel in St. Margrethen Kasztner mit, dass die Deponierung der 20 Millionen Franken nicht in Frage komme und er selbst im besten Fall gegen die Anordnungen der schweizerischen und amerikanischen Stellen höchstens vier Millionen aufbringen könnte. Er bot seinen Rücktritt von den Verhandlungen an und empfahl, seine leitende Stellung dem Roten Kreuz zu überlassen. Kasztner überredete ihn, sein Ausscheiden zu widerrufen. Dann kehrte er nach Bregenz zurück, wo er Krell und Kettlitz einschärfte, dass ein Telegramm an Becher, das die Wahrheit enthielte, Eichmann in die Hände spielen würde und dass es ihre Pflicht sei, Becher zu helfen, Zeit zu gewinnen. Er versicherte ihnen, dass die Schwierigkeiten bei den Alliierten nur vorübergehender Natur und der Wiederaufnahme der Deportationen in der Slowakei, der Todesmärsche aus Budapest und der andauernden Gefangenschaft unserer Gruppe in Bergen-Belsen zuzuschreiben

seien. Wenn die Deutschen die Gruppe aus Bergen-Belsen freilassen, würde sich die Stimmung auf der alliierten Seite sofort ändern und das Geld vorhanden sein. Unterdessen müssten Krell und Kettlitz die Desavouierung Bechers verhindern. Krell sagte: «Wir sollen also ein falsches Telegramm nach Budapest schicken? Ich wäre gerne mit Ihnen einverstanden. Aber wissen Sie, dass wir mit unseren Köpfen spielen?»⁴⁹ Schliesslich telegrafierte er Becher, dass zunächst 5 Millionen Franken deponiert würden und die andauernde Gefangenschaft unserer Gruppe in Bergen-Belsen bei den Alliierten neue Schwierigkeiten hervorgeufen habe.

Am 4. Dezember nahm Becher Krells Telegramm «vorläufig» zur Kenntnis und bestätigte, dass das Leben der Juden, die inzwischen in Budapest ghettoisiert worden waren, respektiert würde. Er warnte jedoch, dass «die Situation unhaltbar» werden könnte, falls die Deponierung der fehlenden 15 Millionen Franken weiter auf sich warten liesse. Krell und Kettlitz verlangten nun von Kasztner Beweise, dass die 5 Millionen Franken tatsächlich deponiert worden waren. Am 5. Dezember sagte Mayer zu Krell in St. Margrethen, dass Kettlitz ihm früher ein 48-stündiges Ultimatum gestellt habe. Er habe die zuständige Stelle informiert, die nicht gewillt sei, eine «mechanisierte» Diskussion zu führen, aber die Frage der fünf Millionen Franken würde «untersucht».⁵⁰

Nach diesem unbefriedigenden Treffen fuhr Kasztner nach Bregenz zurück, um unseren Zug abzuwarten, der tatsächlich Bergen-Belsen am 4. Dezember verlassen hatte, wie im Telegramm des Reichssicherheitshauptamts angezeigt. Während er wartete, schrieb er an seinen Freund Hillel Danzig, der die Schweiz mit der ersten Gruppe im August erreicht hatte. Der Brief ist ein ergreifender Ausdruck persönlicher Gefühle und gleichzeitig ein wichtiges Zeugnis für Kasztners Hoffnungen und Pläne. Empfindsamer als sonst gesteht er: «Ich wage nicht an den Augenblick zu denken, da ich meine Lieben wiedersehen werde.» Zu praktischen Fragen zurückkehrend berichtet er, dass «der Chef» – der Himmler sein muss – den «Vorschuss annimmt und wartet». Er malt sich sein nächstes Treffen mit Mayer und mit seinem eigenen «Begleiter» – sehr wahrscheinlich Becher – aus und fragt erregt: «Wäre es *jetzt* nicht möglich, alles, alle zu retten?» Er nennt Chaim Weizmann, Rabbi Steven Wise und den Jüdischen Weltkongress als mögliche Verbündete und drängt Danzig, zusammen mit Nathan Schwalb alles zu unternehmen, um das Geschäft voranzu treiben, «jetzt, wo ein *ernstes* Resultat sich bietet».⁵¹ Wer diesen Brief liest, kann nicht zweifeln, dass er viel mehr Menschen retten wollte als seine eigenen Verwandten und Freunde oder unsere so genannte «Prominentengruppe».

Am 6. Dezember, als er immer gespannter in Bregenz auf unseren Zug wartete, schrieb er einen Brief an seine Frau Bogyo, der uns eine bewegende Einsicht in seine privaten Gefühle während seines Kampfes um unser aller Leben gewährt:

Es ist fünf Monate her, seit ich Dich zum letzten Mal gesehen habe. Ich habe ein bewegtes Leben gehabt, mit genug Sorgen, Problemen und Arbeit. Trotzdem sah ich dauernd Bergen-Belsen vor mir.

Ich versuchte, mir das Lager vorzustellen und nicht Dich, denn Du bist am wenigsten von allen dafür geboren ... Als Hannover bombardiert wurde, als die Offensive im Westen Dir immer näherkam, dachte ich dauernd an Dich. Mich quälte der Gedanke, dass Du verletzt werden könntest. Die Möglichkeit, dass Dir etwas passieren könnte, war unerträglich. Ich bedauerte hundertmal, dass ich Dich gehen liess.

Er preist ihr Benehmen im Lager: «Ich weiss, wie stark Du in einer schwierigen Lage sein kannst. Ich habe gehört, dass Du Dich auf der Reise und im Lager übertroffen hast. Pass auf diese, die wahre Bogyó auf.» Und er drängt sie zum «Aufstieg», d.h. zur Emigration nach Palästina, obwohl sie schliesslich zweieinhalb Jahre nach dem Krieg in der Schweiz blieben: «Gehen wir auf Alijah. Wir haben genug von Europa.»⁵² Wenn man die Umstände bedenkt, in der Kasztner den Brief schrieb, wird man leicht begreifen, warum er sowohl Bogyó wie Palästina idealisiert.

Kasztner musste sich noch ein paar Stunden gedulden. Gegen 19 Uhr traf unser Zug, von Krumey begleitet, endlich in Bregenz ein, und er durfte nach fünf angsterfüllten Monaten seine Frau in die Arme schliessen. Aber wir waren noch nicht ausser Gefahr. Im nahen Grenzzort St. Margrethen war zwischen Krell und Kettlitz ein Streit ausgebrochen. Krell behauptete, dass die von der Wa'ada an Becher gelieferten Devisen und Wertsachen noch nicht dem ganzen vereinbarten Lösegeld entsprachen, war aber bereit, uns in die Schweiz weiterfahren lassen. Kettlitz war gegen unsere Weiterreise, weil Saly Mayer den Nachweis, dass die 5 Millionen Franken für Becher deponiert worden waren, nicht geliefert hatte. Es ist auch möglich, dass in diesem späten Stadium Eichmann einen neuen Erpressungsversuch machen wollte, indem er drohte, uns nach Auschwitz zu schicken. Schliesslich einigten sich Krell und Kettlitz und informierten Kasztner, dass wir weiterfahren durften.

Um 21 Uhr fuhren wir nach Lustenau ab, wo wir in einen warmen, hell erleuchteten Schweizer Zug umstiegen. József Fischer und Kasztner unterzeichneten gemeinsam eine Quittung über die «Lieferung von 1.368 Juden».⁵³ Diese Zahl entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Wie ich später zeigen werde, wäre etwa 1.350 richtiger gewesen. Aber als unser Zug kurz nach Mitternacht die Rheinbrücke in die Schweiz überquerte, hatte keiner von uns Lust zu zählen.

Nach unserer Abfahrt zogen sich Kasztner und Krell ins Zollamt Lustenau zurück, um das Lösegeld endgültig zu verrechnen. Der Streit über den Preis der ungarischen und fremden Währungen, des Schmucks, des Goldes und der anderen Wertsachen, die der SS fünf Monate vorher abgeliefert worden waren, ging weiter. Seitens der Wa'ada hatten Endre Biss, Schulern Offenbach und ein jüdischer Juwelier für diesen Schatz ein Äquivalent von 7,2 Millionen Schweizer Franken errechnet. Seitens der SS hatten Grüson und zwei deutsche Schmuck-Sachverständige 3,2 Millionen Franken geschätzt. Nach der jüdischen Schätzung war das ganze Lösegeld bereits bezahlt, aber die Deutschen hatten in der Zwischenzeit ihre

Schätzung noch um eine Million herabgesetzt und forderten entsprechend mehr. Kasztner meinte, dass die Wa'ada ein Recht auf weitere 400 Menschenleben hatte, während Krell behauptete, dass sie der SS 65.000 Dollar schulde. So standen die Dinge, als sie in den ersten Morgenstunden nach Bregenz zurückführen.

Eichmann hatte befürchtet, dass Kasztner nach unserer Befreiung mit seiner Familie in der Schweiz bleiben könnte. Aber er irrte sich. Kasztner kehrte nach Deutschland zurück, um seine Rettungsmission fortzusetzen. Man kann sich leicht vorstellen, wie gross die Versuchung für ihn gewesen sein musste, die Mühsal, Erniedrigung und Lebensgefahr, die er täglich in Deutschland erlebte, mit der Freiheit und Sicherheit der Schweiz zu vertauschen. Aber er blieb fest, trotz Bogyós Bitten, bei ihr zu bleiben. Was er ihr drei Wochen nach ihrer Ankunft in der Schweiz schrieb, galt unverändert bis zum Kriegsende vier Monate später: «Sei gut und stark. Du weisst, dass es mir im Moment nicht möglich ist, etwas anderes zu machen, als was ich mache.»⁵⁴

Von Bergen-Belsen in die Schweiz

Zwischen Hoffnung und Verzweiflung

Nach der Abfahrt der 318 Glücklichen im August 1944 kursierten Gerüchte, dass auch wir Übrigen Bergen-Belsen bald verlassen würden, dabei blieb es jedoch. Wir spekulierten über triviale Ereignisse – Fischer wurde zum Lagerkommandanten gerufen, drei wichtig aussehende Deutsche besuchten das Lager, ein SS-Mann holte die Kartothek mit unseren Namen ab – als mögliche Anzeichen unserer nahenden Freilassung, doch nichts geschah. Ein paar Briefe von Kasztner erweckten freudige Erwartungen, die sich aber nicht erfüllten. Während September und Oktober langsam vorüberzogen, schwankte unsere Stimmung von Stunde zu Stunde zwischen Hoffnung und Mutlosigkeit.

Anfang November verstärkten sich die Gerüchte eine Weile, aber als keine weiteren Nachrichten mehr kamen und die Antwort der deutschen Wachen auf unsere Fragen nur «eisiges Schweigen oder ein grausames Lächeln» war, verschlechterte sich unser geistiger und körperlicher Zustand schnell. Miriam Buck schreibt: «Der Rückfall in die Verzweiflung war grauenhaft, es häuften sich die Krankheitsfälle, das ganze Lager war ein grosses Spital.»¹

Das nächste Hoch folgte am 13. November, als Krumej mit einem anderen SS-Offizier und einem Zivilisten im Lager erschien. Ich weiss noch immer nicht, wer seine Begleiter waren, aber wir hörten einen von ihnen Jenó László, ein Mitglied unserer Führung, fragen, wie es uns ging. László antwortete, dass es uns gut gehe, abgesehen von der Kälte. Der Deutsche erwiderte: «Macht nichts, Sie kommen in 14 Tagen in die Schweiz.»² Etwas umständlicher teilten die Besucher unserer Führung mit, dass wir in 8-10 Tagen dorthin fahren würden, wohin die ersten 318 gefahren waren. Kurz darauf sagte der SS-Mann, den wir «Schnittmund» nannten, zu Fischer in der Vergangenheitsform, als ob er sich verabschieden wollte: «Wenn auch Fehler passiert sind, so waren wir im Grossen und Ganzen doch mit Ihnen allen zufrieden».³ Fischer gab das Kompliment zurück.

Am 18. November hinterliess Lagerkommandant Haas bei Fischer eine Nachricht an Bogyó Kasztner: «Sagen Sie ihr, dass ihr Mann sie grüssen lässt, und auch ich empfehle mich; innerhalb von zwei Wochen wird sie mit ihrem Mann zusammen sein.» Fischer fragte: «Kommt Kasztner hierher?» Haas antwortete: «Nein, sie fährt zu ihrem Mann». Die nächsten Worte von Fischer sind unterschiedlich überliefert. Je nachdem, wem man glaubt, fragte er «Und die anderen?» oder «Und ich?» Auf alle Fälle antwortete Haas: «Die anderen auch, al-

le reisen ab». Dies brachte uns erneut in Hochstimmung: «Wieder die gleiche Szene, innerhalb von Sekunden ist das ganze Lager auf den Beinen, lautes Freudengeschrei», schrieb Jenó Kolb in sein Tagebuch.⁴

Lange dauerte die Freude nicht. Als die nächsten Tage nichts Bestimmtes brachten, fühlten wir uns noch schlimmer als vorher. Am 22. November notierte Kolb: «Die Stimmung der Menschen befindet sich auf dem Nullpunkt, sie haben uns das Schlimmste angetan. Anstatt uns in unserer Lethargie zu belassen, mit der wir uns arrangiert haben, hat die Nachricht unser Leben durcheinander gebracht, die Gemüter erregt, und jetzt ist wieder jeder in die Talsohle der Welle gestürzt.»⁵

Aber schon am 23. November verbesserte sich unsere Stimmung schlagartig, als eine Anzahl Pakete mit Nahrungsmitteln, warmen Kleidern und Zigaretten für Kasztners, Brands und Offenbachs Verwandte ankamen. Wir hielten das für ein gutes Omen, und am nächsten Tag sah alles noch besser aus, als 88 Briefe an verschiedene Empfänger eintrafen. Zwei von den Briefen waren von Kasztner, je einer an Fischer und Bogyó. Beide datierten vom 18. November.

Im Brief an Fischer meldete Kasztner, dass der Augenblick unserer Freilassung gekommen zu sein scheine. Wir hätten «schon Ende Oktober weitergeleitet werden sollen, was aber wegen Transportschwierigkeiten erst Ende d.M. möglich wurde». Nun müssten wir bis zum Kriegsende in der Schweiz bleiben, weil eine Weiterfahrt nach Palästina nicht in Frage komme. Mit dem für die Zensur bestimmten Euphemismus «Transportschwierigkeiten» dürfte er gemeint haben, dass uns Eichmanns Erpressungsversuche so lange aufgehalten hatten.

Der Brief an Bogyó ist kürzer und persönlicher. Da Kasztner wusste, dass der Zensor alles lesen würde, hielt er seine Gefühle im Zaum, aber wir sehen hier den Mann, der Eichmann die Stirne bot, für einen Augenblick als zärtlichen Ehemann und aufmerksamen Sohn und Bruder:

Tag und Nacht war ich in meinen Gedanken bei Dir. Ich weiss, wie schwer es Dir war, mit Deinem Gesundheitszustand, und mit deinen Nerven, auszuhalten. Hoffentlich warst Du stark genug... Ihr fahrt nun fort. Ich begleite Euch, vielleicht nicht nur in Gedanken. Ich war, und bin mit Dir. Warte auf mich, und vergesse nicht, was Du mir versprochen hast. Küsse mir meine Mutter und Bruder.⁶

Besonders stark berührt sein Wunsch, mit Bogyó in der Schweiz zu sein, wenn man bedenkt, dass er, sobald er uns in Sicherheit wusste, zu den Schrecken in Deutschland zurückkehrte, um andere zu retten.

Nach dem Empfang von Kasztners Brief berief Fischer sofort eine ausserordentliche Versammlung unserer Führung ein, um die Reise zu planen. Wenn ich die Augen schloss, sah ich schon einen eleganten Pullman-Zug dampfend an der Rampe von Bergen-Hohne zu unse-

rer Abfahrt bereitstehen, während in der Lagerküche ein schmackhaftes Abschiedsessen für uns gekocht wurde. «Jeder ist aufgeregt, im ganzen Lager gibt es keine Pessimisten»,⁷ bemerkt Kolb mit trockener Ironie.

Am 25. November schien ein Wunder geschehen zu sein. Vom Roten Kreuz in Genf erhielten wir ungefähr 60 Kisten, die Esswaren, Medikamente, Vitamine und vor allem 1.300 Packungen «Starkosan» enthielten. Dabei handelte es sich um eine Art Schokoladepulver mit zusätzlichen Nährstoffen. Ich werde nie vergessen, mit welchem Genuss ich es verschlang, und dass die Begeisterung nicht auf ein Kind beschränkt blieb, beweist die überschwängliche Notiz im Tagebuch des Erwachsenen Kolb:

Seit 5 Monaten das erste Mal ein kultivierter Geschmack: Schokolade! Alte und Kinder werden wahrhaft trunken davon; sie essen sie mit Löffeln, trocken, aufs Brot, mit Butter, mit Wasser, mit Marmelade, mit Traubenzucker vermischt, usw. In den Menschen geht eine Veränderung vor. Gutgelaunte, geglättete Gesichter, Gesprächigkeit, eine optimistische Stimmung... und als es dunkel wird, ist das Starkosan, wovon man nach Vorschrift täglich 3 Esslöffel einnehmen müsste, bei den meisten aufgebraucht.⁸

Wenn heute Überlebende aus unserer Gruppe sich treffen, fängt fast immer jemand an, von Starkosan zu schwärmen. Es war eines der angenehmsten Anzeichen, dass unser Schicksal sich zum Besseren wenden sollte, auch wenn wir mehr als einen Anfall von Gefrässigkeit brauchten, um uns von fünf Monaten Hunger zu erholen.

Die Deutschen wunderten sich nicht weniger als wir über diesen Luxus und verlangten prompt einen Teil davon. Am 27. November bat der Lagerkommandant unseren Leiter, den er «lieber Fischer» nannte, die Medikamente für die anderen Häftlinge zurückzulassen, wenn wir das Lager verliessen. Fischer versprach es und fügte hinzu, dass die Medikamente, die wir ursprünglich mitgebracht hatten, dem Lagerkommandanten ebenfalls zur Verfügung gestellt würden.

Aber obwohl die Bitte des Kommandanten ein ermutigendes Zeichen zu sein schien, konnte Fischer nur berichten, dass wir «bestenfalls nächste Woche»⁹ fahren würden. Unsere freudige Erregung wurde von tiefer Düsterei abgelöst. Es dauerte nur einen Tag, bis Kolb bemerkte: «Die Stimmung ist von den Höhen in das Tal der Wellenlinie gestürzt. Das Starkosan ist aufgebraucht. Keine Nachricht über die Abreise, viele Kranke mit Kopfschmerzen und Magenverstimmung ... Das Bad, ich dachte, ich sehe es zum letzten Mal, jetzt bin ich wieder hier unter den Skeletten.»¹⁰ Drei Tage später schrieb er über unsere Enttäuschung und deren Folgen für die Beziehungen der Menschen untereinander: «Warten. Die Hoffnung schwindet. Eine äusserst schlechte Stimmung. Extreme Schwankungen werden im Lager nicht ertragen. Jeder explodiert gegen jeden.»¹¹

An diesem Tiefpunkt wurden wir am frühen Morgen des 3. Dezember mit der Ansage geweckt, dass wir am nächsten Tag ab reisen würden. Es folgte, wie Shoshana Hasson bemerkt, «totale Hysterie».¹² Wir packten in chaotischer Eile und bis Mittag hatten wir unser Gepäck zur Durchsichtung ans Lagertor gebracht, wie man es uns befohlen hatte. Es regnete in Strömen. Mitten in der Inspektion erhielten wir den Befehl, mit den leichteren Stücken in unseren Lagerabschnitt zurückzugehen und das schwere Zeug beim Tor zu lassen. Einige Dokumente, Fotos und Werkzeuge wurden konfisziert. Für mich hätte der Tag katastrophal enden können. Aus Waghalsigkeit steckte ich einer der ausgemergelten Gestalten im holländischen Lager neben uns ein Päckchen Vitamintabletten durch den Stacheldrahtzaun zu. Sobald ich das getan hatte, glaubte ich, dass mich eine der Wachen gesehen habe. Ich rannte in die Baracke zurück und versteckte mich in Panik unter den Betten, bis klar war, dass keine Wache mir folgte. Ich werde nie erfahren, ob ich wirklich oder nur in meiner Fantasie von einer Wache gesehen worden war.

Ich war zu jung, um genau zu verstehen, was um mich herum vorging, aber ich weiss noch, wie ich die Schwankungen der ganzen Gruppe teilte, die in rascher Abwechslung Höhen der Hoffnung und Tiefen der Enttäuschung erlebte. Ich weiss auch noch, wie schockiert wir alle waren, als eine Anzahl unserer Mitgefangenen aus unserer Gruppe geholt und in andere Lagerteile verschleppt wurde, um in deutscher Gefangenschaft zu bleiben.

Am 18. November, dem Tag, an dem Kommandant Haas Fischer unsere bevorstehende Abreise mitteilte, wurden Andreas Kassowicz, seine Frau und ihre drei Kinder ins Neutralenlager abgeführt, in dem südamerikanische und spanische Gefangene untergebracht waren. Der Grund war, dass Kassowicz bei unserer Ankunft in Bergen-Belsen sich und seine Familie als rumänische Staatsangehörige gemeldet hatte und die Deutschen sie für einen Austausch gegen Volksdeutsche aus Rumänien bereithalten wollten. Dieser Austausch kam niemals zu Stande. Ich habe bereits erwähnt, wie schwer es meinem Vater gefallen war, sich zu entscheiden, ob er sich und mich angesichts unserer siebenbürgischen Abstammung als Rumänen oder Ungarn bezeichnen sollte, und wie er schliesslich beschloss, Ungar zu sein, wie praktisch alle anderen in der Gruppe. Wenn er dem Beispiel von Kassowicz gefolgt wäre, hätte er mit seiner Kriegsverletzung und ich mit meinen elf Jahren das Ende des Krieges fast sicher nicht erlebt. Kassowicz starb ein paar Tage nach der Befreiung durch die Alliierten. Seine Familie blieb am Leben.

Zwei andere Familien erlitten ein ähnlich trauriges Schicksal. Eugen Kertesz und Alexander Weiss hatten entdeckt, dass ihre Töchter, die nach Auschwitz deportiert worden waren, sich jetzt im Frauenlager von Bergen-Belsen aufhielten. Als wir den Befehl erhielten, uns für die Reise bereitzumachen, baten die Eltern den neuen Lagerkommandanten Kramer inständig, ihre Töchter in unsere Gruppe zu überweisen. Sie behaupteten, dass sie sie zufällig auf dem Weg zum Baden getroffen hätten, aber Kramer liess sich nicht täuschen. Zur Strafe für die verbotene Kommunikation mussten die Eltern ins Sternlager umziehen und

die Töchter im Frauenlager bleiben. Kertesz starb vor der Befreiung, seine Frau und Weiss bald danach.

Acht weitere Personen wurden auf ähnliche Weise von der Gruppe getrennt und ins Sternlager eingeliefert. Bei ihnen handelte es sich um Joel Brands Mutter, seine Schwester und einige andere Verwandte. Sie mussten zurückbleiben, weil Eichmann sich für Brands Misserfolg in Istanbul rächen wollte. Die meisten überlebten, aber Brands Mutter starb ein paar Tage nach der Befreiung.

Das bringt mich wieder zur Frage der Anzahl. Sowohl während als auch nach unserer Gefangenschaft wurden mehrere Listen erstellt, aber keine ist exakt. Kasztner selbst schreibt, dass wir bei der Abfahrt in Budapest am 30. Juni 1.684 zählten.¹³ Wie ich bereits sagte, weiss niemand genau, wie viele wirklich auf dem Zug waren, als er den Rangierbahnhof Rákosrendező verliess, und wie viele ein- und ausstiegen, bevor er die österreichische Grenze erreichte. Aber höchstwahrscheinlich stimmte die Zahl 1.684 erst, als wir in Bergen-Belsen ankamen.¹⁴ Für die Gruppe, die im August in die Schweiz fuhr, gilt als erwiesen, dass sie aus 318 Personen bestand. Als wir Übrigen im Dezember an der Schweizer Grenze eintrafen, unterzeichneten Kasztner und Fischer eine Quittung über 1.368. Das ergibt eine Gesamtzahl von 1.686, die die drei Todesfälle und acht Geburten im Lager, die Kasztner erwähnt,¹⁵ richtig erfasst, aber fälschlicherweise auch die 17 Unglücklichen einbezieht, die in Bergen-Belsen Zurückbleiben mussten. Eine Liste, die etwas später in der Schweiz hergestellt wurde, scheint zuverlässiger zu sein als die meisten anderen. Sie enthält die Namen von 1.351 Menschen, die im Dezember ankamen, und wenn wir die 318 im August hinzufügen, erhalten wir 1.669. Ohne diese letzte Zahl als absolut richtig zu betrachten, würde ich sagen, dass die Bergen-Belsen-Operation von Kasztner ungefähr 1.670 Menschenleben gerettet hat.

In der Nacht nach der Ankündigung unserer Abreise schlief niemand viel. Wir konnten kaum glauben, dass unsere Tortur bald enden sollte, aber die Erleichterung überwog jede Skepsis. Obwohl wir noch an unserem Glück zweifelten, schien das Lager fast schon eine ferne Erinnerung zu sein. Wir hatten natürlich Mitleid mit denen, die zurückblieben, aber wir waren zu froh, um unsere Freilassung nicht zu feiern, als sie noch gar nicht stattgefunden hatte. Als die Führung unsere Lebensmittelreserven zu verteilen anfang, stürzten wir uns darauf, als ob wir nie wieder essen sollten. Während wir die Minuten bis zu unserer Befreiung zählten, vergassen wir alle unsere Bemühungen um Ruhe, Ordnung und Sauberkeit. Kolb berichtet: «Viel Gesang, eine entsetzliche Abfallmenge, fieberhaftes Warten.»¹⁶

Gerettet

Am Morgen des 4. Dezember erschien Krumei wieder in Begleitung von Kramer und einigen anderen SS-Offizieren. Eine Weile unterhielt er sich mit Fischer und Bogyó Kaszner. Dann wurde der Plan für unsere Abfahrt bekannt gegeben. Kleine Kinder und alte oder kranke Leute würden, zusammen mit allem schweren Gepäck, auf Lastwagen zum Zug transportiert. Wir Übrigen, mit unserem leichten Gepäck, würden zu Fuss gehen. Als ungefähr 600 Hände um Transport bittend hochgestreckt wurden, stellte sich heraus, dass nur 50 Sitzplätze vorhanden waren, die prompt von unserer Führung besetzt wurden. Um 13 Uhr befanden wir uns endlich auf dem Marsch zur Rampe Bergen-Hohne, wo wir fünf Monate zuvor angekommen waren. In unserem Zustand brauchten wir zwei bis drei Stunden, um die sechs oder sieben Kilometer zurückzulegen, und die Schwächsten noch länger. Kinder suchten weinend ihre Eltern, von denen sie getrennt worden waren, weil sie auf Transportmittel warteten, die es nicht gab. Eltern riefen besorgt nach ihren Kindern, die sie bereits am Ziel der Lastwagen angekommen glaubten. Mir taten die Füße weh von den steifen Holzsohlen, für die mein Vater ein Vermögen in Zigaretten bezahlt hatte. Die Wachen schrieten und die Hunde bellten uns an wie zuvor. Aber es störte uns nicht. Wir waren auf dem Weg in die Schweiz.

Die Euphorie dauerte nicht lange. Die fünf oder sechs Stunden, die wir auf dieser Rampe mit Warten auf unseren Zug verbrachten, gehören zu unseren unangenehmsten Erlebnissen. Mir ist diese Strapaze deutlich im Gedächtnis geblieben, aber die Notizen von David Kohn berichten die gleichen Einzelheiten mit dem zusätzlichen Reiz, bald nach den Ereignissen von einem zwölfjährigen Kind niedergeschrieben worden zu sein:

Wir kamen um 5 Uhr an. Wir setzten uns und warteten. Es fing an zu regnen, dann hörte es auf, dann fing es wieder an. Das ging so, bis es dunkel war. Ein Fliegeralarm nach dem anderen. Ich glaube, wir wurden bis auf die Knochen nass und wir froren. Unterdessen suchten wir unser Gepäck. Wir warteten bis 11 Uhr nachts, bis der Zug ankam. Es waren Personenwagen. Wir erwischten einen Wagen dritter Klasse, aber es gab auch Schlafwagen zweiter Klasse. Die Leute stürmten die Wagen. Es gab auch Schlägereien. Unfälle sind auch passiert. Manche fielen unter den Wagen, aber ausser dem Schrecken passierte ihnen nichts. Der Zug setzte sich mit Mühe in Bewegung. Als er schon flott fuhr, wurde Essen verteilt... Wir bekamen Marmelade, Zucker, Margarine, Brot. Es ging uns gut.¹⁷

Ich erinnere mich ähnlich an das endlose Warten im grässlichen Wetter, die Angst vor Luftangriffen, die Suche im Dunkeln nach dem grossen Gepäck, das wahllos auf die Rampe ausgeschüttet worden war, die Schlacht um Sitzplätze, als der Zug endlich ankam. Allerdings wusste ich damals nicht, dass unsere Führer den bequemsten Wagen den rechtmässigen Passagieren weggenommen hatten, wie Kolb trocken bemerkt: «Es gibt keinen Wagen

Nr. 9, die Klal-Partei, der der 9-er Wagen gehörte, bleibt ohne Wagen, weil der Vorstand Nr. 9 einfach belegt, – die erste Klasse, Pullman.»¹⁸

Als wir nach Mitternacht endlich abfahren, waren wir, so Miriam Buck, «zu müde um froh zu sein».¹⁹ Die Deutschen hatten jedem von uns 500 Gramm Brot, 30 Gramm Margarine, 150 Gramm Trockenfleisch, 20 Gramm Marmelade und 500 Gramm Konservenfleisch mitgegeben. Ausserdem hatte die Führung einen Teil unserer eigenen Reserven verteilt. Nach fünf Monaten Hunger assen wir alle gierig, und die Folgen waren schlimm. Béla Zsolt beschreibt einige Episoden dieser Reise im unvollendeten zweiten Teil von *Neun Koffer*. Er übertreibt nur leicht, wenn er sagt: «Im Zug hat jeder sich vollgefressen und jeder hat Durchfall... Da wir endlich auf dem Weg zur Freiheit sind, erbrechen wir uns überall in den Korridoren des D-Zugs, und die Toiletten sind schrecklich!»²⁰ Er interpretiert diese «kollektive Koprophilie» nicht bloss als eine physiologische Notdurft, sondern mit psychologischer Einsicht als einen «Aufstand gegen die strenge Disziplin, die man uns hinter dem Stacheldraht auf diesem Gebiet aufgezwungen hatte.»²¹

Unser Zug durchquerte Deutschland langsam von Norden nach Süden. Wir wurden oft durch Fliegeralarme aufgehalten und mussten lange Umwege machen, um Bombenschäden auszuweichen oder Truppentransporte vorbeizulassen. Wenn wir von Zeit zu Zeit eine östliche Richtung einschlugen, wurden viele nervös. Um wieder Zsolt zu zitieren: Wir fingen an, unseren Nachbarn im Sternlager zu glauben, die aus Neid über unsere Freilassung prophezeit hatten, dass man uns «nach Osten verschleppen» würde, «vor die Russen, um Schanzen zu graben, Bunker zu bauen oder vernichtet zu werden. «²² Wenn wir uns wieder nach Südwesten drehten, war die allgemeine Erleichterung fast mit Händen zu greifen, und aus den Abteilen der Chalutzim hörte man Gesang und Gelächter.

Obwohl die Personenwagen aus einer anderen Welt zu stammen schienen als die Viehwaggons, wurden sie nach einiger Zeit sehr unbequem. Bis zu zwanzig Erwachsene und Kinder waren in ein Abteil für acht Passagiere gepfercht. In den dunklen Stunden mussten wir alle Lichter löschen, um feindlichen Flugzeugen die Orientierung zu erschweren. Der Mangel an frischer Luft und die Wärme der Körper waren immer schwerer zu ertragen. Wir bekamen nichts zu trinken, und ich hatte unerträglichen Durst. Als der Zug in einem grossen Bahnhof hielt, stieg mein Vater aus, um Wasser für mich zu suchen. Ich sah aus dem Fenster, wie ihm ein Soldat, der höchstens sechzehn Jahre alt sein konnte, eine Ohrfeige verpasste und befahl, wieder einzusteigen. Ich glaube, das war in Göttingen, einer der ehrwürdigen deutschen Universitätsstädte. Aber bei einer anderen Gelegenheit, während der Zug irgendwo in der Nähe eines Bauernhofes anhielt, gaben uns Jungen in der Uniform der Hitlerjugend Äpfel. Ich verbrachte den längsten Teil der Reise halb im Schlaf, während hübsche Dörfer mit rotweissen Fachwerkhäusern und finstere Städte mit schwarz berussten Ruinen am Fenster vorbeizogen.

Menschen eilten hin und her, in formlose Mäntel und Schals gewickelt und mit dem Kopf zwischen hochgezogenen Schultern gegen den Wind. Es war Winter, aber aus den Kaminen stieg selten Rauch.

Als ich am 6. Dezember erwachte und aus dem Fenster schaute, sah ich Berge. Das Land war mit Schnee bedeckt. Auf den Bäumen lag Reif. Am frühen Abend erreichten wir Lindau. Aus einem pechschwarz verdunkelten Deutschland schauten wir ungläubig über den Bodensee, wo hell erleuchtet die Schweiz lag. Ein paar Monate zuvor hatten die Schweizer Behörden in ihrer nüchternen Art die Verdunkelung aufgehoben, um irrtümliche alliierte Bombenangriffe auf ihr Gebiet zu vermeiden, aber wir empfanden die funkelnden weissen Lichtpunkte und ihre Spiegelung im ruhigen Wasser als ein doppeltes Symbol der Sicherheit und Freiheit. Etwas später hielten wir im österreichischen Bahnhof Lustenau, wo uns Krumey und Kasztner erwarteten. Kasztner wurde begeistert begrüsst, aber dann passierte ein paar Stunden nichts. Heute weiss ich, dass die SS zu dieser Zeit einen Versuch machte, Kasztner noch einmal zu erpressen. Kasztner gab nicht nach, und wir stiegen in einen warmen, hell erleuchteten Schweizer Zug um. Am 7. Dezember um 1 Uhr früh kamen wir in St. Margrethen in der Schweiz an. Wir waren den Nazis entkommen.

In St. Margrethen empfingen uns freundliche Schweizer Soldaten, Angehörige des Frauenhilfsdienstes und Personal des Roten Kreuzes. Sie verteilten Schokolade und Zeitungen. Wir hatten fast vergessen, wie solche Sachen aussahen. Kolb notiert ein Gespräch mit dem ersten Schweizer Offizier, der sein Abteil betrat; die etwas gespreizte Sprache ist vielleicht eine Folge der ausserordentlichen Situation und der tiefen Gefühle der Gesprächspartner:

Der erste Offizier kommt rein: «Sie sind jetzt in der Schweiz». «Gott sei Dank». «Wir wissen, dass Sie viel hinter sich haben, und hoffen, dass Sie sich hier erholen». «Und wir danken der freiheitsliebenden Schweiz, dass sie uns hereingelassen hat». «Aber das ist doch natürlich». Eine wunderbare menschliche Vernunft. – Jeder ist gerührt.²³

Der nächste Halt war das nahe St. Gallen, wo wir aus dem Zug stiegen und zu Fuss in einer langen Kolonne zu einer Kaserne der Schweizer Armee marschierten. Einige Kranke wurden sofort ins Spital eingeliefert. Wieder staunten wir über das viele Licht. Die meisten Einheimischen schliefen schon hinter geschlossenen Fensterläden, aber Strassenlaternen, Schau-fenster und Autos spendeten mitten in der Nacht eine Helligkeit, die uns nach dem Dunkel von Bergen-Belsen gleichzeitig erregte und beruhigte. Passanten, die noch unterwegs waren, grüssten uns von Zeit zu Zeit.

Als wir die Kaserne erreichten und durch die Fenster hineinschauten, sahen wir Tische mit Tischdecken und richtigen Tellern, Gläsern und Besteck. Kurz vor Morgengrauen servierte man uns ein «Abendessen: Käse, Suppe, Kartoffeln, Brot, Äpfel! – die ersten Dinge,

die einen europäischen Geschmack haben», wie Kolb ausruft.²⁴ Wir bekamen auch Zigaretten, und Kolb erkennt den Anfang eines neuen Lebens, als er die Kippe wegwirft, statt die Tabakkrümel für eine neue Zigarette aufzusparen.

Ich wollte, ich könnte sagen, dass wir uns alle ordentlich an die Tische setzten und mamerlich assen. Leider waren wir aber nach fünf Monaten Bergen-Belsen zu weit heruntergekommen, um uns um solche Feinheiten zu kümmern. Die Tischmanieren, die Tibor Bielik beobachtete, waren ein äusseres Zeichen unserer Entmenschlichung:

Da waren Schalen, leere Schalen mit einem Löffel, einem Messer und einer Gabel, und in jeder Schüssel eine Scheibe Weissbrot. Und die Leute rannten wie Tiere zu den Schüsseln, schnappten ein Stück Brot und so viele, wie sie zusammenraffen konnten und vergassen dabei, dass sie jemand anderem das Brot Wegnahmen ... Es waren normale Leute, intelligente Leute, prominente Leute, und in dieser Menge, wo wir alle befreit sind, frei sind, eben aus einem Zug aus Deutschland gestiegen sind, verübten wir diese Handlungen – wie soll ich das nennen?... Man ist kein Mensch mehr... Das Tier in uns kommt an die Macht.²⁵

Nach dem Essen führte man uns in eine grosse geheizte Turnhalle, wo wir uns auf bequemen Matratzen unter warmen Woldecken ohne Wanzen, Läuse oder Flöhe ausstrecken konnten. Ich hatte lange nicht so gut geschlafen. Am Morgen wurden wir weiter verwöhnt. Nach einer warmen Dusche bekamen wir warme Kleider und die Kinder Spielzeuge. Aber man nahm uns auch Fingerabdrücke ab und wir wurden mit einer Nummer um den Hals fotografiert. Vielleicht war das ein Überbleibsel einer nicht allzu fernen Vergangenheit, in der die Schweiz jüdische Flüchtlinge von ihren Grenzen in den Tod zurückschickte, doch wir in der Kaszner-Gruppe schulden ihnen grossen Dank. Was Miriam Buck über den Anfang unseres Aufenthaltes in der Schweiz schreibt, gilt für uns alle: «Am 7. Dezember wankte ich in den frühen Morgenstunden im endlosen Zug einer erschöpften Menschenherde vom Bahnhof St. Gallen der Kaserne zu ... Vier Tage später verliess ich mit einer kleineren Gruppe die Stadt, die uns allen der Inbegriff wahrer Menschlichkeit bleiben wird.»²⁶ In der Kaserne in St. Gallen begannen wir den Ballast abzuwerfen, der uns mindestens seit dem Einmarsch der Deutschen in Ungarn im vorigen März belastete.

Am vierten Tag nach unserer Ankunft durchquerten wir in einem anderen, wieder für Menschen – nicht für Vieh – bestimmten Zug die Schweiz von Nordosten nach Südwesten. Diese Fahrt endete in Caux, einem Kurort 700 Meter über Montreux am Genfer See. Im Krieg besuchten keine Touristen die Schweiz, und viele Hotels dienten als Flüchtlingsheime. So auch in Caux, wo die orthodoxe Minderheit unseres Transports im Hotel Regina, die nichtreligiöse Mehrheit im Hotel Esplanade untergebracht wurde. Beide Hotels waren überfüllt und ungeheizt, und wir durften beide nicht ohne besondere Erlaubnis verlassen. Aber es gab keinen Zählappell, keine Wachttürme, keine Latrinen und keine SS. Die Soldaten,

die uns bewachten, waren meist freundlich, das Essen essbar, die Landschaft atemberaubend. Wir waren fast wieder Menschen.

Doch auch diese Euphorie dauerte nicht lange. Unser Glücksgefühl, überlebt zu haben, verblasste bald gegenüber unseren Erinnerungen an die erlebte Verfolgung, unserer Unsicherheit über das Schicksal der Verwandten und Freunde, die wir zurückgelassen hatten, unserer allmählichen Entdeckung der Ereignisse in Auschwitz und unserer Angst vor der Zukunft. Es gab zu dieser Zeit besonders zahlreiche psychosomatische Erkrankungen, Nervenzusammenbrüche und Selbstmorde. Ich hatte nachts meine eigenen Alpträume, aber tagsüber führte ich, meistens allein, ein abenteuerliches Leben. Ich erforschte die verborgenen Ecken des Hotels, erkletterte zum Entsetzen meines Vaters die Türmchen auf dem Dach und schaute stundenlang zu, wie der Abfall die Schütten herunterrutschte, bis eine Rotkreuz-Schwester mich verscheuchte. Auf einem seltenen Ausflug nach Montreux erhielt ich eine Gabe vom Himmel in der Gestalt eines kleinen Portemonnaies, das auf der Strasse lag und einen Franken enthielt – genau den Preis für den unerschwinglichen Gegenstand meiner Träume: eine Banane. Soviel über ein Kind, das nach fünf Monaten Bergen-Belsen alles tat, was es konnte, um noch ein Kind zu bleiben. Was die Erwachsenen betrifft, beschreibt wieder am besten Miriam Buck das Trauma, die Ernüchterung, die Niedergeschlagenheit, die unser Glück, im letzten Augenblick davongekommen zu sein, überschattete:

Diese Geschichten aus dem Sonderlager enthalten keine Gräueltaten, nichts von plombierten Waggons, Gaskammern und Kinderleichen. Und dennoch lastet das «Lagererlebnis» zentnerschwer auf mir ... Ich weiss nicht, wieso gerade wir Achtzehnhundert aus Sechsmillionen die grosse Gunst des Schicksals verdienten, in ein «Sonderlager» zu kommen und, was noch wichtiger ist, daraus zu entkommen ... nicht nur, was wir erlebt haben, liegt uns in den Knochen, es ist auch das, was uns erspart blieb... Leben, Freiheit, Hoffnung, alles was uns geschenkt wurde, schmeckt so tränenbitter, denn wir haben niemanden, der sich mit uns freut... Alle jene, die wir zurückliessen, leben sie noch überhaupt? Deshalb ist unsere Freude vergällt, unsere Freiheit wertlos, unsere Hoffnung flügelahm.²⁷

Der Krieg endete am 8. Mai 1945 – meinem zwölften Geburtstag – und bald danach beschlossen die Schweizer Behörden, uns in ein Lager der United Nations Relief and Rehabilitation Agency in Philippeville, Algerien abzuschicken. Wir protestierten lautstark. Dezsó Hermann, der die Leitung unserer Gruppe übernommen hatte, nachdem József Fischer früh aus Caux entlassen worden war, schrieb an Churchill, den neuen amerikanischen Präsidenten Harry Truman und andere einflussreiche Persönlichkeiten. Ich glaube nicht, dass er viele Antworten bekam, aber von Algerien hörten wir nichts mehr. Als nächster Bestimmungsort wurde Tunesien genannt, und es gab Gerüchte, dass die Behörden Gewalt anzuwenden beabsichtigten. Im grossen Saal des Hotels Esplanade fanden wieder stürmische Versammlun-

gen statt, mit mitreissenden Reden, Applaus, Pfeifkonzerten und Buh-Rufen und dem Knallen einer Kapselpistole, die ich irgendwo gefunden hatte und in den dramatischsten Augenblicken abfeuerte. Auch über diesen Plan hörten wir nichts mehr, und soviel ich weiss, wurden keine weiteren Versuche gemacht, uns gegen unseren Willen abzutransportieren. Im August 1945 fuhr ein Kontingent von 700 Personen, von Fischer angeführt, über Italien nach Palästina. Etwa 180 kehrten nach Ungarn zurück. Manche emigrierten in die Vereinigten Staaten und andere überseeische Länder. Manche blieben in der Schweiz.

Ich kam nach einigen Wochen in Caux in ein «Jugend-Alijah-Heim» im Städtchen Bex, wo Kinder als zukünftige Kibbuz-Arbeiter in Palästina ausgebildet wurden. Während wir umgraben und jäten, Hebräisch sprechen und Hora tanzen lernten, versuchten zionistische Aktivisten, uns politisch zu indoktrinieren, was ihnen in meinem Fall nicht gelang. Als meine Abreise nahte und mein Vater von der britischen Mandatsmacht keine Einreisebewilligung nach Palästina bekam, fürchteten wir immer mehr, nach allem, was wir zusammen durchgemacht hatten, getrennt zu werden. Mein Vater bat, wie gewohnt, Teitelbaum und Szondi um Rat, und beide rieten ihm, wenn auch aus recht verschiedenen Gründen, mich nicht nach Palästina fahren zu lassen. Mit widerstrebender Unterstützung der jüdischen Flüchtlingshilfe schickte er mich in die Ecole d'Humanité, ein Internat mit ungewöhnlich progressiven Grundsätzen in einer der schönsten Gegenden der Alpen, wo ich zwei Jahre verbrachte, ohne eine einzige antisemitische Bemerkung zu hören. Dann, als er allmählich etwas Geld zu verdienen begann, besuchte ich das Realgymnasium und später die Universität Zürich. Nach dem vorgeschriebenen zwölfjährigen Aufenthalt wurde unsere Lebensführung von drei verschiedenen Ermittlern untersucht und unser Demokratie-Verständnis von einer Kommission von Politikern geprüft. Wir bestanden und erhielten die Schweizer Staatsbürgerschaft. Mein Vater heiratete die Mutter von David Kohn, deren erster Mann während des Zwangsarbeitsdienstes ermordet worden war und die nach einem langen Palästina-Aufenthalt in die Schweiz umzog. David studierte in Zürich Medizin und wurde ein hoch geachteter Arzt für Geriatrie in Israel. Ich arbeitete als Lehrer und Journalist in Zürich, bis ich 1963 nach England kam, um ein Jahr an der University of Sussex in Brighton deutsche Sprache und Literatur zu unterrichten. Das Jahr zog sich etwas hin. Heute bin ich emeritierter Professor für Germanistik an der gleichen Universität und wohne immer noch in Brighton.

Andere Lager

Schwierige Kleinarbeit

Unsere Freilassung aus Bergen-Belsen schien zu beweisen, dass die Deutschen bereit waren, gegen angemessene Bezahlung Juden zu schonen, und Kasztner war entschlossen, sein Leben weiterhin aufs Spiel zu setzen, um mit seiner Rettungsmission fortzufahren. Die Überführung von 1.670 Juden aus einem Nazi-Konzentrationslager in die Schweiz war ein dramatisches Ereignis gewesen, aber es ging ihm nach wie vor darum, die Vernichtung viel grösserer Massen zu verhindern, und dazu brauchte er weniger auffällige Methoden.¹ Nach seiner eigenen Aussage führten er und Becher ausserordentlich grosse Missionen durch. Da jedoch die meisten Dokumente zerstört worden sind, ist es unmöglich, mit Sicherheit zu bestimmen, wie weit die Rettung von vielen Tausenden ihr Werk war und welche Rolle andere Faktoren spielten.

Am 8. Dezember, einen Tag nach unserer Ankunft: in der Schweiz, traf Kasztner Krell und Kettlitz wieder in Bregenz, während Becher in Budapest auf Nachrichten wartete. Krell und Kettlitz hatten sich von Kasztner überreden lassen, Becher telegrafisch mitzuteilen, dass die Bearbeitung der ausstehenden 15 Millionen Franken im Gang sei. Im Glauben, dass fünf Millionen bereits auf der Bank waren, forderte Becher die sofortige Deponierung der 15 Millionen. Er verlangte ferner die Lieferung von Lastwagen, die ihm Kasztner früher als Gegenleistung für die Sicherheit des Lagers in der Kolumbusz-Gasse versprochen hatte. Die Lastwagen – fünfzehn nach Kasztner, dreissig nach Biss² – sollte ein sudetendeutscher Geschäftsmann in Bratislava namens Alois Steger liefern, der für ein angemessenes Schmiergeld Becher anzeigte, dass sie in der Slowakei auf ihn warteten. Als Becher sie abholen wollte, erfuhr er, dass sie von der Wehrmacht beschlagnahmt worden waren.

Um diese Zeit begann sich herumzusprechen, dass die Pfeilkreuzler das Ghetto in Budapest mit seinen 80.000-100.000 Insassen liquidieren wolle. Kasztner und Biss behaupteten, dass dieses Massaker dank ihrer Intervention verhindert worden sei. Es verwundert nicht, dass Becher ihnen beipflichtete. Nach seiner Aussage im Jahr 1961 soll Himmler einem widerwilligen Eichmann eingeschärft haben, dass keine Morde mehr an Juden gestattet seien. In Wirklichkeit wissen wir nicht genau, was geschah. Es ist möglich, dass Kasztner und Biss die Unmittelbarkeit der Gefahr und daher ihre eigene Rolle in deren Abwendung überschätzten. Becher war seinerseits nicht der glaubwürdigste Zeuge. Aber obwohl die Ausschreitungen von Pfeilkreuzler-Banden noch vielen Juden das Leben kosten sollten, bis

die Sowjets die Stadt im Februar 1945 endgültig eroberten, fand die Liquidation des Ghettos von Budapest nicht statt.

Während Kasztner durch Bechers Einfluss auf Himmler Juden in deutscher Hand zu retten versuchte, unternahmen Otto Komoly, Hansi Brand und Biss, unter äusserst schwierigen und gefährlichen Umständen alles, was sie konnten, um den Opfern des Pfeilkreuzler-Terrors in Budapest beizustehen. Sie kauften mit Joint-Geldern Lebensmittel auf dem schwarzen Markt für das Ghetto, errichteten Kinderheime und versteckten Flüchtlinge. Oft arbeiteten sie zusammen mit Diplomaten der neutralen Länder, Personal des Roten Kreuzes und jungen Zionisten, die auch eigene waghalsige Rettungsmissionen ausführten. Komoly rettete wahrscheinlich 5.000-6.000 Kinder, bis er am 1. Januar 1945 von der ungarischen Geheimpolizei verhaftet wurde und spurlos verschwand.

Die erfolgreichsten Aktionen waren die des schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg, des Schweizer Konsuls Charles Lutz und des Hauptdelegierten des Roten Kreuzes Friedrich Born. Wallenberg soll bis zu 100.000, Lutz bis zu 60.000 und Born bis zu 15.000 Juden in Budapest das Leben gerettet haben, indem sie sie aus der Verhaftung befreiten, in als exterritorial anerkannten «geschützten Häusern» unterbrachten oder mit Dokumenten versorgten, die sie als Schützlinge Schwedens, der Schweiz oder des Roten Kreuzes auswiesen. In vielen Fällen produzierten die Retter Ausweise, die von keiner höheren Stelle genehmigt waren, aber trotzdem ihren Zweck erfüllten. Als künftige Auswanderer geschont wurden die Inhaber von Einreisebewilligungen nach Palästina, die die Vertreter des Jischuw in Istanbul und in der Schweiz nach Ungarn schickten. Eine wichtige Rolle in diesen Unternehmen spielte der Leiter des Palästina-Amtes in Budapest, Miklós (oder Moshe) Krausz, der im Gebäude der Schweizer Gesandtschaft Zuflucht genommen hatte. Über die Beziehungen des Palästina-Amtes und der Waada schreibt Kasztner etwas euphemistisch: «Ihre Tätigkeit ergänzte sich praktisch und gab das tröstende Bewusstsein, dass zumindest in Budapest jedes nur denkbare Mittel angewandt wurde, um Rettung und Hilfe zu leisten.»³ Allerdings litt die Zusammenarbeit der beiden Organisationen stark unter der bitteren persönlichen Rivalität und gegenseitigen Abneigung ihrer Führer.

Zahlreiche Menschen wurden durch Aktionen gerettet. Es gab aber auch viele, deren Glaube, in Sicherheit zu sein, sich als grausame Illusion erwies. Zu den letzteren gehörten ungefähr 3.500 Männer, Frauen und Kinder, die nach unserer Abfahrt aus Budapest in der Kolumbusz-Gasse Zuflucht fanden. Dieses Lager wurde nicht mehr von der SS bewacht, sondern vom Internationalen Roten Kreuz, das allerdings im entscheidenden Moment nichts ausrichten konnte. Die Insassen hatten eine Selbstschutzeinheit organisiert und einige Waffen gegen eventuelle Angriffe aufgetrieben. In der Nacht des 2. Dezember versuchte eine Pfeilkreuzlerbande, die Lebensmittelvorräte des Lagers zu stehlen. Die Selbstschutzeinheit tötete zwei Angreifer, und die anderen flohen. Daraufhin besetzte die ungarische Polizei das

Areal. Der Lagerleiter József Moskowitz, der Arzt Dr. Rafael und Rafaels 17jähriger Sohn wurden zur Strafe für ihren Widerstand hingerichtet, die arbeitsfähigen Männer und Frauen nach Deutschland verschleppt, und die übrigen Gefangenen ins Ghetto gesperrt.

Unterdessen setzte Kasztner seine Verhandlungen mit Becher fort. Am 10. Dezember meldete er der Wa'ada in Budapest, dass sie keine Zahlungen von Mayer erwarten könne. Gerade am nächsten Tag verlangte Becher umgehend eine Bestätigung, dass die 15 Millionen Franken deponiert worden seien. Kasztner zog sich mit einem Bluff aus dieser Verlegenheit. Zufällig plante Joseph Schwartz, der Direktor des Joint in Europa, eine Reise in die Schweiz. Kasztner überredete Kettlitz, Becher zu telegrafieren, Schwartz komme eigens, um die 15 Millionen persönlich zu deponieren.

Ab 20. Dezember führte Kasztner eine Reihe von Gesprächen mit Schwartz, Mayer und Nathan Schwalb in der Schweiz. Sein Hauptziel war, die Teilnahme von Schwartz an einem anderen Bluff zu sichern. Da die amerikanischen Vorschriften unwiderruflich alle Zahlungen verboten, wollte er «erreichen, dass den Deutschen das Geld, das sie niemals erhalten sollten, zumindest *vorgezeigt* werden sollte.»⁴ Mit grosser Mühe brachte er Mayer dazu, einen Brief zu schreiben, in dem er versprach, dass die 20 Millionen vor dem nächsten Treffen an der Grenze deponiert sein würden.

Kasztners Lage wurde noch schwieriger, als zwei orthodoxe Brüder, Elias und Yitzchak Sternbuch, ihre eigene Rettungsaktion lancierten. Sie wurden dabei vom ehemaligen Schweizer Bundesrat Jean-Marie Musy unterstützt, der gute Beziehungen zu Himmler hatte. Der Plan genoss ferner die Unterstützung des Stellvertretenden Leiters des Reichssicherheitshauptamts, Walter Schellenberg, und die Vermittlerrolle spielte ein Schweizer Geschäftsmann namens Curt Trümpy. Bei einem Treffen am 21. Dezember empfahlen die Brüder Kasztner, Mayer fallen zu lassen und sich gemeinsam mit ihnen auf die Befreiung von 1.200 Juden aus Theresienstadt zu konzentrieren. Kasztner lehnte ab und lud die Brüder stattdessen ein, sich den viel grösseren Rettungsaktionen anzuschliessen, die er seinerseits mit Mayers Hilfe und dem Prestige des Joint im Rücken durchzuführen hoffte. Er erklärte, dass «alle Versprechungen an die SS» die Rettung derjenigen Juden zum Ziel haben müssten, die sich jeweils an dem «am meisten gefährdeten Punkt» befänden. Augenblicklich sei «die Gefahr für das Budapester Ghetto am akutesten» sowie «in den Lagern des Dritten Reichs, wo die Menschen täglich zu Hunderten, ja Tausenden starben.» Die Befreiung eines Transports von Juden aus einem Konzentrationslager sei «spektakulärer», aber nötiger sei im Augenblick «die aufreibende und schwierige Kleinarbeit, die darin bestand, die Vernichtung einer noch so grossen Anzahl von Juden an Ort und Stelle zu verhindern.»⁵

Eine solche Äusserung von Kasztner, zwei Wochen nachdem er selbst die spektakuläre Freilassung unserer Gruppe in die Schweiz bewerkstelligt hatte, ist überraschend. Möglicherweise verraten diese Einwände gegen den Plan der Brüder seinen autokratischen Wunsch,

Macht allein auszuüben und Erfolg nicht teilen zu müssen. Aber sie sind auch durchaus vereinbar mit seiner Hoffnung, durch den Freikauf unserer Gruppe einen Prozess ausgelöst zu haben, der mit der Rettung viel grösserer Massen enden sollte. Wie dem auch sei, die Brüder lehnten ihrerseits Kasztners Angebot ab und sollten ihm bald mehr Probleme verursachen.

Kasztner verliess Bregenz am 28. Dezember. Da die sowjetischen Streitkräfte den Ring um Budapest am Vortag geschlossen hatten, kam er nur bis Wien, wo er mit Unterbrechungen drei Monate im Grand Hotel wohnte. Becher und Eichmann hatten Budapest unter schwerem Beschuss ein paar Tage vorher verlassen. Eichmann blieb bis zum Zusammenbruch des Dritten Reichs in Berlin. Nach einem Aufenthalt in Österreich hielt er sich in Argentinien versteckt, bis er nach Israel entführt, vor Gericht gestellt und 1961 hingerichtet wurde. Becher verbrachte die letzten Kriegsmonate mit Reisen zwischen Berlin, Wien, Hamburg und verschiedenen Konzentrationslagern. Nach drei Jahren in amerikanischer Gefangenschaft wurde er freigelassen und bald war er einer der reichsten Geschäftsleute Deutschlands. Wisliceny und Krumej hatten sich aus Budapest nach Wien abgesetzt. Wisliceny wurde in der Tschechoslowakei vor Gericht gestellt und hingerichtet, während Krumej, wiederholt verhaftet und freigelassen, schliesslich eine lebenslängliche Gefängnisstrafe bekam.

Am 7. Januar überwies der Joint 20 Millionen Franken an Mayer mit dem strikten Verbot, irgendeinen Teil dieses Betrags ohne Genehmigung der amerikanischen Regierung auszugeben. Becher wurde über die Überweisung informiert, aber nicht über das Verbot. Als er am 11. Januar von einem Termin mit Himmler in Berlin nach Wien zurückkam, berichtete er, dass Himmler ihn zum Standartenführer befördert habe, aber über die Verzögerungen der mit McClelland eindeutig vereinbarten Zahlung empört sei. Ein heftiger Wortwechsel folgte. Kasztner beschwerte sich über Eichmanns Missachtung von Bechers Versprechen und sogar von Himmlers Befehlen. Er forderte Becher dringend auf, dafür zu sorgen, dass dem Ghetto in Budapest im letzten Moment vor der Eroberung der Stadt durch die Sowjets nicht noch ein Unheil zustiesse. Becher beteuerte: «Der Reichsführer hat mir erklärt, er werde von jedweden Vergeltungsmassnahmen Abstand nehmen.»⁶ Zu dieser Zeit behandelte er Kasztner bereits mehr oder weniger als seinesgleichen. So kritisierte er vor Kasztner offen gewisse SS-Leute, wie etwa Schellenberg, die ihm früher von der Rettungsaktion abgeraten hätten, aber jetzt ihn diskreditieren und sein Projekt an sich reissen wollten. Zwei Wochen später wurde er noch deutlicher, als er auf Kasztners Anregung dem Wiener Vertreter des Roten Kreuzes Erlaubnis erteilte, in Arbeitslagern persönlich Lebensmittel und Kleider abzuliefern, aber zugleich warnte: «Sie müssen gut aufpassen und die Angelegenheit nicht zu auffallend machen. Sie wissen ja, wie gern mich Kaltenbrunner auf irgendeine Art kompromittieren möchte.»⁷ Was Eichmann betraf, war es schon lange klar, dass er Bechers Bemühungen untergraben und Himmlers ausdrückliche Befehle umgehen wollte – zum Teil aus Berufs-

neid und zum Teil, weil er entschlossen war, keinen einzigen Juden in Ungarn am Leben zu lassen.

Unterdessen hatten die Brüder Sternbuch ihre Operation vorangetrieben. Am 29. Januar berichtete Becher nervös, seine Feinde im Reichssicherheitshauptamt hätten Himmler zugezogen, dass der Joint und McClelland blufften, während Musy Waren, Geld und Propaganda für die Freilassung weiterer jüdischer Gruppen in die Schweiz liefern könne. Um Himmler zu beruhigen, beschloss Becher, Kasztner noch einmal zu einem Treffen mit Mayer an die Schweizer Grenze zu schicken. Krell und Kettlitz sollten ihn begleiten und nach dem Treffen solle Krell Becher eindeutig in einem Telegramm mitteilen, ob Mayer Quittungen über die Einzahlung von fünf und 15 Millionen Franken habe, ob diese Beträge Becher uneingeschränkt zur Verfügung stünden und ob Mayer bereit sei, für Becher zur Fortsetzung der Verhandlungen ein Einreisevisum in die Schweiz zu beschaffen.

Beim Treffen mit Krell und Kettlitz versprach Mayer, die Kopie eines Briefes vorzuweisen, in dem bestätigt wird, dass 20 Millionen Schweizer Franken zur gemeinsamen Verfügung von Mayer und McClelland zwecks Verhandlungen mit einer deutschen Gruppe unter Bechers Leitung deponiert wurden. Das nächste Treffen war auf den Nachmittag des 2. Februar angesetzt. Am Vormittag traf ein Telegramm ein: «Saly Mayer ist durch Familienangelegenheiten in Anspruch genommen.»⁸ Nach einem dreitägigen Stillstand erhielt Krell einen offiziellen Anruf aus Berlin, der ihm befahl, die Verhandlungen abzubrechen. Darauf folgte ein Anruf von Becher selbst, der aus Himmlers Hauptquartier mitteilte, dass 1.000 Juden als Beweis guten Willens in die Schweiz abgefahren waren. In Wirklichkeit handelte es sich um 1.210 Juden, deren Freilassung aus Theresienstadt Musy mit Himmler im Namen der Brüder Sternbuch ausgehandelt hatte.

Am 11. Februar fand ein weiteres Treffen zwischen Kasztner, Becher, Krell und Mayer statt, diesmal nicht auf der Rheinbrücke, sondern im Zollamt St. Margrethen. Mayer zeigte Becher den versprochenen Brief über die Deponierung der 20 Millionen Franken, aber erklärte gleichzeitig, dass das Geld aus Gründen der Schweizer Neutralität keinem Deutschen herausgegeben werden konnte. Becher verlangte ein neues Treffen mit McClelland. Mayer sagte zu, und Becher fuhr nach Wien zurück, um den Termin abzuwarten. Aber dieses Treffen kam nicht mehr zustande, vielleicht weil die Telefon- und Telegrafleitungen inzwischen durch Kampfhandlungen zerstört worden waren.

Zwei Briefe, die Kasztner um diese Zeit aus Wien an Bogyo schrieb, gewähren Einblick in seinen Gemütszustand.⁹ Im ersten Brief, vom 1. Februar, klagt er über «Einsamkeit und Abgeschnittenheit» und gesteht, dass er eine Weile «ruhig den Kopf niederlegen» möchte, aber dann spricht er Bogyo – und sich selbst – Mut zu: «Mach Dir keine Sorgen um mich, meine liebe Bogyo; ich glaube weiterhin an mein Glück und werde nur dann schwach, wenn ich an Euch denke.» Im zweiten Brief, vom 11. Februar, schreibt er ruhiger und sachlicher:

«Den dramatischen Teil habe ich hinter mir, und ich versuche, die Sachen mit weniger innerer Emotion und Zittern zu machen.» Nach Beendigung der nervenaufreibenden Mission fühlt er sich leer und ausgelaugt, aber die Bridge-Metapher verrät den Glücksspieler und Abenteurer in ihm: «Bis jetzt musste ich auf grosses Glück spielen – jetzt reicht es, wenn ich nicht Pech habe. So ist es fast nicht mehr interessant; meine Arbeit wird bürgerlich. Als ob die Reizung vorbei wäre und Jean das Spiel fertigmachen könnte.» Aber trotz seiner Weltmüdigkeit weiss Kasztner, dass er noch eine Mission zu erfüllen hat, für die er alles riskieren muss: «Leider geht es nur um einen Teilkontrakt ... aber das Vollspiel bedeutet das Leben.» Er ist entschlossen, mit seiner selbst gewählten Aufgabe so lange fortzufahren, bis «Rücktritt nicht im Stich lassen bedeutet». Dies um so mehr, als ihm «grössere persönliche Sicherheit versprochen» wurde als bisher – wahrscheinlich eine Andeutung, dass Becher, angesichts der sicheren Niederlage Deutschlands, sich besonders anstrengen würde, sein eigenes Alibi sicherzustellen, indem er ihn beschützte.

Im März versuchte Kasztner, mit Bechers Hilfe eine Anzahl prominenter ungarischer Anti-Faschisten, sowohl Juden wie Nicht-Juden, aus Mauthausen zu befreien. Becher wies ihn ab, aber gab ihm Erlaubnis, eine Liste von 50 slowakischen Juden zusammenzustellen, die sich in Bratislava versteckt hielten. Die Gruppe sollte in die Schweiz gebracht werden. Als Gegenleistung hatte Kasztner die Lieferung von Textilien und Speiseöl versprochen. Um dieses Geschäft durchzuführen, fuhr Kasztner nach Bratislava. Als er eben ins Café in seinem Hotel eintreten wollte, kam ihm der Chef der ungarischen Gendarmerie, László Ferenczy, entgegen. Sie gingen ohne Gruss aneinander vorbei. Als Kasztner einige Minuten an seinem Tisch gesessen hatte, erschienen zwei bewaffnete Ungarn in SS-Uniform und forderten ihn auf, in die Hotelhalle zu kommen, wo Ferenczy auf ihn wartete. «Sie kommen jetzt mit», kommandierte Ferenczy. «Wohin?» fragte Kasztner. «Ich nehme Sie in meinem Auto mit. Sie werden schon sehen, wohin.» Kasztner sagte mit etwas gehobener Stimme: «Herr Oberleutnant, dazu haben Sie kein Recht.» Ferenczy schnarrte: «Halten Sie's Maul, ich weiss sehr gut, wer Sie sind.» Kasztner rief, so laut er konnte, nach Hilfe. Inzwischen hatte sich eine ganze Gruppe Menschen in der Hotelhalle angesammelt, unter ihnen zwei deutsche Offiziere, bei denen Ferenczy sich zu rechtfertigen versuchte: «Ich kenne ihn gut. Dieser Mann ist ein amerikanisch-jüdischer Spion.» Als Kasztner den deutschen Offizieren seinen Pass zeigte, gab Ferenczy auf und verzog sich. Kasztner ging auf sein Zimmer, versteckte die Schweizer Franken, die er mitgebracht hatte, um für Becher einzukaufen, und vernichtete einige verfängliche Papiere. Sobald er das getan hatte, stürzten fünf Agenten vom Stab von des Hauptsturmführers Alois Brunner, dem die Vernichtung der letzten Juden in der Slowakei oblag, ins Zimmer, und folgendes Gespräch fand statt:

Sind Sie Dr. Kasztner?

Ja –

Unter welchem Namen wohnen Sie hier?

Was für eine Frage? Unter meinem eigenen natürlich.

Sind Sie Jude?

Ich gelte nicht als Jude.

Sind Sie beschnitten?

Ja, aber dennoch gelte ich nicht als Jude.

Also – nach unseren Gesetzen sind Sie jedenfalls einer. Sie kommen mit.¹⁰

Kasztner wurde ins SS-Hauptquartier gebracht, wo Brunners Stellvertreter seine Dokumente überprüfte und dann dem Gestapo-Chef Josef Witiska vorlegte. Witiska war über Kasztners Beziehungen mit Becher unterrichtet, und innerhalb einer Stunde war Kasztner frei. Ferenczy hatte ihn in Brunners Amt angezeigt.

Dieser Zwischenfall endete damit, dass 28 Juden, die sich in Bratislava versteckt hatten, im Lastwagen nach Wien gebracht wurden. Becher erlaubte ferner einer Gruppe ungarischer Zwangsarbeiter mitzureisen, so dass am 19. April insgesamt 68 Personen in der Schweiz ankamen. Dov Weissmandel, dem es im Herbst 1944 gelungen war, aus einem Zug auf der Fahrt nach Auschwitz zu entkommen und unterzutauchen, befand sich unter ihnen. Seine Partnerin in den Verhandlungen mit Wisliceny über den «Europa-Plan», Gisi Fleischmann, war nicht dabei. Sie war nach Auschwitz deportiert und gleich nach der Ankunft ermordet worden.

Der grosse Augenblick

Als die Niederlage des Dritten Reiches immer näher rückte, wurde Himmler von verschiedenen Seiten gedrängt, die Vernichtung der Juden einzustellen. Am 29. März überraschte Becher Kasztner mit einer unerwarteten Nachricht: In einem vor Kurzem geführten Gespräch habe ihm Himmler versichert, dass keine Juden mehr ermordet und die Lager unverehrt den Alliierten übergeben würden. Die Aktion Sternbuch-Musy habe einen heftigen Streit zwischen Hitler und Himmler ausgelöst. Hitler habe den sofortigen Abbruch aller Verhandlungen befohlen, aber Himmler habe nicht nachgegeben. Auch Krumej bestätigte die neue Linie. Als Himmler bei der Besichtigung der Befestigungsanlagen gegen die Rote Armee vom Gestapochef von Wien gefragt wurde, was mit den Juden der Region geschehen solle, habe er geantwortet: «Sie dürfen unter keinen Umständen angetastet werden.»¹¹

Eine Woche später, am 6. April, war der deutsche Rückzug vor den Sowjets in vollem Gang. Becher und Krumej empfingen Kasztner in ihrem Quartier in einem mittelalterlichen

Schloss in der Nähe von Spitz an der Donau. Becher hatte wieder überraschende Neuigkeiten für Kasztner:

Nun sollen Sie wissen, dass Ihr «Grosser Augenblick» da ist. Ich komme jetzt von Himmler. Ich habe ihm im Sinn unserer vorherigen Beratungen einen umfassenden Vorschlag zur Verbesserung der Behandlung sowohl der jüdischen wie auch sämtlicher politischer Gefangenen im Allgemeinen unterbreitet. Himmler hat meine Vorschläge angenommen und mich zum Reichssonderkommissar für die Angelegenheiten aller jüdischen und politischen Gefangenen ernannt. Ich möchte nun mit Ihnen und Krumej sämtliche grösseren Konzentrationslager besuchen und an Ort und Stelle die nötigen Massnahmen treffen. Nach der ersten Tour wollen wir zur Schweizer Grenze fahren, um nähere Einzelheiten mit McClelland zu besprechen.

Becher zeigte Kasztner zum Beweis ein Dokument, das Himmlers Unterschrift trug: «An SS-Standartenführer Kurt Becher. Angesichts der schwierigen sanitären und Unterbringungslage ernenne ich Sie zum Reichssonderkommissar für sämtliche Konzentrationslager.» Er erzählte weiter, dass Himmler einer Reorganisation des Konzentrationslagerwesens in einem «humanen Geist» zugestimmt habe und auf jegliche «finanzielle Gegenleistung seitens der Juden oder Alliierten» verzichte. Das Reichswirtschaftsministerium werde alle bereits von der Wa'ada bezahlten Beträge entweder zurückerstatten oder für die Verbesserung der Versorgung in den Konzentrationslagern verwenden.¹²

So begann Kasztners letztes grosses Unternehmen. Sowohl er wie Becher beteuerten, dass Himmlers Befehl, die Konzentrationslager kampfflos den Alliierten zu übergeben, ihrem Einfluss zuzuschreiben und auch die Befolgung des Befehls in mehreren Lagern ihnen zu verdanken sei. In Wirklichkeit scheint Himmler sich unter Druck von vielen verschiedenen Seiten zu dem Befehl entschlossen zu haben. Der schwedische Vizepräsident des Roten Kreuzes Graf Folke Bernadotte, der Vertreter des Jüdischen Weltkongresses Norbert Masur, Himmlers eigener Arzt Felix Kersten und viele andere hatten ihm geraten, die letzten noch lebenden Opfer zu schonen. Um die Durchführung des Befehls durchzusetzen, besuchten Kasztner und Becher tatsächlich mehrere Konzentrationslager in den chaotischen letzten Kriegswochen, aber ihre Behauptung, dass Himmlers Entschluss zur Übergabe der Lager in erster Linie auf ihre Initiative zurückzuführen sei, lässt sich durch keine Dokumente aus dritter Hand belegen und scheint reichlich übertrieben zu sein.

Ihr erstes Ziel war Bergen-Belsen. Am 10. April sagte Becher in seiner Berliner Wohnung zu Kasztner, dass er erneut Himmler geraten habe, die Konzentrationslager kampfflos den Alliierten zu übergeben. Während Kasztner in Bechers Mercedes wartete, suchten Becher und Krumej Eichmann auf, um sicherzustellen, dass er den Befehl nicht sabotierte. Als Eichmann zwei Stunden später aus dem Gebäude kam, tat er so, als ob er Kasztner nicht gesehen hätte. Becher und Kasztner fuhren sofort ab und kamen um 17.30 Uhr in Bergen-

Belsen an. Der Lagerkommandant Kramer informierte sie «kalt und gleichgültig» über die schrecklichen Zustände im Lager. Anfang Februar habe es insgesamt 89.000 Insassen gehabt. Jetzt lebten noch 53.000. Die meisten Todesfälle seien die Folge von Hunger oder Typhus, aber er «könne nichts dafür». Um die Schrecken zu beenden, schlug Kasztner als «die einzige Lösung vor, unverzüglich das Lager den Alliierten kampflos zu übergeben.»¹³

Am 11. April telefonierte Becher mit Himmler, der ihn zur sofortigen Übergabe des Lagers ermächtigte. Diesmal zeigte Kramer Kasztner und Becher einen Teil des Lagers. Sie sahen Tausende «lebendige Skelette», aber keine Leichen. Der Wehrmachtskommandant Oberst Karl Harries weigerte sich zunächst zu kapitulieren, aber Becher meldete nach einem Besuch beim Oberkommando der Heeresgruppe Nord, dass das Kapitulationsangebot sich auf dem Weg zu den britischen Streitkräften befände. Am 12. April inspizierte er gerade das Lager Hamburg-Neuengamme, als er die Meldung erhielt, dass ein britischer Stabsoffizier in Bergen-Belsen eingetroffen sei, um die Übergabe des Lagers vorzubereiten. Als er Himmler am Telefon erzählte, dass er gleich nach Bergen-Belsen abfahren wolle, bekam er von seinem Vorgesetzten einen Ruffel: «Das ist nicht Ihre Sache, Becher. Das Kapitulieren überlassen Sie gefälligst der Wehrmacht!»¹⁴ Das Lager wurde schliesslich am 15. April den Briten übergeben.

Die meisten dieser Ereignisse werden in Kasztners eigenem zurückblickendem *Bericht* mitgeteilt. In einigen Fällen machte er Notizen kurz nach den Ereignissen selbst. Handfeste Beweise fehlen oft. Während *der Bericht* zur Rechtfertigung seiner Handlungen konstruiert wurde, vermitteln die spontanen Notizen ein authentischeres Bild. Ein aufschlussreiches Beispiel ist ein Brief, den er in der Nacht vom 11. April an «Onkel» – Codename für Mayer – in einem Hotel in Hamburg schrieb, wo er die Nächte zwischen seinen Besuchen in Bergen-Belsen verbrachte. Eine kurze Stelle scheint zu bestätigen, dass Becher – der gewöhnlich nur mit seinem Vornamen in Kasztners zensurgefährdeter Korrespondenz erwähnt wird – eine wichtige Rolle bei der Rettung der noch lebenden Häftlinge vor dem Tod im letzten Moment durch um sie herum stattfindende Kampfhandlungen spielte:

So weit ich es beurteilen konnte, wurden Kurts Vorschläge mit wenig Enthusiasmus aufgenommen. Kurt hat aber die Zustimmung des Kommandanten der Heeresgruppe auch eingeholt, und um 20.00 Uhr stand die Entscheidung fest: Das ganze Komplex wurde zur neutralen Zone erklärt und werde den Alliierten kampflos übergeben. Ein Oberst wurde beauftragt diese Entscheidung als Parlamentarier den Alliierten zur Kenntnis zu bringen.¹⁵

An anderer Stelle im gleichen Brief schreibt Kasztner, dass Becher die Übergabe von Buchenwald mit 30.000 bis 40.000 Juden unter ähnlichen Bedingungen wie in Bergen-Belsen veranlasst habe.

Als sie am 13. April nach Berlin zurückfuhren, versuchte Becher unverhohlen sein Alibi aufzubauen. «Wenn wir diesen verdammten Krieg doch verlieren müssten, dann hoffe ich, dass die Alliierten soviel Einsicht haben werden, meine Bemühungen und Leistungen zu würdigen», sagte er zu Kasztner. Noch unverfrorener legte er ein gutes Wort für Himmler ein, dessen Position in letzter Zeit sehr «heikel» geworden sei «infolge der Massnahmen ..., die er im Interesse der Juden und politischer Gefangener» habe treffen müssen. Dem guten Wort für Himmler liess er ein schlechtes Wort für Mayers Mangel an Diplomatie folgen, das zugleich verriet, dass er die Täuschungsmanöver der jüdischen Seite durchschaut und bereitwillig mitgemacht hatte: «Hätte sich Herr Saly Mayer anders benommen, hätte er zumindest mit Versprechungen nicht gespart, so hätte man, wie ich glaube, mehr erzielen können.»¹⁶ Mayer konnte wahrscheinlich wirklich nicht so gut bluffen, wie Kasztner es gern gesehen hätte, aber dass ein verschlageneres Vorgehen den Nazi-Mördern grössere Zugeständnisse entlockt hätte, ist keineswegs sicher.

Als Kasztner und Becher in Berlin ankamen, entdeckten sie, dass trotz Himmlers Befehlen Insassen aus bestimmten Lagern in grossen Massen in andere Lager verschleppt worden waren, damit sie nicht durch die Alliierten befreit werden konnten. So hatte zum Beispiel der Kommandant von Buchenwald 22.000 Häftlinge nach Flossenbürg und Dachau geschickt. Becher sagte Kasztner, dass Himmler auf seinen Wunsch versprochen habe, durch Telegramme an alle Lagerkommandanten die Evakuierung oder Liquidation der Gefangenen zu untersagen.

Becher fuhr nach Mauthausen und Flossenbürg ab, um die kampflose Übergabe zu veranlassen. Kasztner gelangte zusammen mit Krumey und Hunsche trotz Angriffen tieffliegender britischer Flugzeuge am 16. April nach Theresienstadt. Unter Führung von Rabbi Benjamin Marmelstein, dem von den Deutschen ernannten «Judenältesten», sahen sie das gleiche ausgeschmückte «Musterghetto», das bereits im Juni 1944 eine Delegation des Roten Kreuzes hinters Licht geführt hatte. Kasztner hatte Gelegenheit, einigen Insassen zu versichern, dass sie alle in kurzer Zeit befreit würden. Krumey übermittelte Himmlers Befehl, das Lager mit seinen 32.000 überlebenden Gefangenen dem Roten Kreuz zu übergeben. Der Befehl wurde erst am 5. Mai ausgeführt, drei Tage vor Übernahme des Lagers durch sowjetische Truppen.

Becher erschien am 27. April in Mauthausen. Anscheinend widerrief er den Befehl des Kommandanten, eine unterirdische Munitionsfabrik mit 22.000 Zwangsarbeitern in die Luft zu sprengen, aber wie weit die Übergabe des Lagers an die Amerikaner am 5. Mai seinen Bemühungen zuzuschreiben sein mag, lässt sich nicht rekonstruieren. Jedenfalls hatte er hier eine andere, persönliche Angelegenheit zu besorgen. Einer der engsten Mitarbeiter Kasztners, Moshe Schweiger, war bald nach der deutschen Besetzung Ungarns verhaftet und in Mauthausen interniert worden. Einen Tag vor Befreiung des Lagers durch die amerikanischen Streitkräfte holte ihn Becher heraus. Wie wir sehen werden, waren seine Motive nicht rein humanitärer Art.

Unterdessen war Kasztner wieder in die Schweiz gereist. Am 20. April war er in Genf, wo er versuchte, McClelland, Mayer und Schwab noch einmal mit Becher zu einem Gespräch an der Grenze zusammenzubringen. Man sagte ihm jedoch, dass ein solches Treffen angesichts der vorrückenden Alliierten nicht mehr nötig sei.

Am Tag davor hatte er unsere Gruppe in Caux besucht und einen begeisterten Empfang erlebt. Im Namen sowohl der orthodoxen Minderheit im Hotel Regina als auch der nichtreligiösen Mehrheit im Hotel Esplanade erhielt er eine eigens hergestellte Urkunde mit einer Zeichnung, die die wichtigen Aufenthaltsorte auf unserer Reise von Klausenburg über Budapest, Mosonmagyaróvár, Linz und Bergen-Belsen bis St. Gallen und Caux verfolgte. Im hebräischen Text – wo Kasztners Vorname in seiner hebräischen Variante erscheint – beten «1685 gerettete Juden» um Gottes Segen für unseren «edlen Retter und Beschützer» Dr. Israel Kasztner, der uns in einem «heroischen Kampf unter eigener Lebensgefahr und mit wahrer Selbstaufopferung von dem blutdürstigen Feind befreite». ¹⁷ Das war einer der glücklichsten Augenblicke in Kasztners Leben. Es sollten viele unglückliche folgen.

Nachkriegsprojekte

Kampf um Anerkennung

Das Ende des Krieges bedeutete das Ende der Rettungsaktionen, aber keineswegs das Ende der Geschichte von Kasztner. Gegen Ende April, kurz vor der Kapitulation Deutschlands, war er mit seiner Frau Bogyo in die Pension Sergy in Genf eingezogen, in der sie wohnen blieben, bis sie im Dezember 1947 nach Palästina auswanderten. Zwischen 1945 und 1948 reiste er mehrmals nach London und Nürnberg, wo er dem Internationalen Militärgerichtshof Informationen lieferte, an Vernehmungen teilnahm und Artikel schrieb. Für seinen Unterhalt kamen das Palästina-Amt, die Jewish Agency und die Gerichtshöfe für Kriegsverbrechen auf. Sein einziges Kind, Zsuzsi, wurde am 26. Dezember 1945 geboren. In einem Brief an eine Korrespondentin in Palästina nannte er sie den «einzigsten sauberen und leuchtenden Punkt» in seinem «inneren Zustand», den er nur als «Malaise» beschreiben könne.¹ Seinem Freund Dezsó Hermann gestand er, dass «Vaterschaft nicht eine Rolle, sondern ein Seelenzustand, ein unerklärbar gutes Gefühl» sei, und beschrieb «das kleine Mädchen mit Augen von japanischem Schnitt» als ein «solides, dauerhaftes Werk, von allem, was ich geschaffen habe, das gelungenste.»²

Aber die Vaterschaft reichte nicht aus, um ihn aufzuheitern. Wie Yehiam Weitz, der gründlichste Beobachter seines Nachkriegslebens, meint, war er «geistig wie körperlich nur noch ein Schatten seines früheren Selbst».³ Joel Brand, als er ihn im Mai 1946 in Genf traf, fand ihn «grau, nicht nur im Gesicht, sondern auch in seinen Gedanken».⁴ Nach den aufregenden Verhandlungen mit der SS fand er seine neuen Aktivitäten banal und langweilig. Er war bedrückt von Streitigkeiten mit Bogyo, die ihm eine frühere Liebesaffäre mit Hansi Brand begreiflicherweise übernahm. Von der jüdischen Öffentlichkeit hatte er Dank und Lob erwartet, aber stattdessen wurde er mit versteckten Andeutungen, Gerüchten und offenen Anklagen schwerer Vergehen während des Holocaust geplagt. Er fühlte sich missverstanden, war enttäuscht und verbittert.

Kasztners Widersacher waren eine bunte Mischung von seinen persönlichen oder politischen Gegnern, Überlebenden, die ihre Angehörigen verloren oder selbst in Lagern gelitten hatten, und sogar einzelnen Mitgliedern unserer Gruppe aus Bergen-Belsen. Die Hasskampagnen wurden oft anonym geführt, was ihn besonders ärgerte. So forderte er im Dezember 1945 in einem wütenden Brief Eliahu Dobkin auf, dem «Spiel hinter den Kulissen» ein Ende zu setzen und dafür zu sorgen, dass eventuelle «Missverständnisse» geklärt, «Verdachte»

laut artikuliert und «Beschwerden» präzise formuliert würden.⁵ Dobkin bezeichnete Kaszners Klagen kategorisch – und unwahrhaftig – als grundlos, und die Diffamierung ging weiter.

Kaszner fühlte sich tief verletzt. Wie er Hermann schrieb, glaubte er, dass die Führer des Jischuw (der jüdischen Gemeinschaft in Palästina) ihm «ein Bein gestellt» hätten, weil sie ihm einerseits den Erfolg missgönnten und andererseits die Grösse der Tragödie unterschätzten und daher auch «die Resultate nicht so hoch bewerteten, wie wir sie uns im Bewusstsein der Tatsachen und Möglichkeiten vorstellten.»⁶ Ähnlich führt er in einem Brief an seinen Freund Walter Eliezer die Feindseligkeit, die ihm entgegengebracht wurde, auf den «Unterschied der Auffassungen in Folge des Unterschieds der Erlebnisse» der Juden in Europa und der Juden in Palästina während des Holocaust zurück.⁷ Ben Gurion und Sharett seien zu stark mit der Erschaffung des Staates Israel beschäftigt gewesen, um an die Rettung der Juden in Europa zu denken, und andere Mitglieder der Jewish Agency wie z.B. Dobkin oder Yitzchak Gruenbaum hätten die Überlebenden zuerst ignoriert und dann vorsätzlich für ihre innenpolitischen Ziele eingesetzt. Bereits vor Gründung des jüdischen Staats – und ein Dutzend Jahre vor seinem Tod – hatte Kaszner eine Dichotomie erkannt, die zu einem der tiefsten Risse in der israelischen Gesellschaft und einem entscheidenden Faktor in seiner eigenen Tragödie werden sollte. Aber das war noch nicht alles. Abgesehen von seinem Groll gegen die Führer des Jischuw behauptete Kaszner, dass Saly Mayer, der Joint, die Brüder Sternbuch und die orthodoxe Aguda-Bewegung insgesamt die Anerkennung, die seinem Werk zustand, für sich beanspruchen wollten. Das mag leicht paranoid gewesen sein, aber Kritik über sein Verhalten, ob gerecht oder ungerecht, liess sich tatsächlich zunehmend hören.

Zu seiner Verteidigung gab Kaszner eine Reihe Erklärungen ab, in denen er mit seinen Erfolgen prahlte, aggressiv Anerkennung forderte und auf jede wirkliche oder eingebildete Geringschätzung unverhältnismässig heftig reagierte. Einer der ersten Rückblicke dieser Art ist ein vierseitiger Brief an Mitglieder der Jewish Agency, geschrieben im August 1945.⁸ Statt über «die moralische Berechtigung und politische Opportunität» der Arbeit ein endgültiges Urteil abgeben zu wollen, stellt er fest, dass das höchste Ziel der Wa'ada «Hazaiah, d.h. Rettung von Menschenleben» war. Dann zählt er die Aktionen auf, denen mehr als 200.000 Juden ihr Überleben verdanken sollen und die «in erster Linie unseren Anstrengungen zuzuschreiben» seien: die Freilassung der Gruppe aus Bergen-Belsen; das Überleben des Strasshof-Kontingents; die Verhinderung von Deportationen aus Budapest; die Verschonung von Kindern und alten Leuten von den Fussmärschen nach Österreich; die Rettung des Budapester Ghettos vor den Pfeilkreuzlern; Himmlers Befehl über die Einstellung aller Vernichtungsaktionen; die Befreiung von untergetauchten Juden in Bratislava; die kampflose Übergabe von Bergen-Belsen und Theresienstadt an die Alliierten.

In den darauffolgenden Jahren wiederholte Kasztner die Aufzählung häufig. Zwischen den verschiedenen Fassungen finden sich kleine Variationen in Bezug auf Einzelheiten, aber die Substanz bleibt immer gleich. Mit berechtigtem Stolz schreibt er an Walter Eliezer: «Was wir in Budapest und von Budapest aus gemacht haben, ist in der Geschichte der Katastrophe ohne Beispiel.»⁹ Er mag seinen eigenen Beitrag zu den weiteren Entwicklungen übertrieben haben, aber es scheint klar zu sein, dass er eine riesige Mission ausführen wollte, von der die Rettung unserer Gruppe von 1.670 nur ein kleiner Teil hätte sein sollen. Seine Träume blieben unerfüllt, aber dass er weit reichende Absichten hatte, lässt sich vielerorts nachweisen, so etwa in einem Brief an Arye Tartakower vom Jüdischen Weltkongress, wo er auf die Möglichkeit hinweist, dass «im Jahre 1944 – das Jahr der Vergasung von über einer Million Juden – Chancen für eine grosszügige Rettung vorhanden gewesen sind».¹⁰

Im Herbst 1946 verwickelte sich Kasztner in einen besonders hitzigen Streit. Am 4. Oktober liess der Joint eine Pressemitteilung zirkulieren, in der Saly Mayer als Retter ungarischer Juden hoch gepriesen, aber Kasztner kein einziges Mal erwähnt wird. Kasztner schäumte vor Wut. In einem Brief an Mayer widerlegte er die Mitteilung Punkt für Punkt und schrieb alle Erfolge der Wa'ada – oder vielmehr sich selbst – zu. Er schickte ähnliche Mitteilungen an verschiedene Zeitungen. Er verlangte vom Jüdischen Weltkongress, von der Jewish Agency und vom Joint eine umfassende Berichtigung. Im Dezember erhielt er eine halbherzige Entschuldigung im Namen des Joint vom geschäftsführenden Sekretär Moses A. Leavitt und vom Vizepräsidenten J.C. Hyman, der die Schuld an den Irrtümern auf den Vertreter des World Refugee Board Roswell McClelland abwälzte. Kasztner mag den folgenden Satz als eine absichtliche Herabsetzung empfunden haben, obwohl er eine offensichtliche Wahrheit enthielt: «Keine Organisation kann behaupten, dass sie allein die Arbeit geleistet hat».¹¹ Um die gleiche Zeit pries er sich selbst wieder in einem wahrscheinlich für die Jewish Agency bestimmten «Memorandum»¹² mit einer Aufzählung seiner Vereinbarungen mit Becher: die Freilassung der Gruppe aus Bergen-Belsen, die Umleitung der viel grösseren Gruppe nach Strasshof statt nach Auschwitz, die Rettung des Ghettos von Budapest, die kampflöse Übergabe von Bergen-Belsen, Mauthausen, Neuengamme und Theresienstadt.

Der heftigste Angriff zu dieser Zeit kam von Kasztners altem Rivalen Moshe Krausz. Im Sommer 1945 war Krausz seiner Stellung als Leiter des Palästina-Amtes in Budapest enthoben worden, nachdem die Jewish Agency eine Untersuchung seiner angeblich flüchtigen und provokativen Arbeitsweise durchgeführt hatte. Er wurde mangels Beweise freigesprochen, aber als Gegenangriff schrieb er einen Bericht für die Untersuchungskommission, in dem er seine eigenen Rettungsaktionen lobte und diejenigen von Kasztner verunglimpfte. Kasztner habe nicht nur die Gelegenheit verpasst, viel mehr Juden zu retten, weil er sich auf die Freilassung der Gruppe aus Bergen-Belsen konzentrierte, sondern auch für Rettungsaktionen

bestimmte Gelder missbraucht, die ungarischen Juden für seine eigene Sicherheit aufgeopfert und Krausz' gross angelegte Rettungsaktionen behindert.

Auf Kasztners Wunsch wurde 1946 am Rand des 22. Zionistischen Weltkongresses in Basel ein Ehrengericht aufgestellt, das die Beschwerden von Krausz untersuchen sollte. Zwei Sitzungen endeten ohne Urteil, weil die Zeit zu knapp zur Sammlung von Beweisen gewesen war. Ein zweites Gericht, ebenfalls von Kasztner beantragt, kam nie zu Stande.¹³ Ein paar Jahre später, nach Erlass des Gesetzes betreffend Nazis und Nazi-Kollaborateuren (Strafe) 1950, wurde Kasztner von der Polizei verhört, aber nicht angeklagt. Sein Wunsch, den Gerichten ein Ende zu setzen und die Anerkennung seiner grossen Leistung herbeizuführen, war der Hauptgrund, warum er seinen *Bericht* schrieb und dem 22. Zionistischen Weltkongress vorlegte. *Dem Bericht* ist die Neigung zur «Analyse zwecks Selbstrechtfertigung» und «Selbstglorifizierung» vorgeworfen worden.¹⁴ Auch brachte er Kasztners Feinde nicht zum Schweigen. Trotzdem ist er, mit Vorsicht gelesen, ein unentbehrliches Dokument über ein ausserordentliches Unternehmen.

Die Invektiven gegen Kasztner waren vielfältig, aber sie liefen im Grunde darauf hinaus, dass er um seiner persönlichen Vorteile willen mit den Nazis kollaboriert und die Vernichtung der ungarischen Juden gefördert habe. Es war eine unerhörte Anklage, und Kasztner tat alles, was er konnte, um sich zu verteidigen. Selbstverständlich war er in seiner eigenen Sache kein unvoreingenommener Zeuge, aber es ist mindestens eine Aussage von einem Beobachter überliefert, der seine Arbeit aus der Nähe beurteilen konnte und keine eigenen Zwecke verfolgte. Sie findet sich in einem Bericht, den Roswell McClelland seinen Vorgesetzten beim World Refugee Board im August 1945, also bald nach den fraglichen Ereignissen, abliefern. McClellands Aufstellung ist in vieler Hinsicht ein Spiegelbild von Kasztners eigener Bilanz, aber sie hat den Vorteil, klar, kurz und bei aller Positivität nicht offensichtlich voreingenommen zu sein. Kasztners grösste Erfolge, von McClelland aufgezählt, waren die folgenden:

- 1) Der Transport von zwei Gruppen Juden aus Ungarn in die Schweiz, über das Konzentrationslager Bergen-Belsen, am 21. August 1944 (318 Personen) und am 6. Dezember 1944 (1355 Personen).
- 2) Die Verhütung der Deportation von mehr als 200.000 Juden aus Budapest am 25. August 1944.
- 3) Die Befreiung... alter und kranker Personen und Kinder... von der gewaltsamen Evakuierung zu Fuss von Juden aus Budapest im November 1944.
- 4) Die Umleitung von Transporten mit ungefähr 17.000 ungarischen Juden nach Österreich statt nach Auschwitz im Juni 1944.
- 5) Stillschweigende Übereinkunft mit der SS, dass das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Budapest und Umgebung ungefähr 3000 jüdische Kinder in Häusern unter dem Schutz des Komitees unterbringen dürfe (August bis Dezember 1944).

- 6) Vorkehrungen für die Beschaffung und Verteilung von Lebensmitteln und Kleidung an etwa 7000 Juden in Arbeitslagern der Wiener Gegend (Januar 1945).
- 7) Die Freilassung von 69 prominenten Juden aus der Slowakei und Ungarn und ihre Ankunft in der Schweiz am 18. April 1945.¹⁵

Die Aufzählung enthält ein paar Ungenauigkeiten, und es ist fraglich, ob Kasztners Verdienst wirklich so gross ist, wie McClelland meint. Aber McClelland ist vorsichtig genug, die Übergabe der Lager, wo Kasztners Einfluss vielleicht am geringsten war, zu ignorieren, und zu betonen, dass Kasztners Verhandlungen mit Mayer und Becher nicht «ausschliesslich und allein für die obgenannten Resultate» verantwortlich waren, bevor er zum Schluss gelangt, dass sie «zweifellos in hohem Grad zu deren Verwirklichung beitragen».¹⁶

Später im gleichen Jahr griff McClelland in den Streit über Kasztners und Mayers Verdienste ein. In einem Brief an Kasztner selbst spricht er von der «unentbehrlichen und äusserst wichtigen Rolle», die Kasztner zusammen «mit Herrn Saly Mayer, Kurt Becher ... und ein paar anderen» in den «langen und schwierigen Verhandlungen» an der Schweizer Grenze gespielt habe. Das höchste Lob spendet er Kasztner, indem er ihm schreibt:

Ohne Ihre ursprüngliche Initiative in Budapest, die den notwendigen Kontakt und Willen zur Zusammenarbeit herstellte, und ohne Ihre dauernde Vermittlung (auf feindlich besetztem Gebiet, darf man hinzufügen) ist es schwer sich vorzustellen, wie die Verhandlungen überhaupt hätten stattfinden können, oder wenigstens, dass sie auch nur annähernd so erfolgreiche Resultate erzielt hätten.¹⁷

Die Feindseligkeit gegen Kasztner griff oft auf unsere ganze Gruppe aus Bergen-Belsen über. Es war vielleicht begreiflich, aber kaum gerecht, dass man sowohl ihm als auch uns Vorwürfe machte, weil wir lebten, während Millionen gestorben waren. McClelland ergriff eindeutig für die Lebenden Partei. An einen unbekanntem Empfänger schrieb er: «Man kann weder diejenigen, die die Abfahrt organisierten, noch die Teilnehmer dieser Transporte dafür verantwortlich machen, dass sie und nicht andere Juden gerettet wurden.» Statt Kasztner zu kritisieren, weil ihm das Unmögliche nicht gelungen war, würdigt er die ungeheure Leistung, die der Freikauf der beiden Teile unserer Gruppe aus Bergen-Belsen im August und Dezember 1944 darstellte: «Angesichts der verzweifelten Zustände, die zu dieser Zeit herrschten, und der Mentalität der Nazi-Führer, musste die Tatsache, dass er diese beiden Gruppen sicher in die Schweiz brachte, als eine Leistung von grosser Wichtigkeit betrachtet werden.»¹⁸

Leider waren viele anderer Meinung, und bald wurden die Stimmen, die für Kasztner sprachen, von einem Sturm wahrer, halbwarer und unwahrer Anklagen erstickt.

Eidesstattliche Erklärungen

Kasztners Kampf um Anerkennung seiner eigenen Leistungen ging Hand in Hand mit drei Projekten, die seine Zeit und Energie stark in Anspruch nahmen und zwischen 1945 und 1948 zahlreiche Reisen nach Nürnberg erforderten. Er wollte die Vermögen zurückgewinnen, die die Nazis den ungarischen Juden entwendet hatten, Eichmann aus seinem damals unbekanntem Versteck holen und den Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, für seine Kollaboration mit den Nazis seiner Strafe zuführen. Im Zusammenhang mit diesen Projekten gab er vor verschiedenen Kriegsverbrechergerichten eidesstattliche Erklärungen über vier SS-Offiziere ab, die im Krieg in Ungarn gedient hatten. Die Offiziere waren Dieter Wisliceny, Hans Jüttner, Hermann Krumei und Kurt Becher. Die Erklärungen zeigen eine erstaunliche Wandlung in Kasztners Haltung, zumal die späteren überraschend günstig für die Nazis ausfielen.

Wisliceny erscheint anfänglich in völlig negativem Licht. 1945 meint Kasztner, dass er, wenn überhaupt, höchstens aus Eigennutz für Juden etwas Gutes getan habe: «Er glaubte, dass er einen Entlastungszeugen haben würde, wenn er und seine Organisation sich für ihre Gräueltaten verantworten müssten, indem er mich am Leben erhielt und im Feldzug gegen die Juden Zugeständnisse machte.»¹⁹ 1948 beschreibt er ihn aber als den «ersten SS-Offizier, der wenn auch noch so kleine Zugeständnisse erlangt hatte, die das damals gültige Prinzip totaler Vernichtung brachen.»²⁰ Er scheint nicht gewusst zu haben, dass die vorübergehende politisch motivierte Einstellung der Deportation in der Slowakei nichts mit Wisliceny und dem Schmiergeld von Weissmandel und Fleischmann zu tun hatte.

Jüttner erwähnt Kasztner 1948 nur kurz, aber positiv. Er habe gegen die mörderische Behandlung von zehntausenden Juden protestiert, die im Herbst 1944 zu Fuss von Budapest nach Österreich getrieben wurden. Zum Schluss notiert Kasztner, dass «der Todesmarsch «in Folge der Intervention von Becher und Jüttner bei H. Himmler» trotz Eichmanns Proteste «angehalten wurde».²¹

Der eidesstattlichen Erklärung zu Gunsten Krumeis ging eine Privatkorrespondenz voraus. Im Dezember 1945 ersuchte Krumeis Frau Kasztner um Hilfe für ihren Mann, der sich in einem britischen Kriegsgefangenenlager befand. Kasztner lehnte zunächst ab, aber versicherte ihr schliesslich: «Selbstverständlich bin ich wann immer bereit, schriftlich festzulegen, in welchem Masse Ihr Mann uns in unserem Rettungswerk, manchmal auch mit beträchtlichem persönlichen Risiko, behilflich war.»²² Krumei selbst versprach er, dass er ihm helfen würde, seine «Freiheit wiederzuerlangen und ein neues Leben auf neuer Basis beginnen zu können».²³ In der eidesstattlichen Erklärung, die im Mai 1948 folgte, bescheinigt er, dass Krumei in Bratislava 29 Juden gerettet und in Theresienstadt sich «Befehlen, die die

Vernichtung von ungefähr 30.000 Häftlingen bezweckten», widersetzt habe. Im Zusammenhang mit den 15.000 Juden in Strasshof lobt er Krumeys «aussergewöhnlich guten Willen gegenüber denen, deren Leben oder Tod in hohem Grade davon abhing, wie er seine Befehle verstand und ausführte.» Um seine eigene Rolle nicht zu vergessen, fügt Kasztner hinzu, dass seine «Vorschläge zur Verbesserung der Lage dieser besonderen Gruppe» von Krumej immer «mit vollem Verständnis und Mitgefühl» aufgenommen worden seien.²⁴

Becher erscheint, abgesehen von der kurzen Erwähnung in der Erklärung für Jüttner, in zwei eidesstattlichen Erklärungen. Die erste, vom September 1945, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Verfolgung und Vernichtung der ungarischen Juden, und Becher spielt darin eine relativ kleine Rolle. Wie bei Wisliceny, sieht Kasztner auch bei ihm egoistische Motive hinter der Fassade des Wohlwollens: «SS-Standartenführer Becher nahm mich unter seine Fittiche, um für sich selbst für später ein Alibi zu schaffen. Er war seit dem Herbst 1944 darauf bedacht zu demonstrieren, dass er die Deportationen und Vernichtungen missbillige, und versuchte mir dauernd Beweise zu liefern, dass er sich bemühe, die Juden zu retten.»²⁵

Die zweite eidesstattliche Erklärung, vom 14. August 1947, könnte geradezu von einer anderen Person geschrieben sein. Sie beschäftigt sich ausschliesslich mit Becher und hat nichts als Lob für ihn. Kasztner zählt wieder einmal, mit leicht veränderten Zahlen, die Rettungsaktionen auf, die er mit Becher unternommen habe: den Freikauf von «1.685» aus Bergen-Belsen; Himmlers Einstellung der Vernichtungen im Herbst 1944; die Verhütung des Pfeilkreuzler-Massakers der 85.000 Insassen des Ghettos von Budapest; das Überleben von 5 5.000 Häftlingen in Bergen-Belsen, 12.000 in Neuengamme und 30.000 in Theresienstadt. Dann beschreibt er Bechers Verhalten in den schmeichelhaftesten Tönen:

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Becher zu den sehr wenigen SS-Führern gehörte, welche den Mut hatten, sich dem Vernichtungsprogramm entgegenzustellen und den Versuch machten, Menschenleben zu retten ... Becher [hat] alles im Bereich seiner Möglichkeiten und seiner Position getan ..., um unschuldige Menschenleben vor der blinden Tötungswut der Naziführer zu retten. Daher habe ich die guten Absichten Kurt Bechers keinen Augenblick bezweifelt, wenngleich die Form und Grundlage unserer Verhandlungen höchst unangenehm sein mögen. Nach meiner Meinung verdient Becher, wenn sein Fall durch alliierte oder deutsche Behörden beurteilt wird, die vollstmögliche Würdigung.

Er schliesst sein eindrucksvolles Loblied über Becher mit einer Reihe gleich eindrucksvoller Titel für sich selbst:

Diese Erklärung gebe ich nicht nur in meinem Namen [,] sondern auch im Namen der Jewish Agency und des Jüdischen Welt-Kongresses (Jewish World Congress) ab.

Dr. Rudolf Kasztner
Beauftragter der Jewish Agency, Genf
Früher Vorsitzender der Zionistischen Organisation in Ungarn, 1943-1945
Stellvertreter des Joint Distribution Committee in Budapest²⁶

Zehn Jahre später besiegelte diese Erklärung Kasztners tragisches Schicksal.

Becher

Es ist sicher, dass Kurt Becher zusammen mit Kasztner vielen Juden das Leben gerettet hat. Es ist auch sicher, dass er ein Nazi war und eine zweifelhafte Vergangenheit hatte.

Kurt Alexander Becher wurde 1909 in Hamburg geboren. Nach einigen Jahren als kaufmännischer Angestellter in einer Getreidehandelsfirma trat er 1934 in die SS und 1937 in die Nationalsozialistische Arbeiterpartei ein. Ab 1940 diente er in der Waffen-SS in Polen und der Ukraine und stieg in fünf Jahren vom Unterscharführer zum Standartenführer auf. 1944 ernannte ihn Himmler zu seinem Sonderbeauftragten in Budapest und 1945 zum Reichssonderbevollmächtigten für sämtliche Konzentrationslager. 1945-1948 befand er sich in amerikanischer Haft. Er stand unter dem Verdacht, Kriegsverbrecher zu sein, es kam aber nie zu einer Anklage. 1948 wurde er durch die Nürnberger Spruchkammer entnazifiziert. 1949 kehrte er in Bremen zu seinem früheren Beruf als Getreidehändler zurück. Er starb 1995 als Multimillionär in Hamburg.

Becher war eine zwielichtige Gestalt. Ich weiss nur von zwei Personen, die ihn absolut positiv beurteilen: Zsuzsi Kasztner und Endre Biss. Als Zsuzsi Becher kennen lernte, war er bereits sechsundachtzig Jahre alt, und sie war bezaubert vom «gut aussehenden, attraktiven, charismatischen Herzensbrecher». Sie betont, dass es keine Beweise für seine Beteiligung an der «Endlösung» gebe. Im Gegenteil: «Becher wollte wirklich meinem Vater helfen, so viele Juden zu retten wie möglich.»²⁷ Diese Lobpreisung von Becher lässt sich vielleicht damit erklären, dass Zsuzsi es nicht ertrug, das Bild ihres geliebten Vaters durch die Verbindung mit einem zweifelhaften Begleiter getrübt zu sehen. Mit dem wirklichen Becher hat sie ebenso wenig zu tun wie die von Biss vertretene Ansicht, dass Becher nichts Unrechtes getan, sondern «mehrere Zehntausend» vor dem Tod gerettet habe, um für «die Verbrechen, die im Namen aller seiner Landsleute begangen worden waren, teilweise zu sühnen»²⁸. Zsuzsis Reaktion ist verständlich; dass auch Biss von Bechers Charme geblendet wurde, verwundert mehr.

Nach allen anderen Berichten war Becher ein gut aussehender, gewandter Gauner, ein aalglatter Hochstapler, ein gewissenloser Betrüger und, um es deutlich zu sagen, sehr wahrscheinlich ein Kriegsverbrecher. 1961-1962 veröffentlichte der Schweizer Journalist Kurt Emmenegger eine Artikelreihe, in der er Becher als einen «Erpresser», «Räuber» und «Nazi-

verbrecher» entlarvt, «der es wie kaum ein zweiter verstanden hat, durch skrupellose Lügen, Tatsachenverdrehungen und geschickte Kombinationen von Halbwahrheiten nicht nur seiner Strafe zu entgehen, sondern sich als Wohltäter und Menschenretter zu präsentieren.» Das wahre Ziel seiner scheinbar humanitären Handlungen sei «Warenbeschaffung gegen Menschen und das grosse Alibi für sich selbst und seinen Reichsführer» gewesen.²⁹ Mit den bewährten SS-Methoden des Terrors habe er «Diebstahl, Raub, Erpressung» und «Meineid» begangen. Sein schlimmstes Verbrechen – von dem er die Aufmerksamkeit durch die Pose des grossen «Judenretters» ablenken wolle – sei «Teilnahme an Massenmord».³⁰

Ähnliche Ansichten über Becher waren schon vor Emmeneggers Recherchen im Umlauf. Namentlich während des «Kasztner-Prozesses» – von dem im nächsten Kapitel ausführlich die Rede sein wird – betrachteten die Richter Becher als einen Kriegsverbrecher, der Eichmanns Deportationen dazu benutzte, die Juden auszurauben. Der Bezirksrichter Benjamin Halevi erklärte, «Bechers Erpressungsapparat hätte ohne den Mordapparat Eichmanns nicht funktionieren können», und das Oberste Gericht entschied: «Die Vernichtung machte die Erpressung wirksamer.»³¹ Kasztner selbst hatte sarkastisch bemerkt: «Zwischen den einzelnen SS-Stellen war das Zusammenspiel musterhaft: Das Judenkommando vernichtete, der Wirtschaftsstab kassierte.»³²

Unter den Historikern, die sich mit Becher beschäftigten, ist Yehuda Bauer wohl der umsichtigste. Er nennt Becher einen «opportunistischen Nazi», der vielleicht an Massenmorden teilnahm, aber auch Massen rettete: «Becher war wahrscheinlich ein Mörder, ganz sicher ein Räuber und Erpresser – und möglicherweise der Retter von Hunderttausendenjuden.» Aber Bauers letztes Wort verdammt ihn eindeutig: «Er rettete alle diese Menschenleben, um auf lange Sicht selbst zu profitieren.»³³

Bechers Aktivitäten während des Krieges erfolgten in zwei Stufen. In Polen und der Ukraine war er in unmittelbarer Nähe von Orten, an denen Massenmorde stattfanden, eingesetzt. In Ungarn beschäftigte er sich mit Erpressungen im grossen Stil, aber auch mit beträchtlichen Rettungsaktionen. Mit einem feinen Gespür für jede Gelegenheit, sich zu bereichern oder sein eigenes Überleben zu sichern, benutzte er die jeweils günstigste Methode.

Zwischen 1940 und 1943 diente er in verschiedenen Kavallerieeinheiten der Waffen-SS, die auch als Totenkopf-Einheiten bekannt sind. Diese Einheiten wurden hinter der Front in besetzten Gebieten als Polizeiverstärkungen eingesetzt. Sie führten «Strafexpeditionen und Säuberungsaktionen» durch und töteten Partisanen, unschuldige Zivilisten und hauptsächlich Juden. Ihre Anführer genossen ein ausschweifendes Luxusleben, das auf Korruption, Betrug und Erpressung beruhte und Himmlers Anerkennung besass. Einer der herausragenden Täter war Bechers Vorgesetzter Hermann Fegelein, der später Hitlers Schwager wurde.

Im Juli 1941 war Bechers Einheit in den Pripjet-Sümpfen in der Ukraine eingesetzt. Sie sollte auf Befehl von Himmler die «rassisch und menschlich minderwertigen» Einwohner des Gebiets vernichten. Fegelein fügte hinzu, dass kommunistische Funktionäre öffentlich gehängt, verdächtige Zivilisten erschossen und Juden ghettoisiert, erschossen oder zum Erstickungstod in die Sümpfe getrieben werden müssten. Ungefähr 14.000 Juden sind auf diese Weise umgekommen. Im August wurde Becher zum Ordonnanzoffizier von Fegelein ernannt. Später behauptete er, dass er nie an den Mordfeldzügen teilgenommen oder auch nur von ihnen gehört habe. Das ist schwer zu glauben, denn kurz vor seiner Ernennung war er noch Zugführer in einem Kavallerieregiment, das die Sümpfe «säuberte», und nach seiner Ernennung gehörte es zu seinen Pflichten, einschlägige Befehle weiterzuleiten und über die Resultate Bericht zu erstatten. Ebenso schwer ist es, seine Behauptung, er habe Himmlers Befehle sabotiert, mit Himmlers Brief vom Januar 1943 zu vereinbaren, in dem Himmler seinem «unerschrockenen Einsatz im Kampf gegen das Untermenschentum» Tribut zollt. Nach Emmenegger besteht jedenfalls Grund zum Verdacht, dass Becher «nicht nur Mitwisser, sondern auch bei der Vernichtung von Zehntausenden jüdischer Frauen, Kinder und Männer beteiligt» war.³⁴

Becher war – mit seinen Untergebenen Max Grison, Herbert Kettlitz und Karl Grabau – bald nach der Besetzung am 19. März 1944 als Leiter des «Sonderstabs Budapest» der SS nach Ungarn gekommen. Sein offizieller Auftrag war der Einkauf von Pferden und Militärausrüstung für die SS, aber er hatte geheime Sondervollmachten von Himmler. Als seine Hauptbeschäftigung stellte sich die Enteignung der Juden zu Gunsten der SS heraus, aber er benutzte die Gelegenheit auch, um sich selbst zu bereichern. Er hatte unmittelbaren Zugang zu Himmler und versuchte oft, dessen Unterstützung gegen Eichmann zu gewinnen. Mit Eichmann kooperierte oder konkurrierte er, je nachdem, was seine eigenen Interessen eben erforderten. Die höchste Gunst Himmlers erlangte er durch seine Erbeutung des Manfred-Weiss-Konzerns für die SS.

Der Manfred-Weiss-Konzern war das grösste Industrieunternehmen Ungarns. Er gehörte einer Grossfamilie von Juden, Konvertiten und Nicht-Juden. Durch eine Kombination von Einschüchterung, Nötigung, Erpressung und falschen Versprechen brachte Becher die Eigentümer dazu, die Mehrheit ihrer Aktien der SS und in seine eigene Macht zu übergeben. Gleichzeitig zog er mit seiner Geliebten, Gräfin Hermine von Platen, in eine der luxuriösesten Villen der Familie Weiss. Als Gegenleistung liess er im Juni 1944 neun Familienmitglieder in die Schweiz und 32 nach Portugal fliegen. Fünf mussten als Geiseln in Wien bleiben, damit die Wahrheit über den Betrug nicht ans Licht kam. Die Hauptlast von Bechers Machenschaften trugen Dr. Ferenc Chorin, das Haupt des Konzerns, und Dr. Vilmos (Wilhelm) Billitz, einer der Direktoren, der später eine Rolle im Geschäft spielen sollte, das uns das Leben rettete. Becher behauptete nach dem Krieg, dass er mehr als alles andere den Konzern

für die rechtmässigen Eigentümer retten wollte, aber das hinderte ihn nicht daran, alle beweglichen Güter nach Deutschland zu verlagern, als die Rote Armee sich Budapest näherte.

Nachdem er sich des Manfred-Weiss-Konzerns bemächtigt hatte, erfand Becher weitere Methoden, sich zu bereichern. Mit seinen Adjutanten richtete er Werkstätten ein, in denen die bekanntesten Handwerker Budapests Luxusgüter für die SS gegen Schutzpässe, aber ohne Bezahlung herstellten. Ferner zwang er Kasztner, ungefähr 50 reiche Leute in die Bergen-Belsener Gruppe aufzunehmen, die ihm persönlich ein beträchtliches Lösegeld zahlten, zusätzlich zu den 1000 Dollar pro Person, die er bereits von der Wa'ada für die SS einkassiert hatte.

Im Oktober 1944 wurde Becher zum Haupt des ungarisch-deutschen «Ausräumungskommandos» ernannt, dessen Aufgabe es war, strategisch wichtige Güter aus der Reichweite der heranrückenden sowjetischen Armee zu entfernen. Unter seinem Befehl beförderten rund 1.200 Züge, 370 Schiffe sowie 63.000 Autos und Lastwagen Rohmaterialien, Maschinen und andere Ladungen nach Österreich und Deutschland. Ein Teil davon wurde in die deutsche Kriegsindustrie integriert, aber es gibt klare Anzeichen dafür, dass er mit dem Rest nach dem Krieg eigene grosse Industrieanlagen bauen wollte. Ausserdem beschlagnahmte er die in ungarischen Banken deponierten Geld- und Goldbestände und entwendete alle Kunstwerke aus mehreren Museen.

Als das Ende des Dritten Reichs kurz bevorstand, musste Becher zwei zusammenhängende Probleme lösen: Wie konnte er seine Nazi-Vergangenheit verbergen, und was sollte er mit dem Lösegeld für unsere Gruppe anfangen, das noch in seinem Besitz war? Da kam ihm Moshe Schweiger in den Sinn. Schweiger war 1944 aus Ungarn nach Mauthausen deportiert worden. 1945 war er vor Hunger und Erschöpfung dem Tod nahe. Am 27. April wurde er zum Lagerkommandanten befohlen, in dessen Büro ein Zivilist, den er nicht kannte, ihm zuflüsterte: «Jetzt tut sich etwas für Sie». Er erhielt ein bequemeres Quartier, besseres Essen und an Stelle der Häftlingsuniform Zivilkleidung. Am 4. Mai wurde er mit dem Auto nach Waldsee an der Donau gebracht. Hier traf er wieder den Zivilisten, der sich nun als Becher vorstellte und erklärte, dass er ihn als ein «persönliches Geschenk für Dr. Kasztner» aus Mauthausen befreit habe. Sie fuhren zusammen zu einem Jagdschlösschen bei Weissenbach im Salzkammergut, wo Becher und sein Stab sich einquartiert hatten. Auf dem Weg lobte Becher Himmler: «Wenn Sie erst den Reichsführer persönlich kennenlernen werden, werden Sie sehen, was für ein wunderbarer Mensch er ist.»³⁵

Am 8. Mai – an dem der Krieg in Europa endete – schrieb Schweiger einen ausführlichen Brief an «alle Militärischen und Zivilbehörden der alliierten Besatzungsmächte und alle Organe des Internationalen Roten Kreuzes». Er bezeichnete sich selbst als «Mitglied des Council of Jewish Agency und des Zentralkomitees der Zionistisch-Sozialistischen Weltvereinigung ‚Ichud‘ « und bekräftigte, «dass Herr Kurt Becher sich seit langer Zeit für die Erhaltung und Rettung von vorwiegend jüdischen Personen eingesetzt hat». Um sicher zu ge-

hen, fügte er hinzu, dass Becher und seine Mitarbeiter – die er alle mit Namen aufzählt – «die Initiatoren» der Aktionen waren und «unter rücksichtslosem persönlichem Einsatz die wirkliche praktische Rettungsarbeit durchgeführt» haben.³⁶ Der Brief entstand offensichtlich unter Bechers Einfluss.

Ein paar Tage später brachte Becher zwei Koffer zu Schweiger. Die Koffer enthielten sechs Stahlschachteln, in denen achtundzwanzig mit Wertgegenständen gefüllte Säcke lagen. Becher sagte, dass es sich um das gesamte Lösegeld für unsere Bergen-Belsener Gruppe handelte, das er Kasztner zurückzugeben versprochen hatte. Er legte die Säcke, diesmal ohne die Schachteln, in die Koffer zurück. Er bat Schweiger, die Koffer in die Schweiz zu bringen, aber Schweiger hatte Angst, für einen Plünderer gehalten zu werden, und gab sie am 24. Mai einem jüdischen Hauptmann in der Gegenspionage-Einheit CIC (Counter Intelligence Corps) 215 der amerikanischen Armee zur Aufbewahrung. Der Hauptmann leitete sie seinerseits an seine Vorgesetzten weiter.

Im Oktober fuhr Schweiger nach Genf zu Kasztner. Sie informierten gemeinsam die Jewish Agency, dass sie einen Schatz, den sie auf acht Millionen Schweizer Franken oder zwei Millionen Dollar schätzten, wiedergefunden hätten. Sie forderten die amerikanischen Behörden auf, ihn der Jewish Agency auszuhändigen. In einem Brief an CIC 215 erwähnten sie namentlich «Gold, Zigarettenetuis, Uhren, Schmuck, sowie Napoleons, Gold und Platin», ferner «Geld in Pengo» und «Dollar und Goldmünzen, die uns von der Wa'ada in Istanbul geschickt wurden».³⁷ Diesmal schätzten sie den Schatz auf 8,7 Millionen Schweizer Franken. Der Generalsekretär des Joint, Moses Leavitt, verlangte seinerseits vom amerikanischen Staatssekretär die Rückgabe des Schatzes an seine Organisation, aber ohne Erfolg.

Bereits am 24. Mai hatten CIC-Agenten unter einem Bett im Jagdschlösschen bei Weisenbach einen viel grösseren Schatz aus Gold, Platin, Schmuck, Geld und Goldzähnen gefunden, die aus einem Konzentrationslager stammen mussten; und gegen Ende Juni hatten fünf ungarische Juden, die mit Becher ins Salzkammergut gefahren waren, der gleichen Einheit einen weiteren Schatz abgeliefert. Die amerikanischen Behörden betrachteten sowohl diese Funde wie auch die beiden Koffer, die Schweiger abgegeben hatte, als «herrenloses Eigentum». Becher wurde im Zusammenhang mit ihnen nie verhört. Irgendwann im Jahr 1946 wurde alles in zwei Banken in Salzburg deponiert.

Unter Druck des Joint beschloss das amerikanische State Department schliesslich, den von Schweiger abgelieferten Schatz der Jewish Agency zu überlassen. Im März 1947 holten zwei Vertreter der Jewish Agency, Dagobert Arian und Meir Benzion Meiry, achtundzwanzig Säcke von den österreichischen Banken ab und nahmen sie in die Schweiz mit. Als der Inhalt schliesslich in Palästina ankam, stellte es sich heraus, dass er weit von der ursprünglichen Schätzung der Wa'ada entfernt, nicht zwei Millionen, sondern nur 65.000 Dollar wert war. Becher behauptete, er habe Schweiger das gesamte Lösegeld zurückgegeben. Kasztner

unterstützte Becher. Arian beteuerte, Becher habe das Meiste verschwinden lassen und Schweiger über den Wert des noch Vorhandenen irregeführt. Der Historiker Ronald Zweig nennt zwei mögliche Ursachen für das Defizit – «Inflation und die ungarische Währungsreform» sowie «den unvermeidlichen Wertverlust, wenn kostbare persönliche Besitztümer» als «Beute»³⁸ in einen Topf geworfen werden –, aber er fügt hinzu, dass auch diese Hypothesen nur einen Teil der Diskrepanz erklären können. Was den Rest betrifft, steht es jedem frei zu spekulieren, aber was wirklich geschah, werden wir wohl nie mit Sicherheit erfahren.

Bald nachdem Becher die Koffer in Schweigers Gewahrsam übergeben hatte, wurde er, am 12. Mai, von österreichischen Freiheitskämpfern gefangen genommen und an die amerikanischen Truppen ausgeliefert. Die nächsten sechs Monate verbrachte er in den Internierungslagern Natternberg und Oberursel. Als er nach Budapest zitiert wurde, um in einem Prozess gegen ungarische Faschisten als Zeuge aufzutreten, fürchtete er, in sowjetische Hände zu fallen, wurde aber anstandslos wieder in die amerikanische Gefangenschaft zurückgeschickt. Im Januar 1946 verhörte ihn zwei Wochen lang der CIO-Hauptmann Richard A. Gutman, fand aber zu wenig Beweismaterial, um einen Kriegsverbrecher-Prozess gegen ihn zu eröffnen. Im gleichen Jahr wurde er «von den Vereinigten Staaten gesucht wegen Mordes» und im nächsten Jahr «gesucht von den USA wegen Quälerei, begangen in Budapest und Mauthausen».³⁹ Ein ungarisches Gesuch um seine Auslieferung lehnten die Amerikaner ab, weil sie ihn im Zusammenhang mit Ereignissen in Mauthausen vor Gericht stellen wollten, aber sie verloren das Interesse an ihm, bevor der Prozess 1948 angefangen hatte. Während seiner Verhöre wurden alle Warnzeichen, dass er vor seiner Stationierung in Ungarn in Kriegsverbrechen verwickelt gewesen sein könnte, übersehen. 1952 wies die Schweizer Polizei seinen Antrag auf ein Einreisevisum zurück, und 1961 entschied der Generalstaatsanwalt von Israel, dass er vor Gericht gestellt würde, falls er je israelischen Boden beträte. In den 1960er Jahren wurde er in einem Gericht in München der Teilnahme am Mord an Juden in den Pripjet-Sümpfen und noch 1982 in einem Gerichtshof in Bremen des Mordes angeklagt. Beide Prozesse wurden mangels Beweisen abgebrochen.

Die aus Kasztners Sicht bedeutendste Untersuchung gegen Becher fand in der Nürnberger Spruchkammer IV statt. Die Spezialabteilung des Hamburger Polizei-Kriminalamtes kannte Becher als «überzeugten, eitlen und ehrgeizigen Nazi, der seine Versprechen brach, wenn es um seinen Vorteil ging»⁴⁰, konnte ihm aber nichts Strafbares nachweisen. Mit Hilfe seiner Geliebten und seines Anwalts trug Becher rund 50 schriftliche Aussagen von Geschäftspartnern und früheren SS-Kollegen zusammen, die alle für seinen guten Charakter zeugten. In diesen Lügenmärchen erscheint er als ein ehrlicher Mann, der jederzeit bereit war, seinen Mitmenschen ohne Ansehen ihrer Nationalität oder Rasse zu helfen, der sein eigenes Leben aufs Spiel setzte, um Juden zu schützen, und der für seine humanitären Be-

mühungen keine materielle Belohnung erhalten hatte. Als entscheidend erwies sich aber die eidesstattliche Erklärung, die Kasztner am 14. August 1947 für ihn abgab.

Kurz bevor Kasztner diese Erklärung verfasste, besuchte er Becher im Gefängnis und nahm aktiv an seinem Verhör durch den amerikanischen Nachrichtendienst-Offizier Curt Ponger teil. Pongers Protokoll zeigt, dass Kasztner die Antworten stellenweise Becher geradezu in den Mund legte. So brachte er Becher mit überdeutlichen Winken dazu, sich an die Rettung des Budapester Ghettos und seiner 80-100.000 Insassen im Dezember 1944 zu «erinnern». Nach dieser zweifelhaften Erinnerung soll der Kommandant der deutschen Garnison in Budapest, Karl Pfeffer-Wildenbruch, Himmler telegrafisch um Weisungen gebeten haben, da die Pfeilkreuzler beschlossen, das Ghetto zu liquidieren, und die Deutschen beim Rückzug in der Regel keine Juden lebendig zurückliessen. Himmler habe Becher konsultiert und die Antwort erhalten: «Natürlich darf den Juden nichts passieren».⁴¹ Darauf soll Himmler die Befehle ausgesprochen haben, die das Ghetto retteten.

Becher wurde Anfang 1948 freigelassen. Wie der Leiter der amerikanischen Ermittlungsabteilung bei den Nürnberger Prozessen, Walter H. Rapp, meint, war der Verzicht auf den amerikanischen Plan, Becher vor Gericht zu stellen, das Resultat von «Kasztners wiederholten Begehren, Becher freizulassen», und «Bechers endgültige Befreiung aus Nürnberg» folgte «allein auf Kasztners Bitten und seine eidesstattliche Erklärung».⁴² Im Juli 1948 schrieb Kasztner selbst an Eliezer Kaplan, den Schatzmeister der Jewish Agency: «Kurt Becher war ein ehemaliger SS-Oberst, der während des Rettungsunternehmens als Verbindungs-offizier zwischen mir und Himmler diente. Er wurde durch die alliierten Besatzungsmächte aus dem Gefängnis in Nürnberg in Folge meiner persönlichen Intervention entlassen.»⁴³ Er sollte seine Grosssprecherei teuer bezahlen.

Nach dem Krieg ergriff Becher jede Gelegenheit, sich als Judenretter aufzuspielen. In der amerikanischen Gefangenschaft von 1945 bis 1948 schrieb er in Privatgesprächen wie in förmlichen Verlautbarungen Befehle von Himmler, die viele Tausende gerettet hatten, seinen eigenen Überredungskünsten zu. Manche seiner verstiegensten Behauptungen finden sich in seiner Zeugenaussage zum Eichmann-Prozess 1961.⁴⁴ Da die israelischen Behörden ihm kein sicheres Geleit garantierten, hatte er eine Einladung nach Jerusalem abgelehnt. Stattdessen beantwortete er eine Reihe Fragen schriftlich vor einem Richter in Bremen. Mangels konkreter Beweise ist es schwer, die Wahrheit von den Übertreibungen, Verzerrungen und Lügen zu trennen, mit denen er sich auf Eichmanns Kosten zu entlasten versucht. Er behauptet, dass die Vermögenswerte, die er von der Waada erpresst hatte, ihm die Gelegenheit verschafften, «gegenüber Himmler mit den Leistungen der jüdischen Seite zu argumentieren». Der beidseitige Bluff der Verhandlungen über Lastwagen gegen Menschenleben hätten es ihm ermöglicht, für die Juden bei Himmler zu intervenieren, auch als es ihm schon

«völlig klar war, dass diese Proposition nicht ernst gemeint war». Am scheinheiligsten ist er, wenn er erklärt, warum er Himmler irreführt habe, obwohl er wusste, dass die Wa'ada trickste: «Meine Bemühungen, jüdische und politisch verfolgte Menschen zu schützen, waren der Grund, weswegen ich vorgab, diese geschäftlichen Transaktionen durchführen zu wollen, da ich darin die einzige Möglichkeit erblickte, bei Himmler Konzessionen für diese Menschen zu erreichen.»

Bechers Aussagen über seine eigenen Aktionen lesen sich wie ein Spiegelbild von Kaszners Berichten, doch die Selbst Verherrlichung stammt von ihm selbst. Er sagt wahrscheinlich die Wahrheit, wenn er behauptet, dass unsere Gruppe deshalb aus Bergen-Belsen freigelassen wurde, weil er «wiederholt bei Himmler insistiert [habe], dass dieser Transport weitergehen müsse». Alle seine weiteren Erzählungen sind mit Vorsicht zu geniessen. Über das Resultat seiner Gespräche vom 21. August 1944 mit Saly Mayer sagt er: «Ich weiss auch, dass Himmler im unmittelbaren Anschluss an meinen Vortrag den Befehl gegeben hat, die Deportationen von Juden aus Ungarn einzustellen». Im Oktober oder November fordert er Anerkennung für den «von mir bei Himmler im Herbst 1944 erwirkten Befehl», der das Ende des Holocaust bedeutete: «Ich verbiete mit sofortiger Wirkung jegliche Vernichtung von Juden und befehle im Gegenteil die Pflege von schwachen und kranken Personen.» Er beteuert, dass das von ihm «durch Mithilfe von General Winkelmann und General Jüttner erwirkte Abstoppen des Abtransports von Juden durch Fussmarsch nach Österreich» zu den «Ergebnissen meiner Bemühungen bei Himmler» gehöre, ebenso wie das im Dezember von Himmler gegenüber einem widerwilligen Eichmann wiederholte Verbot von Deportationen: «Wenn Sie bisher Juden ausrotteten, so müssen Sie, wenn ich es befehle, wie in diesem Falle, jetzt Judenpfleger sein.» Und zuletzt verbucht er die kampflöse Übergabe von mehreren Konzentrationslagern und deren 250.000 überlebenden Insassen an die Alliierten im Frühling 1945 als einen weiteren Erfolg seiner Manipulation von Himmler: «Im Verfolg dieser bei Himmler erwirkten Linie sind auch die von mir in den letzten Wochen des Krieges durchgeführten Massnahmen zum Schutze der Leben der Insassen von Konzentrationslagern anzusehen.» Bechers Einfluss mag tatsächlich bei all diesen Ereignissen eine Rolle gespielt haben, aber ein entscheidender Beitrag, wie er ihn für sich reklamiert, lässt sich nirgends belegen.

Am widerlichsten ist Bechers häufige Beteuerung, dass er in seinen Beziehungen zu den ungarischen Juden ausschliesslich von humanitären Motiven geleitet wurde. Was er auch immer hinter der Ostfront getan oder nicht getan haben mag, seine Raubzüge in Ungarn gingen über jedes Mass hinaus, das nötig gewesen wäre, um die Rettungsaktionen zu tarnen. Kaszner berichtet zahlreiche Beispiele von Bechers Drohungen und Schikanen. Eichmann ist alles andere als ein glaubhafter Zeuge, aber vielleicht kann man ihm glauben, wenn er berichtet, wie Becher ihn drängte, die Deportationen zu beschleunigen, um ein «nervöses

Klima» zu erzeugen, in dem er die Juden «eleganter und schneller» ausrauben könnte.⁴⁵ Becher hat viele Juden gerettet, aber keineswegs aus den edlen Gründen, die er erfand, um seine alles andere als grossmütigen Taten zu rechtfertigen.

Der Prozess

Ein Pamphlet

Erst im Dezember 1947 wanderte Kasztner mit seiner Frau und seiner Tochter endgültig nach Palästina aus. Er war aus mehreren Gründen so lange in der Schweiz geblieben. Zu seinem Wunsch, als Held in seiner neuen Heimat begrüsst zu werden, war der Vorsatz hinzugekommen, die von den Deutschen geraubten jüdischen Vermögen wiederzuerlangen, den inzwischen verschwundenen Eichmann zu fangen und den Grossmufti von Jerusalem für dessen Kollaboration mit den Deutschen zu bestrafen. Unter diesen Gesichtspunkten schien die Schweiz der günstigste Standort zu sein, bis die Zeit reif zum Handeln war.

Zunächst hatte er jeden Grund zum Optimismus. Die Presse und die sozialdemokratische Mapai-Partei bereiteten ihm «einen wirklich herzlichen Empfang». Ben Gurion nahm ihn «sehr freundschaftlich» auf und stellte ihm eine politische «Rolle» in Aussicht. Die Führung der Jewish Agency unterstützte seinen Wunsch, an den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen teilzunehmen.¹ Geld hatte er nicht und musste für eine Einzimmerwohnung in Tel Aviv ein Darlehen von seinem Schwager Pesach Rudik aufnehmen, aber nachdem Freunde eine Sammlung veranstaltet hatten, konnte er eine bequemere Wohnung beziehen, zuerst in der Amsterdam-Strasse und dann im Block Emanuel-Strasse 6, der seine letzte Adresse sein sollte.

Wohlhabend wurde Kasztner nie, aber er stieg bald zu einer hohen Stellung in der Mapai-Verwaltung auf. Ab 1949 diente er als Regierungssprecher im Versorgungsministerium, Transportministerium und Handels- und Industrieministerium, wohin er jeweils seinem Vorgesetzten, Minister Dov Joseph, folgte. Er arbeitete auch als Redakteur an der ungarischsprachigen Zeitung *Uj Kelet* und als Direktor für ungarische Sendungen des staatlichen Radiosenders Kol Jisrael. Zweimal versäumte er knapp die Wahl ins israelische Parlament (Knesset). 1945 gewann Mapai mit 46 Sitzen, aber er war Nummer 59 auf der Kandidatenliste. 1951, als Mapai mit 45 Sitzen gewann, war er Nummer 53. Dann eskalierte eine scheinbar lächerliche Beleidigung zu einem Gerichtsverfahren, das nicht bloss Kasztner ruinierte, sondern den ganzen Staat Israel bis in seine Fundamente erschütterte. Der «Kasztner-Prozess», wie er ungenau genannt wird, wurde zum sensationellsten und umstrittensten Gerichtsfall, den Israel je erleben sollte, einschliesslich des Prozesses gegen Adolf Eichmann.

Der «Kasztner-Prozess» verdankte seine Bedeutung der Tatsache, dass er die Israelis zum ersten Mal zwang, öffentlich zum Holocaust und seinen Auswirkungen auf sie selbst Stel-

lung zu nehmen. Dabei verwandelte sich einer der tiefsten unausgesprochenen Gegensätze innerhalb der israelischen Gesellschaft in einen offenen Konflikt. Die Juden, die sich bereits vor dem Krieg in Palästina niedergelassen und den Holocaust aus sicherer Entfernung angesehen hatten, nahmen es den Juden in Europa übel, dass sie sich «wie Lämmer zur Schlachtbank» hatten treiben lassen, während die Überlebenden aus Europa ihrerseits kaum mit dem Verlust ihrer Familien und mit ihren eigenen qualvollen Erlebnissen fertig wurden. Dazu kamen Schuldgefühle – bei den einen, weil sie keine Hilfe leisten konnten, als sie nötig war, bei den anderen, weil sie noch lebten, wo doch so viele gestorben waren. Als der Prozess die schwelenden Animositäten ans Tageslicht brachte, schürten politische Parteien, Interessengruppen und von fragwürdigen Motiven geleitete Einzelpersonen die Flammen, begleitet vom Rummel der Presse. Das Resultat war, um mit Yechiam Weitz zu sprechen, ein explosives Gemisch von «echten Schuldgefühlen neben manipulativer und zynischer Ausnutzung dieser Gefühle für politische Zwecke und persönlichen Profit.»²

Die Maschinerie des Unglücks wurde von einem gewissen Malchiel Grünwald in Gang gesetzt. Grünwald war ein ungarischer Jude von zweiundsiebzig Jahren und aktives Mitglied der orthodoxen Mizrachi-Bewegung. Er war zwei Jahre vor dem Krieg aus Wien nach Palästina ausgewandert und hatte als Journalist gearbeitet, bevor er Eigentümer eines kleinen Hotels in Jerusalem wurde. Sein Sohn war im israelischen Unabhängigkeitskampf 1948 gefallen. Seine Tochter, die zur Lehi-Gruppe gehörte, nahm sich später das Leben. Alle seine übrigen Verwandten waren im Holocaust umgekommen. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Schreiben, die Vervielfältigung und die Verteilung von Pamphleten unter dem Titel «Briefe an meine Freunde in der Mizrachi», in denen er Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und politische Tendenzen angriff und wirkliche oder eingebildete Verbrechen und Korruption – am liebsten seitens der Mapai – aufzudecken meinte. Tom Segev charakterisiert seine Schriften als «eine zornige Brühe aus politischen Kommentaren, die vergessene Konflikte, alte Ressentiments und allerlei staubige Skandale wiederbelebt».³ Er war wegen seiner Streitlust unbeliebt, wurde aber im Allgemeinen nicht ernst genommen. Kasztner war die Zielscheibe seines 17. Rundschreibens, das er im Sommer 1952 in Umlauf setzte. Ohne Zeit mit Feinheiten zu verlieren, fing er gleich in der höchsten Lautstärke an: Kasztner habe,

Meine lieben Freunde! Kadavergestank füllt meine Nasenlöcher! Das wird das erlesenste Begräbnis! Dr. Rudolf Kasztner muss liquidiert werden! Seit drei Jahren warte ich auf den Augenblick, wo ich diesen Karrieremacher, der an Hitlers Plünderungen und Morden reich wurde, entlarven kann. Wegen seiner kriminellen Machenschaften und Kollaborationen mit den Nazis betrachte ich ihn als Mitverantwortlichen für den Mord an unseren geliebten Brüdern.⁴

so fährt er fort, «nicht weniger als zweiundfünfzig seiner eigenen Verwandten» gerettet, während «Hunderte andere Juden – von denen die meisten zum Christentum übergetreten waren – ihre Rettung von Kasztner für Millionen gekauft» hätten. Kasztner habe «Tausende höherer Zionisten» sterben lassen, aber gleichzeitig «die Mitglieder von Mapai» und «Leute mit Beziehungen» gerettet und «dabei ein Vermögen verdient.» Becher habe er geholfen, der Gerechtigkeit zu entkommen, damit dieser, sein Mit verbrochet, «dem internationalen Gerichtshof ihre Geschäfte und ihre gemeinsamen Raubzüge» nicht verriet.⁵

Zuerst nahm kaum jemand Notiz von Grünwalds Schmähchrift. Aber Verleumdung eines hohen Regierungsbeamten bedeutete Verleumdung des Staates und dem Land standen Parlamentswahlen bevor. Chaim Cohn, gleichzeitig Generalstaatsanwalt und Justizminister in der Mapai-Regierung, erstattete Anzeige wegen krimineller Ehrverletzung gegen Grünwald. Kasztner sollte der Hauptzeuge der Anklage sein. Cohn erwartete einen leichten Sieg. Ob er wohl den Stimmen gefolgt wäre, die ihm rieten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, wenn er das wirkliche Resultat der Klage vorausgesehen hätte?

Kasztner selbst schwankte. Er bat Cohn, die Klage fallen zu lassen. Zehn Jahre nach Kasztners Tod erzählte seine Witwe Bogy 6 einem Reporter: «Rezsó wollte den Prozess nicht, aber er war in einer unmöglichen Lage... Man sagte ihm, er müsse seine Zustimmung zu einem Ehrverletzungsprozess geben, den die Regierung an seiner Stelle anstrengen wolle, oder von seiner Stellung zurücktreten... Ich sagte ihm: ‚Tritt zurück!‘ Aber er antwortete, dass er keine Wahl habe.»⁶ Gleichzeitig wollte etwas in ihm den Kampf. Unter Einfluss seines Freundes Dezsó Hermann griff er nur zu gern nach dieser «Chance, ein Teil der Geschichte zu werden.»⁷ Bogyós Kusine Rivka Bar-Yosef meint, er habe den Prozess als Mittel gesehen, ihm «den Status eines Helden und Heiligen wiederzuerstatten.»⁸ Seinem Schwager Pesach Rudik zufolge glaubte er, dass er als ein Nationalheld den Gerichtssaal verlassen würde. Weitz ist der Ansicht, dass trotz seiner Besorgnis «seine Abenteuerlust und sein Verlangen, im Rampenlicht zu stehen, die Oberhand gewannen. Der Prozess bot ihm eine Gelegenheit, der eintönigen Behaglichkeit seiner Arbeit als Regierungssprecher zu entkommen und die Stellung zu erringen, die ihm zustand.»⁹ Die Klage wurde am 25. Mai 1953 als «Kriminalfall Nr. 124/53» eingereicht. Der Prozess begann im Bezirksgericht Jerusalem am 1. Januar 1954.

Der Richter war Benjamin Halevi, ein Israeli deutscher Geburt, um die vierzig. Ein paar Monate früher hatte er in einem Militärtribunal gegen fünfzehn junge Radikale unter Anklage des Terrorismus ausserordentlich harte Urteile gefällt. Die politische Rechte reagierte heftig, indem sie Halevi beschuldigte, sich bei der Mapai-Regierung einschmeicheln zu wollen. Im Dezember 1953 wurde er bei den Ernennungen zum Obersten Gericht übergangen. Er unternahm den ungewöhnlichen Schritt, den Ministerpräsidenten Ben Gurion persönlich um die Ernennung zu bitten, und drohte als Bezirksrichter zurückzutreten, machte dann aber diese Drohung nicht wahr.

1954 wurde er wieder übergangen. 1961 war er einer der drei Richter im Eichmann-Prozess und zwei Jahre später schaffte er es endlich, zum Obersten Gericht ernannt zu werden. 1969 wurde er Abgeordneter der Knesset, in der er bis 1977 die Likud-Gruppe am rechten Flügel repräsentierte. Er starb 1996.

Die Anklage, die den Staat Israel gegen Grünwald repräsentierte, wurde von Amnon Tel, Stellvertreter des Staatsanwalts im Bezirk Jerusalem, vertreten. Er hatte wenig Erfahrung und war ungenügend auf den Prozess vorbereitet. Ab 1. Juni 1954 unterstützte ihn der Generalstaatsanwalt Cohn persönlich, aber keiner der beiden war dem Verteidiger Schmuel Tamir gewachsen.

Tamir, in Israel geboren und um die dreissig, war ein Rechtsradikaler. Er war auch ein glänzender Advokat, der nicht an einem Übermass an Skrupeln litt. Er kam aus einer Familie von Revisionisten und gehörte zur gewalttätigen Irgun-Gruppe, bevor er Mitbegründer der Cherut-Partei wurde, die dann unter Menachem Begin in der Likud-Partei aufging. Tamir war ein unversöhnlicher Feind der Mapai-Partei, deren Führer Ben Gurion er ganz besonders hasste. Als der Prozess begann, war er schon als führender politischer Anwalt bekannt, der mehrere militante Angeklagte verteidigt hatte. Nach Segev war er «ein schlauer Politiker, ein Fürsprecher mit einem schnellen Auge und einer scharfen Zunge, der sich nach dramatischen Intrigen und Beachtung durch die Medien sehnte.»¹⁰ Von brennenden politischen Ambitionen getrieben hoffte er, die Mapai-Regierung zu stürzen und in nicht zu ferner Zukunft ein rechtsgerichtetes Gross-Israel zu führen. Dieses Ziel erreichte er nicht, aber sein Auftritt im Prozess trug viel zum späteren Ende der Mapai-Herrschaft bei. Er förderte auch seine Wahl in die Knesset im Jahr 1969 und seine Ernennung zum Justizminister unter Begin 1977. Er starb 1987.

Als Grünwald ihn bat, seine Verteidigung zu übernehmen, interessierte Tamir weder der Fall selbst noch die Briefmarkensammlung, die der mittellose Beklagte ihm als Honorar anbot. Er erkannte jedoch sofort, dass er den Prozess für seine eigenen politischen Zwecke benutzen konnte. Er stimmte unter zwei Bedingungen zu: erstens, dass er die Verteidigung vollständig nach eigenem Gutdünken führen könne, und zweitens, dass er die Frage der Ehrverletzung von Kasztner zu einer Untersuchung des Verhaltens der Jischuw-Führer während des Holocaust erweitern dürfe.

Die Anklage

Nach zwei Aufschüben begann der Prozess am 18. Februar 1954. Drei Tage lang berichtete Kasztner ruhig, zuversichtlich und stolz einmal mehr seine Leistungen, wie er sie sah: die Freilassung unserer Gruppe aus Bergen-Belsen, das Überleben des Strasshof-Kontingents und die Verschonung des Ghettos in Budapest, die Einstellung der Vergasungen in Auschwitz, die kampfflose Übergabe mehrerer Konzentrationslager mit Zehntausenden von

Gefangenen an die Alliierten. Er zählte die ihm von den Deutschen gewährten Privilegien auf, die nicht nur seine Rettungsaktionen ermöglicht, sondern auch ihn persönlich von allen Einschränkungen durch die judenfeindlichen Gesetze dispensiert hatten. Er war offensichtlich glücklich, im Rampenlicht zu stehen. Die Presse sang Loblieder über seine heroischen Taten. Der Richter war so beeindruckt, dass er Grünwald nahelegte, seine Anklagen zurückzunehmen. Aber im Kreuzverhör drehte Tamir den Spiess um.

Tamir sprach von Anfang an, als ob Kasztner der Angeklagte gewesen wäre, während Kasztner keinen Gebrauch von den rechtlichen Verteidigungsmitteln für Angeklagte machen konnte, weil er nur Zeuge war. Er hatte Kasztners schwächste Stelle – sein Verhältnis zur SS – erkannt und begann mit einem Angriff auf sein Zeugnis zu Gunsten Bechers. Kasztner erklärte, dass er zwischen 1945 und 1948 in London und Nürnberg gearbeitet habe und in den Kriegsverbrecherprozessen als Zeuge – oder, wie er grossspurig sagte, als «Berater in Sachen Vernichtung der Juden» – aufgetreten sei. Tamirs Anklage wies er kategorisch zurück:

Ich habe in Nürnberg keine Erklärung zu Gunsten von Becher abgegeben. Ich habe sie weder dem Internationalen Gerichtshof noch irgendwelchen Einrichtungen oder Beamten des Gerichtshofs gegeben.

Grünwalds Behauptung in seinem Pamphlet, dass ich nach Nürnberg gegangen sei, um Becher zu retten, ist eine totale Lüge.

Die deutsche Spruchkammer lud mich ein, eine Erklärung über Becher abzugeben, als ich in Nürnberg war. Ich sagte nein. Ich hatte nicht den Wunsch, vor Deutschen zu erscheinen. Ich hatte während des Kriegs genug von Deutschen.

Ich habe aber versprochen, der Spruchkammer eine eidesstattliche Erklärung zu geben, die ich ihr auch geschickt habe. Es ist eine totale Lüge, dass ich Kurt Becher half, in Nürnberg seiner Strafe zu entinnen. Ich habe keine Zeugenaussage oder eidesstattliche Erklärung zu seinen Gunsten abgegeben.¹¹

Am zweiten Tag des Kreuzverhörs fragte Tamir, ob die «eidesstattliche Erklärung für Becher oder gegen ihn» gesprochen habe. Kasztner antwortete: «Weder für noch gegen. Ich versuchte nur die Wahrheit zu sagen.» Als Kasztner beteuerte, dass seine Aussage bei Bechers Freilassung «in keiner Weise entscheidend» gewesen sei, sagte Tamir: «Ich sage Ihnen jetzt, dass Kurt Becher dank Ihrer persönlichen Intervention in Nürnberg aus dem Gefängnis entlassen wurde.» Kasztner schrie: «Das ist eine schmutzige Lüge!»¹² Darauf präsentierte Tamir Kasztners Brief vom Juli 1948 an Eliezer Kaplan, in dem Kasztner die Freilassung Bechers durch die alliierten Besatzungsmächte als «das Resultat meiner persönlichen Intervention»¹³ beschrieb. Nach einigen Ausflüchten gab Kasztner zu, dass er «den Brief etwas grossspurig formuliert» habe, weil Becher ihm damals angeboten hatte, «gewisse jüdische Gelder

dem Staat Israel zu übergeben», und er Kaplan veranlassen wollte, das Angebot ernst zu nehmen. Während er die Verantwortung für «den unvorsichtigen Wortlaut eines Briefes»¹⁴ übernahm, leugnete er weiterhin jede Absicht, Becher zu helfen. Aber es nützte ihm nichts. Sein scheinbar misslungener Versuch zu verbergen, was er vorher als grossen persönlichen Erfolg verbuchen wollte, liess ihn in einem höchst bedenklichen Licht erscheinen: Ein hoher israelischer Staatsbeamter hatte einen deutschen Kriegsverbrecher vor seiner verdienten Strafe gerettet und alles unter Eid geleugnet. Das war der Wendepunkt des Prozesses. Von da an glaubte Halevi kein Wort mehr, das Kasztner sagte. Und wenn er über seine Hilfestellung an Becher log, so meinte Halevi, dann musste er über viele noch schlimmere Verbrechen auch gelogen haben.

Während Tamir das Kreuzverhör unerbittlich fortsetzte, verlor Kasztner allmählich seine Selbstsicherheit. Der Stress machte ihn buchstäblich krank, und der Richter unterbrach mehrmals das Verfahren, damit er sich erholen konnte. Ausserhalb des Gerichts stürzte sich die rechte Presse auf die Sensation. Die lautstärkste Agitation kam von Uri Avneri, dem entschlossensten Verbündeten Tamirs und Herausgeber des Nachrichtenmagazins *HaOlam-HaSeh*, das sich auf Feldzüge gegen wirkliche oder eingebildete Missbräuche des Establishments spezialisiert hatte. Tamir selbst hatte inzwischen offen erklärt, dass es ihm nicht wirklich um die Freisprechung von Grünwald ging, sondern darum, Kasztner und mit ihm die Jewish Agency und Mapai zu Fall zu bringen. Jetzt nannte er Kasztner buchstäblich – und falsch – den «Angeklagten». Kasztner seinerseits schädigte sich selbst durch sein Benehmen. Er hatte seine Selbstdarstellung mit grosser Zuversicht begonnen und glaubte, dass ihm endlich die Anerkennung zuteil würde, die er nach seiner Meinung verdiente. Als das Verfahren nicht mehr nach seinem Wunsch lief, «verlor er die Beherrschung, schrie und verhaspelte sich»,¹⁵ schrieb Segev.

Einen schlimmen taktischen Fehler beging die Anklage dadurch, dass sie als Zeugen prominente Persönlichkeiten, die wenig von Kasztners Mission wussten, gegen Grünwald aussagen liess, statt Leute einzuladen, die Kasztner bei seinen Rettungsunternehmen geholfen hatten. Mit solchen Freunden im Zeugenstand brauchte Kasztner keine Feinde. Der bekannteste von ihnen war Joel Palgi, der einzige von den drei Fallschirmspringern, der den Krieg überlebt hatte. Palgi wurde als Nationalheld verehrt, aber er verlor nie seine Schuldgefühle wegen seines Misserfolgs in Ungarn. Seine Haltung gegenüber Kasztner war äusserst ambivalent. Tamir behauptete, dass Kasztner Palgi und Goldstein in Budapest der Gestapo ausgeliefert habe, um seine eigene Haut zu retten, und dass Palgi unter Kasztners Einfluss mit der Gestapo kollaboriert habe. Palgi tat, was er konnte, um diese Anklagen zu widerlegen, aber Tamir verwickelte ihn in ein Gewebe von Widersprüchen, die für Kasztner grossen Schaden anrichteten.

Das Schicksal der Fallschirmspringer war ein besonders wunder Punkt im israelischen Bewusstsein. Die drei jungen Juden, die in das von Deutschen besetzte Europa geflogen wa-

ren, um den Nazis die Stirn zu bieten, waren zu einem nicht weniger heroischen Mythos geworden als die Rebellen von Masada, die den gemeinsamen Selbstmord wählten, um nicht Sklaven der Römer zu werden, die Insassen des Warschauer Ghettos, die den Deutschen bis in den Tod Widerstand leisteten, oder die militanten Gruppen, die die Briten in Palästina bekämpften. Diese kriegerischen Juden galten als das Gegenteil der gehorsamen Millionen, die sich widerstandslos in die Gaskammern treiben liessen, und auch der Mauschler, die mit den Nazis Kompromisse zu schliessen versuchten. Heute wird Hanna Szenes als eine der grössten jüdischen Märtyrerinnen verehrt, während Goldstein fast vergessen und Palgis Glanz etwas verblasst ist. Im Prozess konnten Palgis widerspruchsvolle Aussagen nicht den Beweis erbringen, dass Kasztner die Fallschirmspringer nicht verraten hatte.

Der andere Schlüsselzeuge, der Kasztner nichts nützte, war Joel Brand. Er hatte zwar beabsichtigt, Grünwalds Anklagen zu widerlegen, aber seine Aussage untergrub Kasztners Stellung. Der Grund war wahrscheinlich eher seine eigene unglückliche Lage als etwa der Wunsch, Kasztner zu schaden. Brand war verbittert und enttäuscht. Das Leben in Israel hatte keine seiner Hoffnungen erfüllt. Der Misserfolg seiner Mission in Istanbul liess ihn nicht los. Wo er versagt hatte, konnte Kasztner spektakuläre Erfolge aufweisen. Während er im Nahen Osten gefangen war, hatte Kasztner ein Verhältnis mit seiner Frau in Ungarn. Statt ein ausgewogenes Bild von Kasztners Verdiensten zu entwerfen, geiferte er über seine mutmasslichen Feinde. Er behauptete namentlich, dass die Führer der Jewish Agency vorsätzlich seine Gefangennahme durch die Briten in Syrien veranlasst hätten, um sich bei der grossen Kolonialmacht beliebt zu machen. Brands Verfolgungswahn nützte Kasztner ebenso wenig wie Palgis Zweideutigkeiten.

Angriff die beste Verteidigung?

Nach einer mehrmonatigen Pause begann der Prozess wieder am 1. Juni 1954. Kasztner hatte sich seit seinem ersten, selbstsicheren Auftritt stark verändert. Einem Zeitungsbericht zufolge «war er blass und sah aus, als ob er eben nach einer langen Krankheit aus dem Bett gestiegen wäre; er sprach leise und matt.»¹⁶ Aber Tamir nahm das Verhör erbarmungslos an dem Punkt wieder auf, wo Kasztner am verletzbarsten war: «Sie haben Becher nicht nur vor dem internationalen Gerichtshof in Nürnberg gerettet, sondern ... Sie haben dem Entnazifizierungsgericht der Deutschen eine eidesstattliche Erklärung gegeben und Sie haben ihn auch vor seiner Strafe gerettet.» Kasztner antwortete: «Nein! Das ist nicht wahr!» Da stellte ihm Tamir eine Falle: «Dr. Kasztner, sind Sie mit mir einverstanden, dass es von unserem nationalen Standpunkt eine kriminelle Handlung ist, zu Gunsten eines hohen Nazi-Offiziers

zu intervenieren und seine Freilassung herbeizuführen?» Kasztner stimmte ihm bei: «Meine Antwort ist positiv. Vom nationalen Standpunkt ist es ein Verbrechen.»¹⁷

Während der Verhandlungspause hatte Tamir Kasztners eidesstattliche Erklärung vom 14. August 1947 entdeckt. Nachdem er Kasztner in eine Lage hineinmanipuliert hatte, in der er sich selbst im Voraus verurteilte, verlas Tamir nun das belastende Dokument. Ohne Kasztner eine Atempause zu gönnen, fuhr er mit seinem schonungslosen Angriff fort: «Sie waren mit mir einverstanden, dass jegliche Intervention eines jüdischen Beamten zu Gunsten eines hohen SS-Offiziers, einschliesslich Becher, ein Nationalverbrechen ist. Nachdem sich jetzt herausgestellt hat, dass Sie genau das getan haben, sind Sie mit mir einverstanden, dass Sie ein Nationalverbrecher sind?» Kasztners lahme Antwort war: «Das ist Ihre Version.»¹⁸ Er hatte die Schlacht verloren.

Es war schon schlimm genug, dass Kasztner einem Nazi-Kriegsverbrecher geholfen hatte. Wenn er nicht als Zeuge vor Gericht gestanden hätte, wäre er möglicherweise angeklagt und sogar zum Tod verurteilt worden, wie es das 1950 verabschiedete Gesetz über Nazi-Kollaborateure und ihre Strafe vorsah. Aber das war noch nicht alles. Er hatte eine weitere strafbare Handlung begangen, als er das Affidavit als Stellvertreter der höchsten jüdischen Organisationen unterschrieb. Es ist nicht ganz klar, warum er das getan hatte. Weitz glaubt zum Beispiel, dass «er sich verschiedene Titel verlieh, ohne ein Anrecht auf sie zu haben, um seine eigene Bedeutung aufzublasen».¹⁹ Kasztner selbst erklärte vor Gericht, dass er bei besserem Wissen diese Titel nicht benutzt hätte, behauptete aber gleichzeitig, dass er mit dem Wissen und der Zustimmung seiner Vorgesetzten gehandelt habe:

Bevor ich nach Nürnberg fuhr, sass ich zusammen mit den Leuten von der Jewish Agency und mit Leuten vom Kongress und wir diskutierten, was man tun könnte, um die Nazis, besonders die, die an der Vernichtung der Juden teilgenommen hatten, vor Gericht zu bringen. Wir fragten uns auch, was in den wenigen Fällen zu tun war, in denen wir von den Nazis Beistand erhielten. Ich erwähnte da besonders Becher, und das Gericht kennt meine Meinung von ihm. Ich fragte, ob ich im Fall einer Aufforderung über diese Sache eine Meinung abzugeben, nicht nur in meinem Namen, sondern auch im Namen der Jewish Agency oder des Kongresses sagen darf, dass er Rücksichtnahme angesichts seiner Hilfe bei der Rettung von Juden verdient. Ich bekam eine positive Antwort.²⁰

Bei den betreffenden «Leuten» handelte es sich um Chaim Barlas und Eliahu Dobkin von der Jewish Agency sowie Maurice Perlzweig und Gerhart Riegner vom Jüdischen Weltkongress. Dobkin sagte sogar im Prozess aus, gab jedoch vor, nie von Becher gehört zu haben.

Als der Staatsanwalt das Kreuzverhör begann, war Kasztner bereits ganz demoralisiert. Hansi Brand erinnert sich, dass er sich «im Griff halten konnte», bis ihm Tamir das Affida-

vit für Becher vorlegte, aber in diesem Augenblick «sein Selbstbewusstsein endgültig verlor.»²¹ Er versuchte, einen Rückzieher zu machen und gleichzeitig auf seinem Standpunkt zu beharren: «Ich glaube nicht, dass ich meine Zeugenaussage genau der Wahrheit entsprechend formuliert habe. Wenn ich unter Druck eines demagogischen Kreuzverhörs hie und da etwas gesagt habe, das mir wirklich leid tut, so ändert das nichts an meiner Grundeinstellung zur Sache.»²² Aber jetzt war er in Halevis Augen bereits ein unverbesserlicher Lügner. Und Tamir, der Kasztner in diese Situation hineinmanipuliert hatte, begann seinen letzten Angriff.

Als Kasztner am 3. Mai 1944 nach Klausenburg fuhr, sagte Tamir, habe er über Auschwitz schon genau Bescheid gewusst, aber geschwiegen, weil Eichmann ihm als Gegenleistung versprochen habe, einige Prominente freizulassen. Kasztners Schweigen habe die Juden in Kolozsvár und anderswo in ein falsches Sicherheitsgefühl eingelullt, so dass sie willig die Züge nach Auschwitz bestiegen, anstatt zu fliehen oder sich zu wehren. Tamir liess eine lange Reihe Zeugen auftreten, viele von ihnen aus Klausenburg, die ihre Verwandtschaft und oft auch um ein Haar ihr eigenes Leben in den Todeslagern verloren hatten. Sie alle klagten Kasztner an, sie über den wahren Zweck der Deportationen nicht informiert oder gar bewusst irreführt zu haben. Jacob Freifeld, zum Beispiel, behauptete, die jüdischen Führer hätten seine Familie «bewusst in den Tod geschickt», um «sich selbst zu retten». Yechiel Shmueli erklärte, die Juden hätten keinen Widerstand bei der Einwaggonierung geleistet, «weil man uns allen gesagt hatte, wir würden nach Kenyermész zur Arbeit gebracht.» David Rozner mutmasste, dass Kasztner «getötet worden wäre», wenn er sich nach dem Krieg «auf der Strasse gezeigt» hätte, denn «er war der Mann, der die Juden in den Glauben an die guten Absichten der Deutschen irreführt hat.»²³ In allen diesen Zeugenaussagen erscheint Kasztner, wie Weitz schreibt, als «ein zynischer, opportunistischer Mensch, ein Prominenter in der Gemeinschaft, der, statt das Leben seiner ‚Herde‘ zu schützen, sie um einer Handvoll privilegierter Freunde und Verwandten willen dem Tod auslieferte.»²⁴

Einer von Tamirs Hauptzeugen war Moshe Krausz, der die Gelegenheit ergriff, mit Kasztner, der Mapai-Partei und der Jewish Agency abzurechnen. Er behauptete, dass Kasztner ursprünglich gute Absichten gehabt habe, aber dann durch seinen Ehrgeiz, die grösste Macht in der jüdischen Gemeinschaft zu sein, zur Kollaboration mit den Nazis verführt worden sei. Die Freilassung der Gruppe aus Bergen-Belsen sei ein hinterhältiges Manöver der Deutschen gewesen, die jüdische Bevölkerung über Auschwitz zu täuschen und unter den jüdischen Führern Konflikte herbeizuführen. Kasztner leide an «Grössenwahn» und habe «kein Gewissen und keine Rücksicht auf andere», wenn es darum gehe, seine eigenen Ziele zu erreichen.²⁵ Er selbst, sagte Krausz, habe bessere Mittel gefunden, Juden zu retten. Tatsächlich hatte er bei den grossen Rettungsaktionen von Lutz, Wallenberg und anderen Diplomaten aus neutralen Ländern eine wichtige Rolle gespielt. Aber man muss seine Aussage im Be-

wusstsein lesen, dass er und Kasztner erbitterte Rivalen waren und Krausz selbst erhebliche Unregelmässigkeiten vorgeworfen wurden.

Den höchsten Effekt erreichte Tamir durch die Aussage von Kato Szenes, Hannas Mutter, die nach dem Krieg nach Israel ausgewandert war. Sie berichtete, dass sie wiederholt Kasztners Büro aufgesucht habe, um ihn anzuflehen, Hanna aus dem Gefängnis zu befreien, aber jedes Mal von seiner Sekretärin mit dem Bescheid weggeschickt wurde, dass er nicht da sei. Tamir benutzte Hannas legendären Ruf, um Kasztners Charakter so finster wie möglich erscheinen zu lassen. Er verherrlichte sie als die Verkörperung der wahren Israelis, die bereit waren zu kämpfen und zu sterben, im Gegensatz zu den schwächlichen Juden der Diaspora, die sich – oft umsonst – bemühten, durch Kompromiss und Beschwichtigung am Leben zu bleiben. In seiner grobschlächtigen, aber wirkungsvollen Darstellung wurde Hanna, um mit Weitz zu sprechen, zum «Symbol der Hingabe, der Opferbereitschaft und des Heroismus» und Kasztner zum «Symbol der Unterwürfigkeit und Kollaboration».²⁶ Je leuchtender Hanna als Heldin erschien, umso dunkler wurde das Bild Kasztners als Verräter.

Grünwalds eigene Aussage war voll Hass und Zorn wie sein Pamphlet. Er verfolgte die gleiche Linie wie Tamir, doch die traurige Mischung von echtem Schmerz und zwanghafter Übertreibung war sein eigener Beitrag. Seine Klage über die Vergasung von zweiundfünfzig Verwandten in Majdanek und Auschwitz schien aufrichtig zu sein, aber der Mischmasch von Schwulst und Pedanterie, mit der er Kasztner angriff, war typisch für seine übliche Phrasendrescherei: «Der Mann, den die Nazis benutzten, um das abscheulichste Verbrechen der Geschichte auszuführen, war, auf Grund meiner Nachforschung und wie ich zur Überzeugung gelangte, Rudolf Kasztner.»²⁷ Kurz, Grünwald war als Zeuge so konfus wie als Pamphletautor, aber für Tamirs Pläne eignete er sich ausgezeichnet.

Nach den Zeugenaussagen erging sich Tamir in einer langen Zusammenfassung. Er legte dar, «wie ein idealistischer junger Zionist wie Kasztner, der trotz einiger Fehler hoch begabt war, zum zuverlässigen Kumpan der Nazi-Führer herabstieg». Besonderen Nachdruck legte er auf die Gruppe, die Kasztner im Mai 1944 zur Befreiung aus dem Ghetto von Klausenburg ausgewählt habe, während alle anderen deportiert wurden. Kasztner habe «eine Gemeinschaft von zwanzigtausend Juden» aufgeopfert, «um 380 seiner Freunde und Verwandten zu retten». Die Freilassung dieser Gruppe – und des ganzen «Prominentenzuges» aus Bergen-Belsen – sei der Preis gewesen, den Eichmann Kasztner dafür bezahlte, dass er den jüdischen Massen ihren wahren Bestimmungsort verschwiegen habe, damit sie nichts unternahmen, bevor sie alle «versiegelt und in die Gaskammer geliefert» worden seien. So habe «Kasztners Kollaboration die vollständige Vernichtung des Volkes bewerkstelligt».²⁸ In die Rolle des Psychologen schlüpfend sprach Tamir über Kasztners «krankhaften Ehrgeiz, als hohes Tier, als Führer der Juden» zu gelten, der «seine Blindheit, seine Lügen und seine schrecklichen

Verbrechen» verursacht habe. Er gab zu, dass Kasztner bis Mai 1944 in gutem Glauben handelte: «Er war ein egoistischer, gerissener Kerl, aber im Grunde wollte er Juden retten.» Als Eichmann ihm die Gelegenheit gab, die «Prominenten» zu retten, liess der «kleine Journalist aus Cluj» seinen Ehrgeiz «seine Werte durcheinanderbringen». Er nahm Eichmanns Angebot an, obwohl von seiner Mitwirkung die Vernichtung von Hunderttausenden abhing. Die Deportationen begannen Mitte Mai 1944, und von da an «verstrickte Kasztner sich immer tiefer, und sein Verbrechen wuchs.» Schliesslich «wurde Kasztner in den letzten Monaten des Krieges Agent der ganzen Nazi-Bande – der erfolgreichste jüdische Agent in ihren Reihen ... ihr zuverlässiger Bündnispartner und Apologet.²⁹

Nach dieser drastischen, wenn auch ungenauen Anklage konzentrierte sich Tamir wieder auf Kasztners Beziehungen zu Becher. Er behauptete, dass Kasztner «schamlos sein eigenes Verbrechen vertuschen wollte», indem er «Becher, einen der Erz-Mörder vom Urteil in Nürnberg befreite». Kasztner habe «in böser Absicht Meineid begangen» und «zusammen mit seinen Kollegen ein Komplott geschmiedet, um die historische Wahrheit vor diesem Gerichtshof und vor der ganzen Welt zu verbergen». Er betonte «die Ungeheuerlichkeit der Kollaboration mit Nazi-Mördern» und forderte, dass Kasztner «von der israelischen Regierung im Sinn des Gesetzes gegen Nazis und Nazi-Kollaborateure vor Gericht gestellt werde».³⁰ Das Gesetz, auf das sich Tamir bezog, enthielt unter anderem die Möglichkeit der Todesstrafe.

Wie wir bereits gesehen haben, ging es Tamir um mehr als Grünwald oder Kasztner. Er erklärte offen: «Ich bin zwar hier, um Kasztners Schuld zu beweisen, aber ich behaupte, dass seine Verantwortung geringer ist als die der Führer unserer freien jüdischen Welt.»³¹ Indem er alle taktischen Mittel einsetzte, die ihm zur Verfügung standen, verwandelte er die Verteidigung seines armseligen Klienten in eine sensationelle Attacke gegen die israelische Führung. Mit zweifelhaften Analogien gelangte er von Grünwalds Klagen über Kasztner zu seinen eigenen Vorwürfen an die jüdischen Führer in Palästina während des Zweiten Weltkrieges. Er behauptete, dass Kasztner nicht selbstständig gehandelt habe, sondern im Dienst einer Macht, die das eigene Volk verriet: «Er nahm Teil an einem System, das damals von anderen jüdischen Einrichtungen entwickelt wurde, darunter die Jewish Agency und der Joint, das die Nachrichten über den Holocaust unterdrückte, Aufstände verhinderte und den Deutschen unmittelbar Hilfe leistete.» Als «unvermeidliches Resultat des Systems verwickelte Kasztner sich in Kollaboration und wurde ein Agent der Nazis».³² Dem «System», wie Tamir es nannte, das den Prozess gegen Grünwald anstrebte, ging es natürlich auch um mehr als die blosse Rehabilitation von Kasztner. Der Jurist Asher Maoz fasst die Situation so zusammen: «Wie Tamir Kasztner als ein Mittel benutzen wollte, um die Führung des Jischuw zu schlagen, ... waren die Ankläger auch durch etwas Anderes motiviert als den blossen Wunsch, Grünwald zu überführen. Wenn sie Kasztners Freispruch erreichten, wür-

den sie gleichzeitig den Freispruch der Jischuw-Führung von den gegen sie erhobenen Anklagen erreichen.»³³ Beide Parteien benutzten also Kasztner für ihre eigenen Zwecke, aber Tamir war gewandter und skrupelloser.

Während des Krieges hatten die Juden in Palästina die Ereignisse in Europa mit gemischten Gefühlen beobachtet. Als die vagen Gerüchte über die Todeslager zu konkretem Wissen wurden, fühlten sie nicht nur Mitleid mit ihren Brüdern und Schwestern in der Diaspora, sondern auch Verachtung, weil diese entweder – oft ohne Erfolg – versucht hatten zu überleben, indem sie den Kopf einzogen, oder sich demütig nach Auschwitz verfrachten und umbringen liessen. Bis in die 1950er Jahre betrachteten sie bewaffneten Widerstand bis zum Tod als die einzige ehrenhafte Verhaltensweise. Es dauerte lange – und war nicht zuletzt den Nachwirkungen des Kasztner-Prozesses zuzuschreiben –, bis die Israelis einsahen, dass es zwischen bewaffnetem Widerstand einerseits und resignierter Ergebenheit andererseits noch einen annehmbaren dritten Weg gab.

Zur Zeit des Holocaust wurde Palästina unter dem Mandat des Völkerbundes von Grossbritannien verwaltet. Die Haltung der jüdischen Einwohner liess sich grob zweiteilen zwischen der Hauptrichtung des mitte-links angesiedelten Zionismus, wie sie die Mapai-Partei und die Jewish Agency vertraten, und dem Revisionismus, repräsentiert vor allem von militanten rechtsgerichteten Gruppen wie Irgun Zvai Leumi (oder Etzel) und die Stern-Bande (oder Lehi). Die Mapai-Partei und die Jewish Agency bestanden grösstenteils aus älteren Einwanderern aus Europa. Die Revisionisten umfassten mehr junge Menschen, die in Palästina geboren waren (Sabras). Während des Krieges arbeiteten Mapai und Jewish Agency mit den Briten zusammen im Kampf gegen die Nazis, weil sie hofften, dass Willfährigkeit und Kompromissbereitschaft schliesslich ein freies Israel innerhalb vereinbarter Grenzen herbeiführen würden. Die Revisionisten dagegen träumten von einem Gross-Israel, das nur mit Gewalt gegen die Briten durchgesetzt werden könnte, und sowohl Irgun als auch die Stern-Bande begingen terroristische Akte. Nach dem Krieg wurde Mapai zur dominierenden Partei im israelischen Parlament, und die Führer der Jewish Agency bildeten die Regierung. Aus dem Revisionismus entstand die Cherut-Partei, die später ein Teil von Likud wurde. Indem Tamir Kasztner angriff, hoffte er die Mapai-Regierung zu stürzen und Cherut an die Macht zu bringen.

Sowohl während des Krieges wie danach beschuldigten die Revisionisten die Jewish Agency und Mapai, die feige Mentalität der Juden im «Galut», d.h. im Exil fern vom eigenen Land, zu teilen, während sie sich selbst als stolze Kämpfer für ein neues Israel ansahen. Tamir versuchte, die Jewish Agency und Mapai zu diskreditieren, indem er Parallelen zwischen ihnen und Kasztner aufzeigte. Kasztners angebliche Kollaboration mit den Deutschen stellte er der angeblichen Kollaboration der Jewish Agency mit den Briten gleich. Beide hätten vorsätzlich die Nachrichten über Auschwitz unterdrückt, und wie Kasztners Schweigen die ungarischen Juden in den Tod geschickt habe, so habe das Schweigen der Jewish

Agency dazu geführt, dass die Gelegenheit verpasst wurde, entweder die Juden in Palästina zum Aufstand gegen die britische Besatzung zu bewegen oder die Alliierten zur Rettung der Juden in Europa anzuspornen. Die Funktionäre der Jewish Agency in Istanbul und Palästina, insbesondere Sharett, hätten sich gegen Joel Brand verschworen. Indem sie ihn in Syrien verhaften liessen, hätten sie eine Mission sabotiert, die Hunderttausende hätte retten können, um den Briten entgegenzukommen, die jede Masseneinwanderung nach Palästina hatten verhindern wollen. Vom Zorn der Gerechten und einem berechnenden Ehrgeiz geleitet donnerte Tamir gegen «dieses unverholene Verbrechen der grossen Männer der Jewish Agency.»³⁴ Indem er Parallelen zog, gelangte er zu dem Schluss, dass Machtgier der gemeinsame Nenner sei. Wie Kasztner wegen seines eigenen Ehrgeizes die ungarischen Juden verraten habe, so hätten die «offiziellen Einrichtungen des Jischuw sich der britischen Regierung ergeben» und «das europäische Judentum in seiner schrecklichsten Stunde im Stich gelassen», weil sie sich «absolut weigerten, die interne Macht aufzugeben», die sie in Palästina ausübten.³⁵

So weit die Vergangenheit, aber Tamir interessierte sich mehr für die Gegenwart. Da die führenden Persönlichkeiten in der von Mapai dominierten Regierung des jungen Staates Israel bereits während des Krieges führende Stellungen im Jischuw bekleidet hatten, versuchte er, ihr Verhalten in den 1940er Jahren in Verruf zu bringen, um die Mapai-Regierung in den 1950ern zu destabilisieren. Seit dem Krieg halte dieselbe Führung die Ereignisse während des Holocaust hinter einem «Vorhang aus Täuschung und Schweigen» verborgen.³⁶ Das Schweigen sollte Kasztners Missetaten verdecken, aber das sei nicht alles gewesen. «Alle mächtigen Regierungsstellen», so Tamir, hätten Kasztner beschützt «aus Angst, er würde alle ihm bekannten Tatsachen über eine andere Kollaboration verraten – die Kollaboration der Jewish Agency mit den Briten –, die die Rettung der europäischen Juden sabotiert und zu ihrer Vernichtung beigetragen»³⁷ habe. Mit diesem letzten Manöver gelang es Tamir, die Mapai-Regierung seiner eigenen Zeit zum Mittäter der früheren angeblichen Verbrechen der Jewish Agency zu machen, die sich ihrerseits durch die angeblichen Verbrechen von Kasztner enthüllen liessen. Das war der Punkt, den Tamir erreichen wollte, als er sich bereit erklärt hatte, Grünwald zu verteidigen.

Kasztners Plädoyer war kurz und gedrückt. Er war zermürbt von Tamirs unablässigen Anklagen und Halevis feindseligen Fragen und Kommentaren. Seine Anwälte hatten taktische Fehler gemacht, die rechten Medien verteufelten ihn immer mehr, und er wurde zunehmend als ein Verbrecher angesehen. Er hatte seine eigenen Aussichten geschwächt, indem er am Anfang des Prozesses zu selbstzufrieden auftrat und, als das Blatt sich gewendet hatte, zu aggressiv protestierte. Am meisten geschadet hatte er sich durch seine Zweideutigkeiten in Bezug auf seine Hilfe für Becher. Angesichts der Hauptanklage, dass er über Auschwitz geschwiegen habe, gab er zu, dass die Wa'ada «es unterlassen habe, den Boden für Unter-

grundaktionen vorbereiten, mit denen wir die Juden Ungarns angemessen warnen und vielleicht auch Widerstandshandlungen hätten durchführen können.» Er akzeptierte jedoch nicht, dass dies auf Kollaboration oder Verrat hinauslief, und beharrte auf den guten Absichten, die ihn und seine Kollegen geleitet hätten: «Mit unseren begrenzten Möglichkeiten taten wir unser Bestes.» Aber dann gestand er ohne seine gewohnte Grossspürigkeit: «Im Vergleich mit dem Ausmass der Katastrophe war das sehr wenig.»³⁸

In der Aussenwelt verfolgte das Publikum die Vorgänge im Gerichtshof mit wachsender Spannung. Während Sharett, Ben Gurion und ihre Mapai-Kollegen schwiegen, fielen die Cherut-Partei und die rechte Presse immer grausamer über Kasztner her. Tamir hatte den Stereotyp der Revisionisten aufs Wirksamste eingesetzt. Seine Auftritte mit Kasztner waren zum mythischen Kampf zwischen dem jungen, tapferen gebürtigen Israeli, dem «Sabra», und dem kriecherischen, hinterhältigen und zum Untergang verurteilten Juden der Diaspora geworden. Als der Richter den Prozess vertagte und sich zurückzog, um sein Urteil vorzubereiten, liess die Spannung allmählich nach. Als er das Urteil mehrere Monate später verlas, schlug es ein wie eine Bombe.

Das Urteil

Am 21. Juni 1955, neun Monate nach der Vertagung des Prozesses, erschien Richter Halevi wieder im Bezirksgericht Jerusalem. Kasztner wartete nervös allein in der nahen Pension Moriah. Halevi verlas von 8 Uhr früh bis 22 Uhr abends Auszüge aus seinem 300 Seiten starken Urteil, das sich als ebenso verheerend wie ungerecht erwies. Maoz nennt es «eines der provokantesten und strittigsten Urteile in der Geschichte des Staates»; Segev beschreibt es als «eines der herzlosesten Urteile in der Geschichte von Israel, vielleicht sogar das herzloseste überhaupt».³⁹

Halevi fasste Grünwalds krause Schmähschrift unter vier klaren Anklagen gegen Kasztner zusammen:

- a) Zusammenarbeit mit den Nazis
- b) «Indirekter Mord» oder «Vorbereitung des Bodens zum Mord» der Juden Ungarns
- c) Beteiligung an der Beute zusammen mit einem deutschen Kriegsverbrecher
- d) Rettung vor der Strafe desselben Kriegsverbrechers nach dem Kriege.⁴⁰

Er stimmte fast allen Behauptungen von Tamir zu. Die «Juden des Ghettos» seien «in ihren Massen selbständig und diszipliniert in die Deportationszüge eingestiegen, weil sie das wirkliche Ziel der Reise nicht kannten und weil sie der lügnerischen Mitteilung Glauben schenkten, dass man sie in ein Arbeitslager in Ungarn (Kenyérmezo) bringen wird.»⁴¹ Diese Lüge

sei von den Judenräten und insbesondere von Kasztner verbreitet worden. Dieselben jüdischen Führer, die «das Gerücht über Kenyérmezô verbreitet oder bestätigt» und «keinen Widerstand ... gegen die Deportation organisiert» hätten, «haben nicht ihre Gemeindebrüder nach Auschwitz begleitet, sondern wurden fast alle in dem B.B.-Transport eingegliedert.»⁴² Wenn Kasztner seine Pflicht getan und sein Volk gewarnt hätte, wäre es den Nazis nicht möglich gewesen, sie so schnell zu deportieren. Indem er vorsätzlich verschwieg, was er über Auschwitz wusste, habe er die Gelegenheit versäumt, die Juden zur Flucht, zum Untertauchen oder zum Widerstand zu veranlassen. Er habe dadurch «die Räder des ganzen Vernichtungsapparates geschmiert» und «wesentlich zu seiner Wirksamkeit beigetragen.»⁴³ Weil er sein «volles Wissen» für sich behalten habe, «stiegen... ca. eine halbe Million Männer, Frauen und Kinder in die sie nach Auschwitz bringenden Züge ein, aus voller Unkenntnis und als Opfer einer vorsätzlichen Irreführung.»⁴⁴

Zur Frage, warum «der Chef des Rettungskomitees die Mehrheit der ungarischen Juden ihrem Schicksal überliess», erklärte Halevi, Kasztner habe das getan, «um eine Hand voll ‚Bevorzugte‘ zu retten.»⁴⁵ Er sei einer «Versuchung» erlegen, der er nicht widerstehen konnte. Eichmann habe mit ihm gespielt wie die Katze mit der Maus, und als er am empfänglichsten war, «ihm die konkrete Möglichkeit geboten, vorläufig 600 Seelen aus der herannahenden Katastrophe zu retten, mit bestimmter Aussicht, diese Zahl in einem gewissen Masse durch weitere Bezahlungen, oder Verhandlungen zu erhöhen.» Kasztner habe das Angebot angenommen, obwohl Eichmann auf absoluter Geheimhaltung bestand, damit die Deportationen ohne Panik oder Widerstand vor sich gehen konnten. Als Eichmann ihn einlud, diejenigen auszuwählen, «die in seinen Augen aus irgendeinem Grunde zur Rettung wichtig und würdig erschienen,»⁴⁶ habe er seine engste Familie, seine anderen Verwandten und Freunde und ein paar leitende Figuren aus den jüdischen Gemeinden gewählt. Die Nazis hätten Kasztners Schweigen mit dem «Verzicht auf die Vernichtung der Bevorzugten» bezahlt, während Kasztner «die Rettung der Bevorzugten» mit dem «Verzicht auf jede konkrete Rettungsaktion zu Gunsten des Volkes» bezahlt habe. Das Resultat von Kasztners Haltung sei «die Erleichterung der Vernichtung des Volkes» gewesen.⁴⁷ So gelangte Halevi zum Schluss: «Die Kollaboration des Leiters des jüdischen Rettungskomitees mit dem Chef der Vernichter der ungarischen Juden in der Deportierung dieser Opfer nach Auschwitz wegen der Rettung der Bevorzugten, war... eine kriminelle Kollaboration im vollen Sinne des Wortes.»⁴⁸

Nach dieser Interpretation von Kasztners angeblichen Motiven fällt Halevi das Urteil, das zu den unerhörtesten Urteilen gehört, die je in einem Gerichtshof der modernen Welt ausgesprochen wurden. Kasztner habe zwar an Rettungsaktionen grösseren Umfangs gedacht, aber seine eigene Methode als die einzige potenziell erfolgreiche betrachtet. Eichmanns Angebot habe grosse Hoffnungen in ihm erweckt: «Die Rettung der wichtigen Personen der Gemeinschaft dank der Aktion des Komitees erschien in seinen Augen als ein zio-

nistischer und persönlicher Erfolg, ein Erfolg, der auch dazu angetan war, die von ihm bis jetzt verfolgte Linie zu rechtfertigen.» Halevi wechselte dann die Metapher und beschrieb das Angebot als ein «Geschenk», das Kasztner «ohne Zaudern» angenommen habe. Aber es war ein heimtückisches Geschenk, wie Halevi durch das Vergil-Zitat «timeo Danaos et dona ferentes» («ich fürchte die Danaer, selbst wenn sie Geschenke bringen») zu verstehen gab. Dann wechselte er von der griechischen Mythologie zur jüdischen und liess seine Bombe platzen: «Indem er dieses Geschenk angenommen hat, verkaufte K. seine Seele an den Satan.»⁴⁹

Halevi bedauerte später, einen so emotional geladenen Ausdruck gebraucht zu haben, aber der Schaden war nicht wieder gutzumachen. In der überhitzten Atmosphäre, die im Gerichtshof von Tamirs Rhetorik und auf der Strasse durch die Agitation der mapai-feindlichen Presse noch mehr aufgewühlt wurde, hatte er nicht nur eine verlockende Schlagzeile geliefert, sondern gleichzeitig Kasztner ein Schandmal aufgeprägt, das bis heute die Erinnerung an ihn trübt.

Ein besonders heikler Punkt war der Fall der drei Fallschirmspringer. Halevi behauptete, dass Kasztner sie verraten habe, als er Goldstein überredete, sich der Gestapo zu stellen, der Deportation von Goldstein und Palgi tatenlos zusah und keine Anstrengungen machte, Hanna Szenes von ihrer Tortur zu befreien. Als Grund nannte er Kasztners «faktische Treue dem Nazi-Regime gegenüber», von dem sein ganzes Projekt abhing: «Seine elementarsten Interessen – das Rettungswerk, das Schicksal der Geretteten, das Schicksal seiner eigenen Angehörigen, seine eigene Sicherheit, zwingen auf [sic] K. die Treue zum Herrscher».⁵⁰ Kasztner musste tatsächlich Distanz zu den Fallschirmspringern wahren, um sein Anliegen zu beschützen, aber mit Loyalität gegenüber den Deutschen, wie Halevi meint, hatte das nichts zu tun.

Als nächsten verheerenden Schlag gab Halevi sein Urteil über die Angelegenheit Becher bekannt: «K. hat bewusst in seiner Aussage in diesem Prozess gelogen, als er dementierte, dass er Becher empfohlen hat, oder für ihn intervenierte. Er hat weiter die wichtige Tatsache verheimlicht, dass er Becher empfahl und für ihn intervenierte im Namen der Jewish Agency und des Jüdischen Weltkongresses.»⁵¹ Kasztners Kommentar in seinem Affidavit über «die guten Absichten Bechers» wies Halevi zurück als «eine bewusst lügenhafte Erklärung zu Gunsten eines Kriegsverbrechers gegeben um ihn vom Gericht und von Strafe in Nürnberg zu retten.»⁵² Auf der Suche nach dem niedrigsten vorstellbaren Motiv kam er zum Schluss, dass Kasztners Unterstützung von Becher als Zahlung für Bechers Schweigen über seine eigenen Verbrechen diente: «So wie die Nazi-Kriegsverbrecher auf Alibis angewiesen waren durch Judenrettung in der 12. Stunde ihres Regimes, so war K. als Nazi-Kollaborateur daran interessiert, sich selbst ein Alibi zu verschaffen.»⁵³

In seiner Zusammenfassung wiederholte Halevi, dass Kasztner gelogen habe, als er behauptete, alles ihm Mögliche für die Fallschirmspringer getan zu haben, und auch als er sei-

ne Absicht, Becher zu helfen, leugnete. Was die Einstellung der Vergasungen, die Übergabe der Konzentrationslager, die Verschonung des Budapester Ghettos und sogar die Freilassung unserer Gruppe aus Bergen-Belsen betraf, entschied er, dass in jedem einzelnen Fall Himmels Befehle anderen Faktoren als Bechers Einfluss zuzuschreiben seien. Kasztner habe diese falschen Aussagen gemacht, um sowohl für sich wie für Becher Alibis zu stellen. In Bezug auf drei Punkte wies er die Anklage ab: Grünwald habe bewiesen, dass Kasztner mit den Nazis kollaboriert, die Vernichtung der ungarischen Juden erleichtert und einen Kriegsverbrecher vor seiner Strafe gerettet habe. Grünwalds Behauptung, dass Kasztner zusammen mit Becher jüdische Vermögen entwendet habe, erachtete er als Verleumdung und verurteilte Grünwald zur symbolischen Busse von einem israelischen Pfund.

Dem Urteil folgten heftige Debatten in der Presse und im Parlament. Während Mapai wenig von sich hören liess, freute sich Cherut offen, und die Cherut zugewandten Journalisten fielen mit sensationellen Schlagzeilen über Kasztner her, für die sich Halevis Ausspruch besonders gut eignete. Dabei galt Kasztner nicht als der allein Schuldige. Der Mapai-Führung wurde vorgeworfen, dass sie Kasztner unterstütze, um sein Schweigen über ihre eigenen Schandtaten zu sichern. Sowohl Kasztner wie die Mapai-Führung erschienen als korrupte Geschäftemacher, die bereit seien, mit dem Feind zu kollaborieren. In Kasztners Fall sei der Feind Nazideutschland, im Fall der Mapai Grossbritannien, aber der Verrat am jüdischen Volk sei in beiden Fällen der gleiche.

Die Langzeitfolgen für die israelische Politik waren noch gravierender. Ungefähr eine Woche nach Halevis Urteil kam es in der Knesset zu zwei Misstrauensvoten gegen die Regierung. Die Fraktion der Allgemeinen Zionisten in der Regierungskoalition enthielt sich der Stimme, wodurch sich die Mehrheit des Ministerpräsidenten Sharett bedeutend verminderte. Am 29. Juni trat er zurück und bildete sofort eine neue Regierung. Die Wahlen für die dritte Knesset fanden am 26. Juli statt. Kasztner trat natürlich nicht mehr als Kandidat an. Mapai blieb weiterhin die grösste Partei im Parlament, verlor aber fünf von den 45 Sitzen, die sie vorher eingenommen hatte. Cherut, geführt von Menachem Begin, gewann 15 Sitze im Gegensatz zu acht im Jahr 1951 und wurde zur zweitgrössten Fraktion. 1977 gewann Likud, der sich inzwischen Cherut einverleibt hatte, die Wahlen zum ersten Mal. Der Niedergang von Mapai und der Aufstieg seiner Gegner war ein langsamer, aber beständiger Vorgang, in dem die Kasztner-Affäre eine entscheidende Rolle spielte.

Für Kasztner und seine Familie waren die Folgen des Urteils verheerend. Er hatte zwar den Verdacht, dass der Prozess nicht nach seinem Wunsch verlaufen war, aber als ihm Hansi Brand die Nachricht in seine Pension brachte, geriet er ganz ausser Fassung. Als er in Tel Aviv zu Hause eintraf, sagte er zu Bogyo, dass der Richter ein «un glaublich hartes Urteil» gefällt habe, das selbst Tamir «in seinen wildesten Träumen nie erwartet» hätte.⁵⁴ «Seine Welt war ganz zerstört», schreibt Weitz. «Jahre lang waren seine Aktionen in Budapest eine

Quelle des Stolzes für ihn», aber jetzt brauchte er «fast übermenschliche Kraft, um einfach am Morgen aufzustehen, aus dem Haus zu treten und in der Stadt durch die Strassen zu gehen, als ob nichts geschehen wäre.» Er war tief verletzt durch das «Schandmal», das ihm angeheftet worden war, blieb aber «überzeugt, Opfer einer unerträglichen Ungerechtigkeit zu sein.» Er zog sich immer mehr in sich zurück, und «sein Stolz, seine Arroganz und seine Selbstsicherheit wichen dem Verdacht und der Angst.»⁵⁵

Kasztner war nicht der Einzige, der leiden musste. Seine Frau und seine Tochter wurden auch vom Mob verfolgt. Das Mehrfamilienhaus, in dem ihre Wohnung lag, wurde mit Graffiti beschmiert, unter denen „Kasztner ist ein Mörder« zu den harmlosesten gehörte. Ihr Balkon wurde mit Abfall beworfen. Nachbarn nannten Bogycó «Nazi», und Ladenbesitzer weigerten sich, sie zu bedienen. Die neunjährige Zsuzsi wurde in der Schule und auf der Strasse schikaniert, bedroht und als «Mörderin» beschimpft.⁵⁶ Die Hexenjagd sollte viele Jahre weitergehen. Die emotionellen Schäden, die sie bei beiden Frauen anrichtete, kann man sich leicht vorstellen.

Hansi Brand charakterisiert die Atmosphäre um Kasztner zu dieser Zeit als «offene Feindseligkeit von Fremden und behutsame Nachsicht von seinen Freunden, die nicht weniger weh tat.»⁵⁷ Er erhielt zahlreiche Todesdrohungen, die die Behörden ernst genug nahmen, um ihm zwei Leibwächter zuzuteilen, die allerdings kurz bevor er sie wirklich gebraucht hätte, abkommandiert worden waren. Andererseits erhielt er zahlreiche ermunternde Briefe, namentlich von Angehörigen der Gruppen junger Pioniere, die in Budapest mit ihm gearbeitet hatten. Zwei Kibbuzim boten sich ihm als Zufluchtsort an, aber er wollte sich nicht verstecken. Er war entschlossen, seinen guten Ruf wieder herzustellen. Er gab eine Erklärung ab, die in den meisten Zeitungen erschien und in der er trotzig verkündigt: «Die Geschichte und alle, die wissen, was in jenen jammervollen Zeiten wirklich geschah, werden für mich Zeugnis ablegen ... Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um meinen Namen reinzuwaschen und meine Ehre wiederzugewinnen.»⁵⁸

Zwei Monate nach Halevis Urteil legte Staatsanwalt und Justizminister Chaim Cohn beim Obersten Gerichtshof Israels Berufung ein.

Ein Justizirrtum

Kasztner war offensichtlich einem verhängnisvollen Justizirrtum zum Opfer gefallen. Anstatt die Zügel des Prozesses fest in der Hand zu halten, hatte Halevi Tamir erlaubt, viel unzulässiges Material einzuführen und in politisch motivierte Tiraden abzuschweifen. Er stellte, wie Tamir, Suggestivfragen an Kasztner. Er behandelte Kasztner, wie Tamir, als ob er ein verurteilter Verbrecher und nicht Zeuge der Anklage wäre. Sobald Kasztner sich in

Bezug auf Becher in Widersprüche zu verwickeln begann, verlor Halevi seine Objektivität und folgte einseitig den Anklagen Tamirs.

Um mit der Anklage des Schweigens anzufangen, ist es nicht wahr, dass Kasztner alle Informationen über den Holocaust für sich behielt. Seinem eigenen Bericht zufolge hatte er bereits am 26. Dezember 1941 eine Konferenz von ungarischen und rumänischen Parlamentariern einberufen, denen er «sehr ausführlich» die «Nachrichten über Massenhinrichtungen» in Osteuropa mitteilte und den «gewaltsamen Tod von mehr als einer Million Juden» voraussagte. Er empfahl die Bildung einer inoffiziellen «jüdischen Repräsentanz» mit der Aufgabe, «den politischen Kampf gegen die Vernichtung des ungarischen Judentums einzuleiten.» Die Mehrheit der Anwesenden stimmte aber dagegen.⁵⁹ Einen Tag vor der deutschen Besetzung Ungarns, am 18. März 1944, begannen Kasztner und die Wa'ada junge zionistische Pioniere in die Provinzstädte zu schicken, um die dortigen Juden auf die nahende Katastrophe aufmerksam zu machen. Aber sie wurden als Panikmacher ignoriert, niedergeschrien, weggeschickt oder sogar tödlich angegriffen. Als Kasztner am 3. Mai Klausenburg besuchte, warnte er József Fischer und andere jüdische Führer, es bestehe «die Gefahr der Deportation und Deportation bedeutet Vernichtung».⁶⁰ Aber sie taten nichts. Und Kasztner selbst liess es dabei bewenden.

Wie viel Kasztner über Auschwitz wusste und wann er was erfuhr, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Manche Forscher, unter ihnen Braham, glauben, dass er am 3. Mai bereits genau über die Einzelheiten der geplanten Vernichtung der ungarischen Juden Bescheid wusste, weil er auf einem Besuch in der Slowakei «Ende April 1944» ein Exemplar *der Auschwitz-Protokolle von Vrba und Wetzler* erhalten habe.⁶¹ Andere, unter ihnen Kasztners Neffe Yitzhak Katsir, glauben, dass er das Dokument erst nach Anfang der Deportationen am 15. Mai zu Gesicht bekam. In beiden Fällen hatte Kasztner genug Information, um Alarm zu schlagen, wenn er gewollt hätte. Er wollte nicht, und ich glaube, er hatte seine Gründe, die allerdings nicht die gleichen waren, die seine Feinde ihm unterstellen.

Der Vorwurf, dass die ungarischen Juden sich deshalb nicht gegen die Deportation wehrten, weil Kasztner sie in totaler Unwissenheit über Auschwitz beliess, ist schwer aufrechtzuerhalten. Die ungarischen Juden waren nicht so ahnungslos, wie Kasztners Gegner behaupten. Es gab viele, die auf die beruhigenden Lügen hereinfielen, aber es gab auch andere, die die Wahrheit nicht wissen wollten. Sie glaubten, oder zwangen sich selbst zu glauben, dass solche Schrecken anderswo passieren konnten, aber nicht in Ungarn. Sie glaubten, dass die Ungarn die Juden schonen würden, entweder um sie für ihre Treue zu belohnen oder weil sie einsahen, dass sie ihre eigene Wirtschaft und Kultur schädigten, wenn sie den Juden etwas zu Leid taten. Diese Vorstellungen waren weit verbreitet, aber als die Deutschen Ungarn besetzten, hatten die meisten ungarischen Juden aus Berichten von Flüchtlingen oder zionistischen Aktivisten zumindest eine Ahnung von den Massakern im Osten.

Als Kind verstand ich nicht ganz, worüber die Leute sich aufregten, spekulierten, diskutierten und verzweifelten, aber ich wusste, dass es um Leben und Tod ging. Die folgenden Auszüge aus drei Zeitzeugnissen mögen für die verschiedenen Reaktionen stehen. Vera John-Steiners Erinnerung ist typisch für das vage, aber keineswegs unbedeutende Wissen von vielen: «In der Schule war eine Cousine von jemand, die einen Verwandten hatte, der etwas von Auschwitz wusste. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel diese Person wusste, aber wir wussten irgendwie, dass nichts Schlimmeres passieren konnte, als nach Auschwitz verschleppt zu werden.»⁶² Martha Gotthards Erinnerung an die Behandlung der polnischen Flüchtlinge, wenn sie Alarm schlagen wollten, bestätigt die häufige Beobachtung, dass ängstliche Menschen oft die schlechten Nachrichten dem Überbringer zur Last legen: «Man war sehr böse auf sie, man sagte, das ist nicht möglich, das ist eine Lüge, das kann nicht sein.»⁶³ Ben Hersch nennt zwei Faktoren, nämlich die auf deutschen Befehl durch die Judenräte verbreiteten vorsätzlichen Lügen über Umsiedlung in gesunde Arbeitslager und die Mischung von Trägheit und Furcht, die es leichter machte, die Gefahr zu ignorieren, als an Flucht oder Widerstand zu denken: «Wenn wir uns an die Geschichten erinnerten, die wir von früheren Flüchtlingen gehört hatten, waren wir versucht zu marschieren und nicht daran zu denken, weil es nicht angenehm war, daran zu denken. Und warum auch nicht, wenn die eigene Führung einem sagt, dass alles gut sein wird?»⁶⁴

Die Anklage, dass Kasztners Schweigen die Massen der ungarischen Juden von Widerstand oder Flucht nach Rumänien abgehalten habe, hält einer genauen Untersuchung nicht stand. Kasztner hatte keinen Zugang zu den Medien und nur begrenzte Kommunikations- und Reisemöglichkeiten. Ausserdem wurde er dauernd von der deutschen und ungarischen Geheimpolizei beobachtet. So hätte er kaum wirksam Alarm schlagen können. Aber selbst wenn er mehr getan hätte, um die Juden zu warnen, hätten sie sehr wenig unternehmen können. Von Feinden umgeben, ihrer Rechte und Besitztümer beraubt, ohne Waffen und ohne Erfahrung konnten sie keinen Widerstand organisieren, und für Massenflucht fehlten ihnen ebenfalls die Mittel und die Fähigkeit. Wie Ann Pasternak Slater es markant formuliert, schienen die «sichtbaren Gefahren des Widerstandes» grösser als die «unbekannten Risiken des Gehorsams» und Willfährigkeit «besser als unverzüglicher Tod und Repressalien.»⁶⁵ Die meisten hofften zu überleben, indem sie sich duckten und den Sturm an sich vorüberziehen liessen. Leider erwies sich diese Hoffnung als Illusion, aber wenn Kasztner alle seine Anstrengungen darauf gerichtet hätte, die Juden zur Flucht oder zum Widerstand zu überreden, hätte er sehr wahrscheinlich weniger gerettet, als er tatsächlich dank seiner diskreten Verhandlungen retten konnte.

Kasztner wusste, wie gefährlich es war zu schweigen. Seiner Tagebuchnotiz vom 15 Juli 1944 zufolge sagte er zu Becher: «Ich habe mich oft gefragt, ob es nicht richtiger gewesen wäre, die zionistische Jugend zu mobilisieren und die Leute zu aktivem Widerstand gegen

die Einlieferung in Ziegeleien und Waggons zu organisieren.» Als Becher pragmatisch erklärte, dass sie «nichts damit erreicht hätten», antwortete Kasztner: «Möglich, aber wir hätten wenigstens unsere Ehre gerettet.» Er erkannte, dass sein Schweigen zur Katastrophe beigetragen hatte: «Unsere Leute stiegen in die Waggons wie das Vieh, weil wir so sehr an den Erfolg unserer Verhandlungen glaubten, dass wir es unterliessen, ihnen zu sagen, welches Schicksal sie erwartete.» Aber das bestätigt Tamirs Anklage auf vorsätzlichen Verrat nicht. Was der herausragende Holocaust-Forscher Martin Gilbert vor einem Vierteljahrhundert schrieb, scheint mir die Haltung der Wa'ada am überzeugendsten zu erklären: «Nicht dringende Aufforderungen an ihre jüdischen Religionsgenossen, der Deportation zu widerstehen, sondern geheime Verhandlungen mit der SS in der Absicht, die Deportation überhaupt zu verhindern, war der Weg der Hoffnung, den die ungarischen Zionistenführer wählten.»⁶⁶ Wenn Kasztner an irgendetwas schuldig war, so war es sein übersteigertes Selbstvertrauen und seine Eitelkeit, nicht Verrat. Ob zu Recht oder Unrecht, er verschwie, was er über Auschwitz wusste, weil er glaubte, mehr Menschen durch Geheimdiplomatie retten zu können als durch eine spektakuläre, aber sinnlose öffentliche Geste.

Nach dem Krieg trat Rudolf Vrba als einer der feindseligsten Kritiker von Kasztner auf. In einem Artikel in der englischen *Zeitung Daily Herald* schrieb Vrba 1961 über die Wa'ada und die Judenräte, die er übrigens fälschlicherweise in einen Topf warf: «Diese kleine Gruppe Quislinge wusste, was mit ihren Brüdern in Hitlers Gaskammern geschah, und sie erkaufte ihr eigenes Leben mit dem Preis des Schweigens.»⁶⁷ Oder nicht nur ihr eigenes Leben, denn in einem späteren Artikel – in dem er unterstellt, dass unsere sehr gemischte Gruppe in Bergen-Belsen ausschliesslich aus reichen Leuten bestand – spricht er von Eichmanns «Freilassung dieser 1.800 Juden, die relativ reich waren und gute Beziehungen hatten, in die Schweiz zur Belohnung dafür, dass sie die Gräueltaten in Auschwitz ihren jüdischen Mitbürgern verheimlichten.»⁶⁸

Durch einen seltsamen Zufall erschien Vrbas Artikel ein Jahr nach der Veröffentlichung eines ausführlichen Interviews mit einem holländischen Journalisten namens Willem Sassen unter dem Titel «The Confession of Adolf Eichmann» im amerikanischen Magazin *Life*. Eichmann erklärt hier, dass ihm in Ungarn vor allen Dingen daran gelegen habe, die Deportationen reibungslos durchzuführen. Um Zwischenfälle wie den Aufstand des Warschauer Ghettos zu vermeiden, habe er Verhandlungen mit Kasztner geführt. Eichmanns Beschreibung des Geschäfts mit Kasztner deckt sich eng mit Tamirs schlimmsten Anklagen: «Er erklärte sich bereit, die Juden vom Widerstand gegen die Deportation abzuhalten und sogar für Ordnung in den Auffanglagern zu sorgen, wenn ich ein Auge zudrückte und ein paar hundert oder ein paar Tausend junge Juden illegal nach Palästina auswandern lasse. Es war ein gutes Geschäft.»⁶⁹

Ich brauche kaum zu betonen, dass die Aussage eines Eichmann nicht die verlässlichste Quelle ist. Kasztner wusste genau, dass Eichmann ihn für seine Zwecke benutzen wollte,

aber mit einem verzweifelten doppelten Bluff versuchte er, Eichmann seinerseits für seine Zwecke einzuspannen. Er sagt das eindeutig in einer seiner eidesstattlichen Erklärungen aus dem Jahr 1945: «Die Deutschen sind mit den Führern der jüdischen Gemeinschaft aus Gründen der verwaltungstechnischen Effizienz in Verhandlungen eingetreten. Wir führten die Verhandlungen in der Hoffnung, ein paar Menschenleben zu retten.»⁷⁰

Dennoch scheinen einige Eichmanns Darstellung Glauben geschenkt zu haben. Zu ihnen gehört Hanna Arendt, die in ihrem Buch *Eichmann in Jerusalem* die Judenräte aufs Bitterste der Mittäterschaft an der Vernichtung ihres eigenen Volkes anklagt. Sie würfelt die Wa'ada mit den Judenräten zusammen, aber sie behauptet, dass die Wa'ada dank ihrer Auslandsbeziehungen den Nazis besonders nützlich war und deshalb «grössere Privilegien erhielt». Die Wa'ada-Mitglieder «konnten freikommen und gehen, praktisch wie sie wollten, waren vom Tragen des gelben Sterns dispensiert, durften Konzentrationslager besuchen», und Kasztner selbst «konnte sogar in Nazi-Deutschland herumreisen ohne Papiere, die zeigten, dass er Jude war.»⁷¹ Um diese Privilegien zu bezahlen, habe Kasztner willig eine üble Vereinbarung mit Eichmann getroffen. Eichmann gestattete «die , illegale ' Auswanderung von ein paar Tausend Juden nach Palästina» und Kasztners Schweigen sorgte für « ,Ruhe und Ordnung' in den Lagern, aus denen Tausende nach Auschwitz verfrachtet wurden.»⁷² Kasztner habe selbst eine faschistische Mentalität, da er die Ansicht der Nazis teile, dass «ein berühmter Jude ein grösseres Recht hat, am Leben zu bleiben als ein gewöhnlicher.»⁷³ Indem Arendt sich von Vorurteilen statt objektiver Untersuchung der Tatsachen leiten lässt, wiederholt sie im Grunde nur Eichmanns fragwürdige Rechtfertigung.

Der Vorwurf, dass Kasztner unsere Bergen-Belsener-Gruppe ausschliesslich aus seinen eigenen Verwandten und seinen zionistischen Freunden gebildet habe, ist auch nicht stichhaltig. Angesichts der schrecklichen Aufgabe, ein paar Hundert aus Hunderttausenden auszuwählen konnte keine Auswahl «richtig» sein. Immerhin wurden die Listen nach vorher festgelegten Richtlinien von kleinen für diesen Zweck gebildeten Komitees erstellt und nicht willkürlich von Kasztner, wenn er auch Einfluss auf sie ausübte. Von seinen Verwandten waren nur seine Mutter, sein Bruder, dessen Frau, seine eigene Frau, sein Schwiegervater, seine Schwiegermutter und zwei Schwestern seiner Frau mit je einem Kind in der Gruppe, eine «Sippe von zehn Personen», wie Ann Pasternak Slater feststellte.⁷⁴ Zahlreiche andere Verwandte – darunter der Bruder und die Schwester seiner Mutter und der Bruder seines Vaters mit allen ihren Kindern – wurden nach Auschwitz deportiert und ermordet, obwohl Eichmann angeboten hatte, sie gegen angemessene Zahlung zu schonen, die Kasztner verweigerte. Was die zionistischen Freunde betrifft, kam tatsächlich ein besonders grosses Kontingent aus Klausenburg, aber man muss bedenken, dass Klausenburg die zweitgrösste Stadt Ungarns war, die die grösste und aktivste zionistische Gemeinde des Landes beherbergte

und ausserdem die ganze Rettungsaktion auf Einreisebewilligungen nach Palästina gegründet war. Auch war die Gruppe weit davon entfernt, ausschliesslich zionistisch zu sein. Mein Vater und ich zum Beispiel waren nur zwei von den vielen Nicht-Zionisten und die gemischte Natur der Gruppe betont etwa Peretz Révész, ein früheres Mitglied der Jugendbewegung, die ihrerseits viele gefährliche Rettungsaktionen mit Kasztners Unterstützung durchführte. In seiner Autobiografie spricht Révész von einer «grossen Auswahl an Vertretern und öffentlichen Aktivisten auf allen Gebieten: Ärzte, Künstler, Wissenschaftler, Wirtschaftswissenschaftler und so weiter», von denen viele Zionisten waren, aber er fügt hinzu, dass «das andere Ende dieses Regenbogens eine Gruppe von sehr orthodoxen Juden umfasste», vor allem «Joel Teitelbaum, der als einer der stärksten Gegner des Zionismus berüchtigt war.»⁷⁵

Zweifellos bestand die Gruppe mehrheitlich aus der Elite des ungarischen Judentums, aber die Auswahlkriterien gingen weit über Kasztners eigene Sympathien hinaus. Vertreten waren alle Lebensalter vom Embryo bis zum Achtzigjährigen, die meisten Berufe, alle politischen Richtungen und alle religiösen Orientierungen. Es ist auch nicht wahr, dass die ganze Gruppe aus reichen Leuten bestand. Wie wir schon gesehen haben, wurde das Lösegeld für alle von 150 Reichen beigesteuert. Auch hier können mein Vater und ich als Beispiel für die vielen dienen, die weder reich noch berühmt waren, sondern einfach Glück hatten. Révész, der die Ereignisse aus der Nähe beobachten konnte, betont die Grenzen, die Kasztners Rolle bei der Auswahl einschränkten, und die aufrichtigen Bemühungen der Wa ada, «angemessene Stellvertreter des ungarischen Judentums zu wählen.» Natürlich konnte in einer so furchtbaren Situation von einer absolut gerechten Auswahl keine Rede sein, aber die Wa ada war immerhin entschlossen, ihre Mission über den Freikauf unserer Gruppe hinaus weiterzuverfolgen: «Dass dieser Transport der erste in einer Kette von Transporten sein sollte, schaffte denen, die diese Entschlüsse fassen mussten, eine gewisse Erleichterung und Hoffnung.»⁷⁶ Wenn Kasztner glaubte, dass unserer Rettung viele weitere Rettungsaktionen folgen würden, dann verliert die Behauptung, dass er die grosse Masse der ungarischen Juden verriet, um uns allein zu retten, jede Überzeugungskraft.

Ich glaube nicht, dass Kasztner vorsätzlich mit den Nazis kollaborierte, aber in manchen Punkten war sein Vorgehen undurchsichtig und ist nicht eindeutig erklärbar. Zu den schwierigsten Fragen gehören wohl, warum er seine fatale eidesstattliche Erklärung zu Bechers Gunsten abgab und warum er vor Gericht darüber log. Beide Fragen lassen sich nur mit Hypothesen beantworten.

In einem rein technischen Sinn hatte Kasztner gar nicht gelogen. Kurz nach Halevis verhängnisvollem Urteil, im Juli 1955, erstattete Tamir Anzeige gegen ihn wegen Meineids. Dieser Prozess fand im Amtsgericht Jerusalem statt, und Kasztner wurde von einem kompetenteren Anwalt, Micha Caspi, verteidigt. Caspi machte geltend, dass Kasztner im Bezirksgericht nicht gelogen habe, weil die eidesstattliche Erklärung, die er für Becher abgegeben

hatte, an ein deutsches Entnazifizierungsgericht adressiert war und nicht an das Internationale Militärgericht. Am 16. Mai 1956 sprach ihn Richter Moshe Perez im Amtsgericht vom Meineid frei. Dennoch, im Bezirksgericht hatte Richter Halevi bereits ein Jahr vorher das vernichtende Urteil über Kasztners angebliche Kollaboration gefällt. Im Hauptprozess vor Halevi hatte Kasztners, wenn auch spitzfindig, mit der Wahrheit angefangen, aber unter Tamirs Kreuzverhör allmählich die Nerven verloren, sich in Widersprüche verwickelt und seine Unterstützung für Becher überhaupt geleugnet. So war aus der Haarspalterei doch eine Lüge geworden.

Wenn ich mich frage, warum Kasztners am Ende doch gelogen hat, will ich mich nicht auf einen einzigen Grund festlegen, sondern lieber die wichtigsten Gründe wiedergeben, die von verschiedenen Beobachtern angeführt worden sind. Einer Theorie zufolge meinte Kasztners mit seiner gewohnten Überheblichkeit, seine Gegner erledigen zu können, indem er einfach alles leugnete. Nach einer anderen Theorie log er, weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Überzeugender scheint mir das Argument seiner Tochter Zsuzsi, er habe einen Panikanfall erlitten, als sich plötzlich herausstellte, dass er das grösste israelische Tabu gebrochen hatte, indem er einem Nazi beistand. Wenn man an den Stress der Gerichtsverhandlung, die Schwäche seiner Anwälte, die Wirkungslosigkeit der Zeugen auf seiner eigenen Seite und Tamirs unablässige Attacken denkt, würde es nicht verwundern, dass er kurz die Herrschaft über sich selbst und die Ereignisse verloren hätte. Eine weitere Erklärung, die mir Kasztners Neffe Yitzhak Katsir gab, ist die, dass Kasztners und sein Anwalt von ihren Vorgesetzten angewiesen worden waren, nichts zuzugeben, was der Mapai-Regierung schaden könnte.

Warum Kasztners überhaupt die eidesstattliche Erklärung für Becher abgab, ist auch auf viele verschiedene Arten beantwortet worden. Grünwalds Behauptung, dass Kasztners Bechers Schweigen über ihre gemeinsam verübten Verbrechen erkaufen wollte, schießt weit über das Ziel hinaus, obwohl Tamir und Halevi sie übernahmen. Drei weitere Erklärungen, die Weitz ausführt, fügen nützliche Teile zum Puzzle hinzu.

Die erste Erklärung gründet Weitz auf der Vorstellung von Kasztners als «gentleman».⁷⁷ Er geht davon aus, dass Becher das Versprechen eines Alibis im Fall einer deutschen Niederlage aus Kasztners herausgepresst und Kasztners sich verpflichtet gefühlt habe, sein Wort zu halten. Diesen Grund gibt vor allem Kasztners Tochter – für alle positiven Aussagen ihres Vaters über SS-Offiziere – an: «Warum er für sie gesprochen hat? Weil er es ihnen versprochen hatte. Und für einen Gentleman mit seiner Erziehung ist ein Versprechen ein Versprechen.»⁷⁸ Eva Speter, die sonst immer bereit ist, Kasztners Fehler aufzuzeigen, sagt ungefähr das Gleiche: «Ich glaube, das war korrekt, weil er es ihm versprochen hatte – ohne Bechers Hilfe hätte er nicht machen können, was er gemacht hat.»⁷⁹ Selbst ohne ein ausdrückliches Versprechen könnte Kasztners eine gewisse Dankspflicht gegenüber den wenigen unter lauter Feinden gefühlt haben, die bereit waren, ihm – aus welchen Motiven auch immer – in

seinem verzweifelten Kampf gegen den Holocaust Hilfe zu leisten. Alex Barzel billigt Kasztners Anerkennung der Rettung von Juden unabhängig von den Kriegsverbrechen, die er woanders begangen haben mag: «Becher hat wirklich getan, was er getan hat. Nur weil er früher ein Nazi gewesen war, wäre es nicht recht gewesen zu leugnen, was er tatsächlich gemacht hat.»⁸⁰ Weitz mag Recht haben, wenn er den Wunsch nach Gerechtigkeit als eines der Motive bei Kasztners zu erkennen meint: «Möglicherweise glaubte Kasztners wirklich, dass Becher geholfen hat, Juden zu retten, und deshalb Dankbarkeit und eine Belohnung verdiente.»⁸¹

Die zweite Erklärung, wieder von Weitz formuliert, ist «Grössenwahn».⁸² Kasztners habe während langer Zeit nicht nur eine schwere Verantwortung getragen, sondern auch den Nervenkitzel genossen, Leben und Tod Tausender in der Hand zu halten, mit einigen der schlimmsten Massenmörder als Gleichgestellter zu verhandeln, Geschichte zu machen. Wir sahen, wie frustriert er sich fühlte, als er nicht mehr seine ganze Energie aufwenden musste, um Tag für Tag den Nazis gegenüberzutreten. Es wäre begreiflich, wenn er seine schlechte Laune durch eine neue Rettungsaktion überwinden wollte, selbst wenn es sich diesmal um die Rettung von SS-Schergen handelte. Ähnlich sah es Joel Brand: «In Nürnberg gewann er das Gefühl der Macht wieder – den Telefonhörer abnehmen, ein gutes Wort, eine Intervention, eine schriftliche Erklärung – das reichte, um Menschenleben zu retten.»⁸³ Die Affidavits, so vermutet Weitz, verschafften Kasztners die Gelegenheit, «wenigstens ein Bruchstück der Macht wieder zu erleben, die er während der Besatzung gehabt hatte: Er stand wieder mitten auf der Bühne und entschied über das Schicksal von Menschen.»⁸⁴

Die dritte Erklärung ist die «psychologische». Vom Begriff der «kognitiven Dissonanz» ausgehend erklärt Weitz, dass die enge Zusammenarbeit mit Individuen, die er fürchtete und hasste, Kasztners unter ungeheuren psychischen Druck gesetzt und mit qualvollen Schuldgefühlen erfüllt habe. Um beides erträglicher zu machen, habe er sich unbewusst eingesugert, dass seine Feinde Geschäftspartner oder sogar Freunde seien. Diese Selbsttäuschung sei nötig gewesen, um seinen Verkehr mit den Mördern «in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen, damit er mit ihnen weiter verhandeln konnte; und noch mehr, damit er nach dem Krieg mit sich selbst weiterleben konnte.»⁸⁵ Statt «kognitiver Dissonanz» könnte man vielleicht auch von «Stockholm-Syndrom» reden.

Diese Erklärung mag manchen zu spekulativ vorkommen, aber Kasztners scheint wirklich freundschaftliche Gefühle für Becher entwickelt zu haben. Ein Brief, den er 1951 an Becher schrieb, weist besonders stark in diese Richtung. Zuerst bekundet er sein Beileid zum Tod der Geliebten von Becher und berichtet kurz über sein Leben in Israel. Dann fährt er fort: «Arbeite nicht wenig, bin zufrieden, und hoffe, mit Dir diesmal einen engeren, und uns beiden, die etwas Alleinstehendes fertiggebracht haben, mehr angemessenen Kontakt ausbauen zu können.»⁸⁶ Zwei Momente fallen im Brief besonders auf. Das eine ist die Anrede «Du», zu der auch die Schlussformel «mit der alten Freundschaft» passt. Das andere ist die Hoffnung auf einen «angemessenen Kontakt», der eine neue geschäftliche Beziehung bedeuten,

aber auch ein persönlicheres Element enthalten könnte. Ob Becher die Freundschaft Kasztners verdient hat oder nicht, Kasztners Stolz auf das gemeinsam fertiggebrachte «Alleinstehende» scheint zu echt zu sein, um irgendwelche schändliche Geheimnisse zu verbergen. Die gemeinsame Werkstellung eines wichtigen Projekts in so kataklysmischen Zeiten kann wohl auch einen rücksichtslosen SS-Offizier und einen jüdischen Judenretter zusammenbringen.

Trotzdem verwundert es, dass Kasztners einer Handvoll krimineller Nazis, die ihn so zynisch als ihr Erpressungsmittel benutzten, seine Unterstützung gewährte, selbst wenn sie – warum auch immer – seine Rettungsaktionen gefördert hatten. Dazu bedarf es gewichtiger Gründe, und ich glaube, dass der wesentliche Grund ein pragmatischer war. Nach dem Krieg hatte Kasztners sich drei Ziele gesetzt: geraubte jüdische Vermögen von den Nazis zurückzubekommen, Eichmann zu fangen und den nazifreundlichen Grossmufti von Jerusalem seiner Strafe zuzuführen. Seine Fürsprache für die vier SS-Offiziere sollte dazu dienen, ihre Mitwirkung für diese Projekte zu gewinnen. Dabei handelte er nicht als einzelner Privatmann, sondern mit vollem Wissen hoher jüdischer Führer. Dies wird überzeugend von Shoshana Barri dargelegt auf Grund von Dokumenten, die nicht bekannt waren, als sie buchstäblich Kasztners Leben hätten retten können. Aus ihrer Sicht war Kasztners Wandlung «von seiner anfänglichen Beschreibung von Becher, Krumei und Wisliceny als Kriegsverbrecher zu ihrer Nennung als Judenretter ... koordiniert mit den Bemühungen der Jewish Agency, einerseits Eichmann und den Mufti zu fangen und andererseits die Besitztümer der ungarischen Juden zurückzuerlangen.»⁸⁷ Diese Interpretation wurde mir auch im persönlichen Gespräch bestätigt von Kasztners Neffen Katsir, der viele wichtige Fragen mit seinem Onkel erörtert hatte. Die von Katsir zitierte Bemerkung Kasztners, wonach die Affidavits beweisen sollten, dass ein Jude seine Versprechen halten kann, ist auch in diesem Zusammenhang am besten zu verstehen.

Die jüdischen Vermögen wollte Kasztners auch aus persönlichen Gründen zurückholen. Zu den Unregelmässigkeiten, die man ihm nachsagte, gehörte Veruntreuung, und einige Mitglieder der Bergen-Belsener-Gruppe forderten exakte Abrechnungen oder sogar Rückzahlung ihrer ursprünglichen Beiträge zum Lösegeld. Kasztners Stärken waren auch im besten Fall nicht die eines geduldigen Beamten oder pedantischen Buchhalters. Wenn man bedenkt, in welcher Eile das Lösegeld bei den verängstigten Juden eingesammelt und hinter dem Rücken argwöhnischer Ungarn der unersättlichen SS übergeben werden musste, während um jede Ecke Verhaftung, Folter, Deportation und Tod warteten, war es absurd zu erwarten, dass er exakt Buch führte. Wie er selbst sagte: «Unser primäres Ziel war Menschenleben retten. Dafür haben wir ein ganzes Jahr gekämpft, gearbeitet und Risiken auf uns genommen ... Wer könnte unter solchen Umständen technische juristische Verpflichtungen eingehen?»⁸⁸ Trotzdem hoffte er, der Diffamierung ein Ende zu setzen, indem er entweder den Gläubigern Rückzahlungen machte oder die wiedererlangten Vermögen einer jüdischen Organisation übergab.

Es ist sicher, dass mehrere führende Persönlichkeiten in der Jewish Agency über Kasztners Bemühungen, die geraubten Vermögen wiederzuerlangen, Bescheid wussten. In seinem Memorandum von Dezember 1946, das wahrscheinlich für die Jewish Agency bestimmt war, bemerkt Kasztner, dass die Wa'ada Becher ein Lösegeld von 8.750.000 Schweizer Franken in verschiedenen Währungen und Wertsachen abgeliefert hatte. Er fragt, wie dieses und andere bedeutende Posten in Sicherheit gebracht werden könnten, bevor die Amerikaner sie sich aneigneten: «Würde eine einfache Prozedur zum Ziel führen oder ist eine höhere politische Intervention nötig? Die Sache ist äusserst dringend, weil sonst die Gefahr besteht, dass das Depot in Kriegsbeute verwandelt wird und der jüdischen Gemeinschaft verloren geht.»⁸⁹ Im Lauf der nächsten zwei oder drei Jahre folgten intensive Diskussionen über das gleiche Thema, an denen sich zahlreiche Einzelpersonen und Organisationen beteiligten, so etwa Überlebende der Lager, die Jewish Agency, der Jüdische Weltkongress, der Joint, die Behörden der amerikanischen Besatzungsarmee, die französische und ungarische Regierung, verschiedene Schweizer Banken und der Leiter des Palästina-Amtes in Genf, Chaim Posner. Schlüsselrollen spielten Kasztner, Schweiger und Becher. Das Lösegeld, das seinerzeit Becher für die Bergen-Belsener Gruppe ausgehändigt worden war, erreichte schliesslich die Jewish Agency in Palästina, aber es stellte sich heraus, dass nur noch ein kleiner Teil der ursprünglichen Werte vorhanden war. Der Rest war spurlos verschwunden, wie auch etwa der Grossteil der Ladung des berühmten «Goldzugs», der mit viel grösseren von den ungarischen Juden geraubten Schätzen nach Deutschland abgefahren war.

Kasztners ehrgeiziger Wunsch, Eichmann aufzuspüren, blieb auch unerfüllt. Im März 1946 schrieb er an Aryeh Tartakower vom Jüdischen Weltkongress, es sei einem Beauftragten der Jewish Agency «gelingen, die Spuren des verschwundenen Eichmann zu verfolgen und es scheint nicht unmöglich, dass der Kerl noch aufgefunden werden kann.»⁹⁰ Anderthalb Jahre später schrieb er dem Anwalt Friedrich Steiner: «Ich fahre heute nach Nürnberg, wo ich u.A. auch in der E.Frage konsultiert werde. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, die zuständigen alliierten Behörden von der Notwendigkeit eines in-absentia-Verfahrens und eines in-contumaciam-Urteils zu überzeugen.»⁹¹ Ungefähr um die gleiche Zeit schickte er 100 oder 200 Schweizer Franken an Wisliceny, der in einem slowakischen Gefängnis sass. Diese überraschende Geste machte er in der Hoffnung, als Gegenleistung einen Hinweis auf Eichmanns Aufenthaltsort zu erhalten. Aus dem gleichen Grund wollte er, dass Wisliceny an die amerikanischen Behörden ausgeliefert werde als «das einzige Mitglied von Eichmanns Stab, das ein vollständiges und gründliches Bild des Vernichtungsprogramms geben kann.»⁹² Sein Wunsch erfüllte sich nicht. Wisliceny wurde von den Slowaken hingerichtet, und Kasztner selbst war nicht mehr am Leben, als Eichmann festgenommen und mit dem Tod bestraft wurde.

Ebenso erfolglos blieb Kasztners Kampagne gegen den Mufti von Jerusalem. Mit Hilfe von Tartakower und Nahum Goldmann vom Jüdischen Weltkongress gelang es ihm zwar,

durch zahlreiche Berichte in der amerikanischen und schweizerischen Presse über die Kollaboration des Mufti mit den Nazis Furore zu machen. Die erhoffte Reaktion seitens der Westmächte blieb jedoch aus.

Kasztners drei Nachkriegsprojekte misslangen, aber sie stimmten mit drei wichtigen Interessen Israels überein. Er konnte nicht ohne Berechtigung erwarten, dass seine Vorgesetzten in der Mapai-Regierung Verständnis für sein Vorgehen haben würden. Es ist sogar möglich, dass er in ihrem Auftrag handelte. Halevi war besonders zornig über Kasztners vermeintliche Anmassung, die eidesstattliche Erklärung für Becher im Namen der höchsten jüdischen Organisationen der Zeit unterschrieben zu haben. Aber Kasztner hatte guten Grund zu glauben, dass er dazu berechtigt war, selbst wenn man ihn nicht wörtlich dazu aufgefordert hatte. Drei Briefstellen sind besonders aufschlussreich. Seinen Brief vom 5. Februar 1947 an Krumej schliesst er mit den Worten: «Ich vergesse nicht leicht an [sic] diejenigen, die für uns in manchen Momenten Verständnis aufgebracht haben.» Im Juli 1944 hatten Wenia Pomeranz und Menachem Bader von der Jewish Agency ihm und der Wa'ada geraten, SS-Offizieren Hoffnungen auf die Zukunft zu machen, wenn sie die Gruppe aus Bergen-Belsen freilassen und weitere Rettungsaktionen in Aussicht stellten: «Habet Mut und versucht Eure Auftraggeber in dieser entscheidenden Stunde zu überzeugen. Wir werden es denen, die uns helfen, niemals vergessen».⁹³ Im August 1944 übermittelten die Vertreter der Jewish Agency in Istanbul der Wa'ada in Budapest das gleiche Versprechen: «Wir werden die, die uns heute beistehen, nicht vergessen, und das ist wichtiger als Geld.»⁹⁴ Die fast wörtlich gleiche Formulierung in den drei Briefen scheint zu bestätigen, dass Kasztner im Jahr 1947 genau das ausführte, was die Jewish Agency bereits 1944 vorhatte.

Die von Barri zitierte umfangreiche Korrespondenz, hauptsächlich aus den Jahren 1945 bis 1948, zeigt, dass die Jewish Agency durchaus bereit war, mit ehemaligen Nazis zu verhandeln und Kasztner dafür zu benutzen. Dabei wollte sie nicht nur jüdisches Raubgut zurückgewinnen, sondern auch geschäftliche Beziehungen mit Nachkriegsdeutschland knüpfen. Die Darstellung dieser Projekte, die ein sehr brisantes Thema in der israelischen Politik darstellen, würde den Rahmen dieses Buches sprengen, aber ich will wenigstens ein Beispiel nennen: 1948 verhandelte Chaim Posner in der Schweiz als Vertreter der Jewish Agency in Palästina mit Becher über den Kauf von Maschinen zur Herstellung von Munition aus Deutschland.

Kasztner konnte also ruhig davon ausgehen, dass seine Vorgesetzten seine Taktik billigten. Barri lässt keinen Zweifel daran: «Ob er die Ermächtigung der Jewish Agency ausdrücklich im Voraus oder nur teilweise und rückwirkend erhalten hatte, Kasztner handelte in Nürnberg als Vertreter der Jewish Agency und des Jüdischen Weltkongresses.»⁹⁵ In diesem Zusammenhang ist das Benehmen von Eliahu Dobkin im Zeugenstand nur zu aufschlussreich. Wie wir gesehen haben, hatte Kasztner Dobkin als einen der Beamten genannt, die ihm grünes Licht gaben, Becher im Namen der beiden grossen jüdischen Organisationen beizuste-

hen, aber während des Prozesses leugnete Dobkin, überhaupt von jemandem namens Becher gehört zu haben. Dem widerspricht jedoch, unter anderen, Joel Brand, der behauptet, dass er 1944 von Dobkin eingeladen wurde, «mit ihm nach Lissabon zu fahren, um Becher zu treffen».⁹⁶ Wenn Brand die Wahrheit sagt, muss Dobkin gelogen haben. Und wenn Dobkin gelogen hat, dann könnte er gelogen haben, weil ein hoher israelischer Regierungsbeamter, um noch einmal Barri zu zitieren, «nicht offen zugeben konnte», dass Repräsentanten «unseres neuen, reinen, idealistischen Staates Beziehungen mit Nazi-Offizieren unterhalten ... und Zeugenaussagen und Empfehlungen zu deren Gunsten zugelassen haben»,⁹⁷ selbst in der Hoffnung, Naziverbrecher zu bestrafen und Geldmittel, Waren und militärische Ausrüstung für ihr junges Land zu erhalten. Kasztner wurde im Namen der israelischen Realpolitik im Stich gelassen.

Die Berufung

Am 21. August 1955 legte der Staatsanwalt Berufung gegen Halevis Urteil ein. Er zählte eine stattliche Reihe von Gründen auf. Der Richter habe Grünwald mit Hilfe falscher oder keiner Beweise von Verleumdung freigesprochen. Er habe sich durch Kasztners Benehmen im Zeugenstand und durch Widersprüche in den Aussagen Kasztners und anderer beeinflussen lassen. Er habe den psychischen Zustand der Juden unter dem Nazi-Terror nicht in Betracht gezogen. Er habe die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses, namentlich im Zusammenhang mit schrecklichen Zeiten wie den hier geschilderten, nicht beachtet. Die Anklage krimineller Kollaboration mit den Nazis oder williger und bewusster Hilfeleistung zur Vernichtung der Juden lasse sich gegen Kasztner nicht aufrechterhalten. Von Seelenverkauf an den Satan zu reden sei völlig subjektiv. Die Behauptung, dass Kasztner die Massenvernichtung erleichtert habe, weil er die Juden von Klausenburg nicht über die Todeslager aufklärte, entbehre jeder Grundlage, und Kasztners angebliche Loyalität gegenüber den Nazis in der Sache der Fallschirmspringer sei ungewiss. Es gebe keinen Beweis, dass Kasztner sein umstrittenes Affidavit für Becher in der Absicht schrieb, einen Kriegsverbrecher vor dem Prozess und seiner Strafe zu retten.

Das Verfahren betreffend Berufung Nummer 232/55 begann im Obersten Gerichtshof in Jerusalem am 19. Januar und wurde am 6. Februar 1957 vertagt. Fünf Richter nahmen teil: Präsident Yitzchak Olshan, Stellvertretender Präsident Zalman Cheshin und die Richter Schimon Agranat, Moshe Silberg, David Goitein. Kasztner hatte einen grossen Teil seiner früheren Energie wiedergewonnen. Er war überzeugt, dass er rehabilitiert werden würde. Er hatte Recht, aber er erlebte seinen Sieg nicht mehr.

Freunde von Kasztner hatten diesmal die führende Anwaltskanzlei Micha Caspi und Chaim Tzadok als Verteidiger für Kasztner engagiert. Im Gegensatz zu Tel im ersten Pro-

zess war Caspi in jeder Beziehung Tamir gewachsen. Seine Strategie bestand vor allem darin zu demonstrieren, dass Kasztner nichts erreicht haben würde, wenn er die Juden von Klausenburg gewarnt hätte, welches Schicksal über ihnen schwebte. Er sammelte eine Reihe Zeu- genaussagen in diesem Sinn. Einer der eindrucksvollsten Zeugen war Israel Szábo. Er er- klärte, dass «der gewöhnliche ungarische Mann auf der Strasse über Auschwitz Bescheid wusste», aber «Massenflucht» unmöglich war, und zu glauben, dass die ungarischen Juden fähig seien, «irgendwelchen Widerstand zu organisieren», ein «tödlicher Irrtum» gewesen wäre. Sie waren systematisch durch «die Enteignung ihres Vermögens, den Verlust ihrer Arbeitsplätze, den gelben Stern, die Gefangenschaft in ihren eigenen Wohnungen, im Ghetto in unmenschlichen Zuständen» zermürbt worden. Dieser Vorgang hatte ihnen ihre ganze Selbstsicherheit und Energie ausgesaugt. Nicht an Wissen fehlte es ihnen, sondern an der Gelegenheit und dem Willen, sich zu retten. Statt einer Wirklichkeit, die zu schrecklich war, als dass sie ihr ins Auge sehen konnten, taten sie, als ob sie nicht existierte: «Sie wussten über die Gefahr Bescheid, aber sie wollten es nicht glauben.»⁹⁸ Wer sie aus ihrer Apathie erwecken wollte, wurde gewöhnlich mit Unverständnis, Trägheit oder Feindseligkeit emp- fangen. Zvi Goldfarb war einer der jungen zionistischen Aktivisten, die aus der Slowakei nach Ungarn geflohen waren und die dortigen jüdischen Gemeinden vor den Gefahren war- nen wollten, die sie bereits in ihrem eigenen Land erlebt hatten. Sie wurden so empfangen: «Als wir kamen und ihnen erzählten, glaubten sie uns nicht, wollten nichts mit uns zu tun haben. Auch später wollten sie nicht zuhören.»⁹⁹

Die fünf Richter brauchten fast ein Jahr, bis sie ihr Urteil verkünden konnten. Sie began- nen am 15. Januar 1958 hintereinander ihr Urteil vorzulesen. Alle fünf waren sich einig, dass das angemessene Forum für den ursprünglichen Prozess nicht ein Gerichtshof, sondern eine Untersuchungskommission gewesen wäre. Einstimmig wiesen sie die Berufung in Bezug auf Becher ab und erklärten, Kasztner habe vorsätzlich einem Kriegsverbrecher geholfen, seiner Strafe zu entgehen, und darüber vor Gericht gelogen. Die Berufung gegen die schwersten Anklagen – der vorsätzlichen und willigen Kollaboration mit den Nazis und der Mittäterschaft an Massenmorden – liessen vier Richter gegen einen gelten. Grünwald wurde für Verleumdung zu einem Jahr Gefängnis auf Bewährung und zur Zahlung von 500 israe- lischen Pfund für die Gerichtsspesen verurteilt. Die Richter fochten die von Halevi vorge- brachten Fakten nicht an, aber zogen andere Schlüsse aus ihnen. Im Wesentlichen sagten sie, dass angesichts der einmaligen Verhältnisse im Jahr 1944 Kasztners Handlungen nicht nach den absoluten Massstäben normaler Zeiten beurteilt werden könnten. Es kam auf die Ab- sicht hinter den Handlungen an, und die Mehrheit der Richter akzeptierte, dass Kasztner Menschenleben retten wollte. So entsprach das Urteil insgesamt einer etwas widerwilligen Rehabilitation.

Das erste und zugleich ausführlichste Urteil, das verlesen wurde, war Agranats. Er rügte Halevi, der unterlassen habe, die Verhältnisse der Zeit in Betracht zu ziehen, unter denen

Kasztner und seine Kollegen arbeiten mussten. Im Gegensatz zu Halevis undifferenzierter Idee, dass Kasztner auf Grund eines teuflischen Vertrags mit Eichmann kollaboriert habe, erklärte Agranat, dass in einer Situation, in der Eichmann die ganze Macht und Kasztner keine hatte, nicht die Rede von einem Vertrag sein könne, weil ein Vertrag Wahlfreiheit und Gleichberechtigung beider Kontrahenten voraussetze. Was den Inhalt des angeblichen Vertrags betreffe, betonte Agranat: «Alles hängt von den Motiven ab.»¹⁰⁰ Er verneinte kategorisch, dass Kasztner je die Absicht gehabt habe, die Vernichtung der ungarischen Juden herbeizuführen. Weit davon entfernt, die jüdischen Massen für ein paar Prominente preiszugeben, «war es jederzeit Kasztners Ziel, die Juden von Ungarn im Allgemeinen zu retten, und die Durchführung des ‚Bergen-Belsen-Planes‘, der nur für eine kleine Gruppe Juden bestimmt war, blieb immer nur ein Teil dieses Ziels und wurde für ihn nie ein ausschliesslicher Zweck.»¹⁰¹ Wenn Kasztner aufrichtig glaubte, dass seine finanziellen Verhandlungen mit der SS die besten Aussichten versprachen, «die grösste Anzahl, die hinsichtlich der Umstände der Zeit und des Ortes nach seinem Urteil gerettet werden konnte»,¹⁰² zu retten, dann war es seine moralische Pflicht, danach zu handeln. Wenn er überzeugt war, dass er diese Verhandlungen gefährden würde, falls er die jüdischen Führer in Klausenburg über Auschwitz aufklärte, so hatte er das Recht zu schweigen. Wenn nach dem ursprünglichen Geschäft die Bergen-Belsen-Gruppe nach Palästina fahren sollte, war sein Entschluss, eine relativ grosse Anzahl prominenter Zionistenführer zuzulassen, vollkommen rational. Folglich, schloss Agranat, «kann man in seinem Verhalten keine moralischen Fehler finden; ferner kann man keine kausale Beziehung zwischen seinem Verhalten und der Vorantreibung der Deportation und der Vernichtung finden und man kann nicht behaupten, dass es den Grad der Kollaboration mit den Nazis erreiche.»¹⁰³

Cheshin stimmte mit Agranat überein. Er argumentierte, dass selbst wenn Kasztner in Klausenburg die «ganze bittere Wahrheit» kannte und verbarg, dies nicht bewies, dass er «den Deutschen bei ihrer Vernichtungsaktion helfen wollte». Kasztner habe «die ungarischen Juden vor der Gefahr, die ihnen drohte, nicht gewarnt, weil er es nicht für zweckdienlich hielt und der Ansicht war, dass jede Handlung, die der Information folgen mochte, mehr schaden als nützen würde.» Cheshin teilte Agranats Meinung, dass die Juden Ungarns «weder körperlich noch geistig fähig waren, Widerstandsoperationen durchzuführen», aber er sprach Kasztner deswegen nicht frei von «schlechter Führung sowohl aus moralischer und öffentlicher Hinsicht». Doch obwohl er Kasztners Schweigen als «vorsätzlich und berechnet» ansah, liess er es nicht als «bewusste Kollaboration und Beihilfe zur Vernichtung» gelten, «weil alle Anzeichen darauf hinweisen, dass Kasztners Bemühungen auf Rettung und zwar Rettung in grossem Rahmen zielten.»¹⁰⁴ Olshan pflichtete Agranat bei und warf Halevi ferner vor, die Verhandlung durch irrelevante Einzelheiten und Gerüchte belastet zu haben. Goitein wollte sich anfänglich nicht festlegen, aber schliesslich folgte auch er der von Agranat vorgezeichneten Linie.

Nur Silberg war fast ganz mit Halevis Urteil einverstanden. Er erklärte, dass Kasztner keine Rettungsaktionen in grossem Massstab durchgeführt habe, und dass den Nazis «eine leichte und friedliche Vernichtung ohne besondere Anstrengungen und ohne Verluste ihrerseits» als «unmittelbare Folge der Verheimlichung der erschreckenden Wahrheit vor den Opfern» gelungen sei. Er beharrte darauf, dass «Kasztner wissend und ohne guten Glauben diesen Wunsch der Nazis erfüllte und die Massenvernichtungsarbeit förderte, um seinen Rettungsplan für einige Prominente durchzuführen.» Um Kasztners angebliche kriminelle Neigungen zu betonen, kehrte er noch einmal zum Fall Becher zurück: «Wer fähig ist, diesen Becher vor dem Galgen zu retten, beweist, dass die Gräueltaten dieses grossen Verbrechers in seinen Augen nicht so schrecklich oder verabscheuungswürdig sind».¹⁰⁵ Aber auch Silberg protestierte gegen Halevis unbedachte Bemerkung über den Verkauf der Seele «an Satan» und wies daraufhin, dass Kasztner nicht «freiwillig bei der Vernichtung von 600.000 Juden mitgeholfen» hatte.¹⁰⁶

Nach dem Urteil des Obersten Gerichts blieb das Land in zwei Lager gespalten. Mapai und ihre Anhänger waren zufrieden, während Cherut und ihre Parteigänger – darunter Uri Avneri und sein Wochenmagazin *HaOlam HaSeh* – darauf beharrten, dass Kasztner nicht eigentlich rehabilitiert worden sei. Tamir forderte eine öffentliche Untersuchung und wiederholte sein Leben lang, dass Kasztner schuldig sei. Kasztner selbst wurde die Genugtuung versagt, sich rehabilitiert zu sehen. Als das Oberste Gericht sein Urteil bekannt gab, war er bereits tot.

Die ausführlichste Darstellung finden wir wieder bei Weitz. Kasztner verliess die Redaktion der Zeitung *Üj Kelet* in Tel Aviv am 3. März 1957 gegen 23.30 und fuhr zu seiner Wohnung in Emanuel Street 6. Als er aus seinem Wagen gestiegen war, trat ein magerer Mann in einem Khakianzug an ihn heran, beleuchtete sein Gesicht mit einer Taschenlampe und fragte: «Sind Sie Dr. Kasztner?» Sobald Kasztner die Frage bejaht hatte, zog der Mann einen Revolver hervor, hielt ihn an Kasztners Kopf und drückte ab. Nichts geschah. Kasztner stiess den Mann zur Seite und rannte auf das Haus zu. Der Mann feuerte noch zweimal und traf beim zweiten Mal. Kasztner fiel auf das Pflaster und schrie um Hilfe. Der Angreifer floh in einem bereitstehenden Jeep. Nachbarn riefen die Polizei und Ambulanz. Bogyo war aus dem Haus gestürzt und versuchte, Kasztner mit einem Kissen und einer Decke auf dem Boden bequemer zu betten, bis er ins Hadassah-Spital gebracht wurde. Während dieser ganzen Zeit schlief Zsuzsi oben in der Wohnung.

Die Untersuchung von Kasztner im Spital ergab, dass «die Kugel in seine linke Seite eingedrungen war, seine Milz zerrissen, seine Eingeweide durchstossen und innere Organe in seiner Brust verletzt» hatte. Er konnte die Ereignisse der Polizei erzählen, bevor er während drei Stunden operiert wurde. Sein Zustand besserte sich einigermaßen, aber er blieb weiterhin in Lebensgefahr. Er erhielt viele Telegramme und Blumen. Ein Telegramm von Grünwald beteuerte: «Schockiert von der unmenschlichen Tat. Wünsche vollständige Erho-

lung trotz unserer grundlegenden Meinungsverschiedenheiten.» Tamirs Kommentar in einem Zeitungsinterview blieb aber charakteristisch unversöhnlich: «Keine Tat kann abstossender sein als Kasztners Aktivitäten in Ungarn, wie die Verteidigung im Prozess in Jerusalem sie ans Licht brachte.»¹⁰⁷ Acht Tage nach dem Attentat begann Kasztners Zustand sich zu verschlechtern. Am 15. März 1957 um 7.20 früh starb er an Herzversagen.

Das Attentat wurde in allen Zeitungen gross aufgemacht. Eine Reihe Verhaftungen und Freilassungen folgten auf dem Fuss. Im April 1957 begann im Bezirksgericht Tel Aviv der Prozess gegen drei Männer: Zeev Eckstein, der den Schuss abgegeben hatte, Dan Shemer, der den Jeep gelenkt hatte, und Joseph Menkes, Haupt einer Untergrundbewegung, der die anderen beiden aufgewiegelt hatte. Im Januar 1958 wurden sie des Mordes schuldig gesprochen und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Bald erhoben sich Forderungen nach ihrer vorzeitigen Freilassung, besonders betreffend Menkes, der sich in einem schlechten körperlichen und psychischen Zustand befand. 1963 bat Ministerpräsident Ben Gurion Kasztners Witwe und Tochter persönlich um ihre Meinung. Bogyó blieb verbittert und unversöhnlich. Zsuzsi taten Menkes' Kinder leid. Sie sagte zu Ben Gurion: «Mein Vater wird nie zurückkommen. Ihr Vater kann wenigstens zu ihnen zurückkehren.»¹⁰⁸ Im Laufe des Jahres wurden alle drei freigelassen.

Die wahren Umstände des Attentats sind bis jetzt nicht aufgeklärt worden. Einer Version zufolge, die auf der Entdeckung eines grossen Waffendepots durch die Polizei gründete, war der Angriff die erste symbolische Handlung einer gefährlichen Untergrundbewegung gewesen. Eine andere Version beschuldigte die extrem rechts gerichteten Gruppen, die lange gegen Kasztner agitiert hatten. Eine dritte – die aus Cherut-Kreisen hervorging – verdächtigte die staatlichen Sicherheitsorgane und damit die Regierung, die Kasztner liquidieren wollte, weil er zu viele kompromittierende Geheimnisse der Mapai-Führer kannte. In diesem Zusammenhang wurde Eckstein als ein früheres Mitglied der Sicherheitskräfte identifiziert. Es ist unklar, ob er 1956 nach zwei Jahren Dienst entlassen wurde oder sich heimlich den rechts-extremen Gruppen anschloss, die er beobachten sollte. Letzteres behauptet er persönlich in Gaylen Ross' Dokumentarfilm *Killing Kasztner* (2008). Im gleichen Film behauptet er auch – zum ersten Mal fünfzig Jahre nach dem Mord –, dass eine weitere Person im Dunkeln einen Schuss auf Kasztner abgegeben habe, aber trotz seiner scheinbaren Bereitschaft zu reden erfahren wir aus dem Film sehr wenig über die Beweggründe und sogar über die Ereignisse selbst.

Nach dem Mord befanden sich Kasztners Witwe und Tochter sowohl finanziell als auch emotional in einer tiefen Notlage. Freunde versuchten ihnen zu helfen, und mit der Zeit konnte sich Bogyó mit einem kleinen Laden über Wasser halten. Fünf Jahre nach Kasztners Tod wurde ihr Antrag auf eine Rente auf Grund seiner staatlichen Rentenversicherung abgelehnt mit der Begründung, dass der Mord keine Beziehung zum Beruf ihres Mannes gehabt hatte. Sie starb sechzehn Jahre später, mittellos und immer noch trauernd. Zsuzsi wurde als

Krankenschwester ausgebildet und arbeitet in einem Spital in Petach Tikvah bei Tel Aviv. Sie ist geschieden und hat drei Töchter. Ihr Glaube an ihren Vater ist unerschütterlich.

Mit der Zeit verschwand Kasztner aus den Schlagzeilen, wurde aber nie vergessen. Das Interesse an der Affäre flammte 1961 in Folge des Eichmann-Prozesses wieder auf. Als Hanna Arendt die Behauptungen Tamirs und Halevis, von Eichmann selbst zu schweigen, nachbetete, drückte sie Ansichten aus, die von der Mehrheit der Israelis geteilt wurden. Aber in den nächsten zwanzig Jahren sollte die israelische Gesellschaft Änderungen erleben, die es ermöglichten, eine ausgewogenere Haltung zu finden. Der kleine Band des Historikers Dov Dinur aus dem Jahr 1987, dessen hebräischer Titel sich etwa mit «Kasztner. Führer oder Verbrecher» übersetzen lässt, trug viel zur Verbesserung von Kasztners Ruf bei. Andere wissenschaftliche Bücher und Artikel – in diesem Buch jeweils am angemessenen Ort zitiert – folgten ihm. Mehrere Film- oder Fernsehdokumentationen, die sich auch um eine wahre Darstellung bemühen, sind in den letzten Jahren entstanden: Moti Lerner's *The Kasztner Trial* (Der Kasztner-Prozess) in Israel (1994), Bill Treharne Jones' *Last Train from Budapest* (Letzter Zug aus Budapest) in Grossbritannien (2000), Axel Brandts *Zug um Zug* in Deutschland (2005), Gyula Radós *A Kasztner-vonat* (Der Kasztner-Zug) in Ungarn (2006), *Killing Kasztner* (Die Ermordung von Kasztner) in den USA (2008). Seit 2004 ist eine knappe Darstellung seines Unternehmens in Yad Vashem zu sehen, und 2007 übergaben Zsuzsi Kasztner und andere Familienmitglieder Yad Vashem eine Sammlung Dokumente, darunter Briefe von seiner Hand. Langwierige Versuche, in Tel Aviv oder Haifa eine Strasse nach Kasztner zu benennen, scheiterten an politischen Manipulationen, aber ein kleiner Wald bei Haifa und eine Tafel am Eingang zu seiner alten Wohnung, Väci-Gasse 12 in Budapest, tragen seinen Namen. Als ich vor Kurzem nach Israel reiste, frage mich eine strenge junge Grenzpolizistin, was ich dort vorhätte. Als ich sagte, dass ich über Kasztner forschen wollte, schaute sie mich verständnislos an, aber bevor ich ihr mehr sagen konnte, mischte sich ihre ebenso junge Kollegin ein und begann ihr von Prozess und Attentat zu erzählen, als ob alles erst gestern passiert wäre.

Die Wandlung, die sich in der Wahrnehmung von Kasztners Leistung ereignet hat, fasst Weitz überzeugend zusammen. «Es war damals schwer zu verstehen, wie tapfer und wagemutig er sein musste», um zu tun, was er tat, schreibt Weitz. «Aber eine Generation später» konnte eine «reifere und selbstbewusstere» israelische Öffentlichkeit begreifen, dass «es keine Schande ist zu verhandeln, um Leben zu retten.»¹⁰⁹

Held umständehalber

Es mag seltsam erscheinen, dass ein Jude, der Hunderten – wahrscheinlich Tausenden – von Juden das Leben gerettet hatte, von einem jüdischen Richter der Kollaboration mit den schlimmsten Feinden der Juden bezichtigt, von einer jüdischen Öffentlichkeit geächtet und von einem jüdischen Fanatiker umgebracht wurde. Will man begreifen, warum Kasztner so grosse Feindseligkeit in Israel auf sich zog, so muss man sich an die dort vorherrschende Stimmung ein Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg erinnern. Vielen Juden, die noch wie betäubt vom Holocaust waren, schienen die Anklagen gegen Kasztner alle dunklen Gerüchte über ihn zu bestätigen und gleichzeitig Wunden aufzureissen, die nie ganz geheilt waren. Seine anscheinend freundschaftlichen Beziehungen zu Becher widerten die früheren Opfer der SS an. Die Zugeständnisse, die er Eichmann entlockt hatte, erregten den Verdacht heimlicher Komplotte. Sein Erfolg, zusammen mit seiner Arroganz, erweckte Neid. Seine Befreiung von 1.670 Männern, Frauen und Kindern aus Bergen-Belsen bildete einen scharfen Kontrast zur Vernichtung von Hunderttausenden in Auschwitz. Es ist begreiflich, dass er gehasst wurde, weil er nur eine verschwindend kleine Minderheit gerettet hatte, während die überwältigende Mehrheit unterging, und es ist auch begreiflich, dass unsere Gruppe gehasst wurde, weil wir lebten, während alle anderen gestorben waren. Begreiflich, aber nicht unbedingt gerecht oder vernünftig.

Die meisten Juden, die damals in Israel lebten, hatten unersetzliche Verluste erlitten. Viele fühlten sich auch schuldig wegen ihrer eigenen Hilflosigkeit während des Holocaust. Dieses Gemisch von hilfloser Trauer und Schuldgefühlen verwandelte sich in Zorn, und der Zorn ergoss sich in Vorwürfe. Da die wirklichen Täter, die Nazis, unerreichbar waren, diente ein arroganter Mann, der mitten in der Katastrophe durch verdächtige Geschäfte mit dem Feind aufzuleben schien, als ein nahe liegendes Ziel. Ein scharfsichtiges Mitglied unserer Gruppe, Naomi Herschkovits, beschreibt diesen Sachverhalt so: «Ein Mann mit Leiden, Schmerzen und Kummer kann offensichtlich nicht objektiv sein, dann sucht er jemanden, der daran schuld ist, und daran lässt er seinen ganzen Schmerz aus.... Es gibt Leute, die sehen, dass wir da sind, und ihre Lieblinge nicht da sind, und es ist schwer, dann muss man einen Sündenbock finden.» Kasztner wurde also zum Sündenbock für das gesamte Elend einer ganzen Gesellschaft. Es war unvernünftig und ungerecht, aber es hatte eine eigene traurige Logik. Noch einmal Herschkovits: «Kasztner hat nicht getötet, er hat gerettet, er hat Menschenleben gerettet. Aber die Psychologie ist eine schwierige Sache.»¹

Kasztner glaubte, dass man ihn in Israel als Held empfangen würde. Stattdessen behandelte man ihn als Verräter. In den Augen der Juden im Jischuw war derjenige ein Held, der mit Waffen um sein Ziel kämpfte. Wenn er dabei umkam, wurde er als Märtyrer gefeiert. Unter keinen Umständen versteckte er sich, kroch zu Kreuze oder machte Geschäfte. Kasztner kam aus der Diaspora, wo Juden oft zu List oder Täuschung Zuflucht nehmen mussten, um zu überleben. Er vermied theatralische Gesten und entwickelte eine hohe Kunst des Täuschens zu einem guten Zweck. Wenn das nicht das kriegerische Heldentum war, das im Israel der 1950er Jahre bewundert wurde, so war es doch Heldentum von einer anderen, nicht weniger gültigen Art. Kasztner selbst erklärte es Yitzchak Katsir mit wenigen Worten, die umso überzeugender sind, als er weder prahlt noch sich verteidigt: «Nach der deutschen Besetzung in Ungarn ... entstand eine Situation ohne Ausweg, d.h. es war unmöglich davor wegzulaufen. Und es gab keinen anderen, der etwas machen konnte oder bereit dazu war oder sich traute. Also habe ich es gemacht. Also war ich ein Held. Man kann sagen, ich war ein Held, aber ich war ein Held wegen der Umstände.»²

Die Umstände waren aussergewöhnlich, und Kasztners Reaktion war es ebenfalls. Er bluffte, log und betrog, aber er legte auch grossen Mut an den Tag. Das Wort «Held» scheint mir in unserer Zeit durch gedankenlosen Gebrauch entwertet zu sein, aber zwei Mitglieder unserer Bergen-Belsener-Gruppe verwenden es für Kasztner in einer durchaus angemessenen Weise. Edit Goldstein meint, dass der Tod im Warschauer Ghetto zwar spektakulärer, aber keineswegs heroischer war, als sein Leben zu riskieren, indem man Dokumente fälschte, Flüchtlinge versteckte und, vor allem, Mördern wie Eichmann ins Auge sah, um Leben zu retten: «Er ging in die Löwenhöhle hinein und wieder und wieder gefährdete er sein Leben, um zu retten. Hätte er nur einen gerettet, wäre das grossartig gewesen, aber er rettete Tausende. Also in meinen Augen ist er ein Held.»³ Nach Ervin Heilpers Ansicht verdiente Kasztner Bewunderung für die Art, wie er Eichmann die Stirn bot, und auch für seine Entschlossenheit, sich nicht vor Entscheidungen über Leben und Tod zu drücken. Was ihn aber nach Heilper zu einem wirklichen Helden machte, war sein Entschluss, nach Deutschland zurückzukehren, als er die Gelegenheit hatte, bequem und sicher bei seiner Frau in der Schweiz zu bleiben. Er ging nach Deutschland zurück, weil er «versprochen hatte, mehr Juden zu retten. « Heilper leugnet Kasztners tollkühne Seite nicht, aber er preist seine Bereitschaft, sich für eine Sache zu opfern: «Das ist keine Abenteuerlust mehr, das ist schon eine Berufung, Verpflichtung. Ich denke nicht, dass sonst jemand das machen konnte.»⁴ Und noch die Stimme des Historikers, der mir Kasztner am gerechtesten zu beurteilen scheint, Yehuda Bauer. In einem deutschsprachigen Interview beschreibt er Kasztners Widersprüche und Fehler ausführlich, kommt aber zum Schluss, dass Kasztner « alles daran setzte um Menschenleben zu retten.» Als er «ohne ein Gewehr in der Hand» den Nazis gegenübertrat,

habe er «eine Zivilcourage, die ganz unverständlich ist» an den Tag gelegt und sich «eigentlich [als] ein jüdischer Held» erwiesen.⁵

Kasztner handelte nicht allein. Er hätte nichts ausrichten können ohne die Mitarbeit von Otto Komoly, Joel Brand und Andre Biss, ohne den Rat und die Zuneigung von Hansi Brand und ohne die irritierende, aber nützliche Vorsicht von Saly Mayer. Sie alle hatten ihre Fehler, und die Beziehungen unter ihnen waren oft aufs Äusserste gespannt, aber gemeinsam erreichten sie viel in einer fast aussichtslosen Lage. Um noch einmal Bauer zu zitieren:

Die Juden, die den Verhandlungen das Tor öffneten, gingen enorme Risiken ein, für ihre eigene Person wie auch für die Gemeinschaft. Zuletzt müssen wir zum Schluss kommen, dass sie richtig handelten, den einzig möglichen Weg wählten, Menschenleben zu retten. Jeder Logik zum Trotz wurden Menschenleben gerettet... Unter den gegebenen Umständen konnten sie nicht völlig erfolgreich sein. Schon dass sie es teilweise waren, ist erstaunlich.⁶

Trotzdem war es nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Das schwache Licht, das sie erzeugten, war vom tiefsten Dunkel umgeben. Raul Hilberg trifft das richtige Gleichgewicht, indem er der Waada die Anerkennung zuteilt, die ihr gebührt, aber mit einer traurigen Note schliesst, indem er uns daran erinnert, wie wenig das Komitee gegen soviel Böses ausrichten konnte: «Angesichts der Ohnmacht des ungarischen Judentums und des Ausbleibens ausländischer Hilfe war sein Erfolg bemerkenswert. Bedenkt man allerdings, dass es vor der Aufgabe stand, die Vernichtungsaktion nachhaltig zu behindern, so war sein Erfolg zugleich sehr begrenzt.»⁷

Es wäre unnatürlich, wenn ich, dem Kasztner das Leben gerettet hat, nicht für ihn vorgeingenommen wäre. Aber ich habe mich bemüht, das historische Material so gründlich und objektiv zu studieren, dass ich die Anklagen gegen ihn mit gutem Gewissen zurückweisen kann. Wenn ich also aufzähle, welche Vorwürfe gegen ihn ich nicht glaube, so meine ich, das auf Grund sorgfältiger Forschungsarbeit tun zu können. Ich glaube nicht, dass Rezsó Kasztner ein Kollaborateur war. Ich glaube nicht, dass er die Fallschirmspringer verraten hat. Ich glaube nicht, dass er die Massen der ungarischen Juden gegen die Freilassung von ein paar Hundert angeblichen Prominenten den Mördern auslieferte. Ich glaube nicht, dass er mit seinem Schweigen über Auschwitz Eichmann helfen wollte, die Deportationen ohne Zwischenfälle durchzuführen. Es ist wahr, dass er den Kriegsverbrecher Becher vor seiner Strafe gerettet und den Gerichtshof darüber getäuscht hatte, aber er tat das höchst wahrscheinlich im Auftrag seiner politischen Vorgesetzten. Die Anklage, dass er «Gott gespielt» habe, indem er aus Hunderttausenden ein paar Hundert Männer, Frauen und Kinder zur Rettung auswählte, übersieht, dass die Listen von kleinen Komitees mit festgelegten Spielregeln und nicht willkürlich von ihm allein erstellt worden waren, obwohl er natürlich grossen Einfluss ausüben konnte.

Auffallend ist nicht, wie viele von seinen Verwandten über Bergen-Belsen befreit wurden, sondern wie wenige.

Man könnte sagen, dass in der monströsen Lage, die die Nazis herbeigeführt hatten, keine Auswahl befriedigend sein konnte und deshalb nur eine einzige Lösung konsequent gewesen wäre: statt relativ wenige zu retten, niemand zu retten. Konsequent, aber nicht menschlich und nicht Kasztners Art. Arthur Stern, ein Mitglied unserer Bergen-Belsener Gruppe, brachte es in einem Interview auf den Punkt: Kasztner «tat das Richtige in den Umständen», weil «Leben für einige besser ist als Leben für niemand.»⁸

Die brutale Wahrheit ist, dass während Millionen – unter ihnen fast alle meine Verwandten – umgebracht wurden, ich mehr als ein halbes Jahrhundert später noch am Leben bin. Metaphysisch gesehen weiss ich nicht, warum ich gerettet wurde, während so viele starben, und um nicht verrückt zu werden, will ich auch nicht darüber spekulieren. Pragmatisch gesehen ist die Antwort leicht: Ich lebe noch, weil Rezsó Kasztner mich gerettet hat. Ich höre sagen, dass ich mich schuldig fühlen sollte, weil ich nicht mit den anderen gestorben bin, und ich weiss, dass manche mich hassen, weil ich weniger gelitten habe als sie. Ich kann das begreifen, aber ich habe mein Schicksal nicht selbst gewählt. Wenn mein Vater mir und sich selbst nicht Eingang ins Auffanglager in der Kolumbusz-Gasse verschafft hätte, wären vielleicht zwei andere am Leben geblieben. Aber wir haben niemand vorsätzlich um seinen Platz im Transport gebracht, damit wir mitfahren konnten. Die entscheidende Rolle spielte der Zufall. In weit grösserem Massstab gilt das auch für Kasztners Unternehmen. Die Zahl derer, die ihm ihr Leben verdanken, ist verschwindend klein im Vergleich mit der Zahl der Toten, aber Kasztner hat niemand absichtlich in den Tod geschickt, um eine privilegierte Gruppe freizukaufen. Während Eichmann Tag um Tag die Züge nach Auschwitz abfertigte, drängte Kasztner alle lähmenden Fragen in den Hintergrund seines Bewusstseins und konzentrierte sich auf Rettung derer, die er retten konnte.

Wer nach moralischer Überlegenheit strebt, mag fragen, ob man mit dem Bösen Kompromisse schliessen kann, ohne seine eigene Integrität aufzugeben. Wer absolute Lebensregeln sucht, mag fragen, ob es besser sei, das Unglück seinen Lauf nehmen zu lassen oder einzugreifen und sich möglicherweise die Hand zu beschmutzen. Nach meiner Meinung lassen sich solche Fragen theoretisch gar nicht beantworten, sondern jeder muss seine eigene Antwort in der Praxis finden. Ich glaube nicht, dass Kasztner sie sich überhaupt stellte. Während die meisten Juden passiv ihr Schicksal erwarteten, handelte er in ihrem Interesse. Während andere aus Furcht vor Eichmann erstarrten, unterdrückte er seine Angst und erwirkte durch Entschlossenheit und Verschlagenheit vom Hauptorganisator des Holocaust unvergleichliche Zugeständnisse. Vor die Wahl zwischen zwei Übeln gestellt, entschloss er sich für das anscheinend kleinere und wurde grausam dafür bestraft. Seinen Traum, dem Holocaust ein Ende zu bereiten, konnte er nicht verwirklichen, aber es besteht kein Zweifel, dass

er unsere Gruppe von 1.670 aus Bergen-Belsen und fast sicher Tausende mehr gerettet hat.
Er hätte etwas Besseres verdient als einen Justizirrtum und die Kugel eines Attentäters.

Anmerkungen

Ein jüdisches Kind unter Judenhassern

1 Weitere Angaben zum Ort finden sich in: Yizkor Books Online: *Margitta*.

Der Holocaust in Ungarn

1 Die definitive Geschichte des Holocaust in Ungarn ist Randolph Brahams monumentales Werk *The Politics of Genocide: The Holocaust in Hungary* (1994). Das Zitat befindet sich auf S. 1. Konzentrierte Darstellungen sind Braham 1997 und Braham 1998 (siehe Bibliographie). In Raul Hilbergs Standardwerk *Die Vernichtung der europäischen Juden* (1982) wird das Schicksal der ungarischen Juden hauptsächlich im Kapitel VIII.3, S. 541-584 behandelt. Einen wichtigen Beitrag leisten Gerlach und Aly, S. 7-114. Eine klare Darstellung aus ungarischer Sicht bietet Szita, S. 19-55.

2 Braham, 1997, S. 39-40.

Das Ghetto von Klausenburg

1 Eine ausführlichere Beschreibung des Ghettos von Kolozsvár findet sich bei Löwy, S. 185-192.

2 Löwy, S. 325.

3 Löwy, S. 325.

Die ersten Schritte

1 Ein ausführliches Bild ergibt sich aus Kasztners eigenem *Bericht*, ergänzt durch die Erinnerungen aktiv Beteiligter wie Joel Brand, Hansi Brand und Endre Biss, die Zeugnisse Überlebender und die Untersuchungen von Historikern, namentlich Yehuda Bauer, Randolph Braham, Shlomo Aronson und Szabolcs Szita. Zur Arbeit der Zionisten während dieser Phase siehe Kasztner, *Bericht*, S. 31-87; Weissberg, S. 15-82; Brand, Hansi, Zeugenaussage; Brand, Joel, Zeugenaussage; Biss, S. 1-3, 24-39; Braham 1994, S. 1069-1078; Bauer 1994, S. 151-163; Aronson, S. 88-96, 170-180; Szita, S. 1-17, 57-63.

- 2 Zitiert in Gerlach und Aly, S. 7-8.
- 3 Kasztner, *Bericht*, S. 71.
- 4 Kasztner, *Bericht*, S. 72.
- 5 Kasztner, *Bericht*, S. 73.
- 6 Kasztner, *Bericht*, S. 77.
- 7 Kasztner, *Bericht*, S. 83.
- 8 Kasztner, *Bericht*, S. 84.
- 9 Kasztner, *Bericht*, S. 85.

Lastwagen für Menschenleben

- 1 Zu Brands Mission s. Weissberg, S. 111-245; Brand, Joel, 1961; Brand, Hansi, 1961; Kasztner, *Bericht*, S. 87-96; Biss, S. 39-43; Braham 1994, S. 1078-1088; Bauer 1994, S. 152-195; Aronson, S. 227-261; Szita, S. 76-87; Cesarani 2005, S. 173-181.
- 2 Weissberg, S. 114-115.
- 3 Weissberg, S. 114.
- 4 Weissberg, S. 116-117.
- 5 Weissberg, S. 127.
- 6 Weissberg, S. 129.
- 7 Kasztner, *Bericht*, S. 93.
- 8 Weissberg, S. 144-145.
- 9 Brand, Hansi, 1961.
- 10 Zitiert nach Bauer 1989, S. 13.
- 11 Zitiert nach Hilberg, S. 1225.
- 12 Zitiert nach Bauer 1989, S. 11.
- 13 Zitiert nach Wasserstein, S. 226.
- 14 Zitiert nach Weissberg, S. 167.
- 15 Zitiert nach Weissberg (englische Ausgabe), S. 164.
- 16 Weissberg, S. 192.

Die unbarmherzige Aufgabe

- 1 Zitiert nach Weitz 1995, S. 25,43.
- 2 Weissberg, S. 31.
- 3 Zitiert nach Szita, S. 147.
- 4 Kasztner, Zsuzsi, S. 6.
- 5 Pasternak Slater, S. 30.

- 6 Eichmann, S. 146
- 7 Barzel, Shoshana, S. 4.
- 8 Speter, Interview.
- 9 Zitiert nach Weitz 1995, S. 302.
- 10 Weitz 1995, S. 428-429. Ich möchte an dieser Stelle Professor Weitz für das unveröffentlichte Manuskript der englischen Übersetzung seines Buches danken.
- 11 Kasztner, *Bericht*, S. 333-334.
- 12 Kasztner, *Bericht*, S. 97.
- 13 Brand, Hansi, 1961.
- 14 Kasztner, *Bericht*, S. 101.
- 15 Kasztner, *Bericht*, S. 101-103.
- 16 Brand, Hansi, 1961.
- 17 Brand, Hansi, 1961.
- 18 Brand, Hansi, 1961.
- 19 Brand, Hansi, 1961.
- 20 Kasztner, *Bericht*, S. 103-104.
- 21 Kasztner, *Bericht*, S. 105.
- 22 Kasztner, *Bericht*, S. 105.
- 23 Kasztner, *Bericht*, S. 106.
- 24 Kasztner, *Bericht*, S. 107.
- 25 Kasztner, *Bericht*, S. 108.
- 26 Kasztner, *Bericht*, S. 107.
- 27 Kasztner, *Bericht*, S. 123.
- 28 Kasztner, *Bericht*, S. 111.
- 29 Kasztner, *Bericht*, S. 112-113.
- 30 Zitiert nach Pasternak Slater, S. 15.
- 31 Brand, Hansi, 1961.
- 32 Kasztner, *Bericht*, S. 130-132.
- 33 Kasztner, *Bericht*, S. 130-132.
- 34 Kasztner, *Bericht*, S. 145. Zu weiteren Einzelheiten der Fallschirmspringer-Affäre: Braham 1994, S. 1130-1132; Bauer 1994, S. 215-216; Pasternak Slater, S. 17; Szita, S. 77-78.
- 35 Kasztner, *Bericht*, S. 145.
- 36 Brand, Hansi, 1961.
- 37 Biss, S. 68.
- 38 Zitiert nach Fischer, Völtozatok.
- 39 Fischer, Völtozatok; Karsai und Molnár, Kasztner.
- 40 Hilberg, S. 576; Bauer 1994, S. 201.
- 41 Aronson, S. 276-277.

- 42 Kasztner, *Bericht*, S. 118–119.
43 Kasztner, *Bericht*, S. 119.

Von Budapest nach Bergen-Belsen

- 1 Jacobs, Interview.
- 2 John-Steiner, Interview.
- 3 Herschkovits, S. 11.
- 4 Brief, Interview.
- 5 Hasson, S. 3–4.
- 6 Anon, S. 5.
- 7 Buck, S. 1.
- 8 Stern, Interview.
- 9 Unbekannt, S. 2.
- 10 Jungreis, Interview.
- 11 Revesz, George, Interview.
- 12 John-Steiner, Interview.
- 13 Herschkovits, S. 12–13.
- 14 Devecseri, Szidonia, Unser Schicksal, S. 3.
- 15 Buck, S. 2.
- 16 Buck, S. 2.
- 17 Zur Geschichte von Bergen-Belsen: Kolb, Eberhard 2002; Keller 2002; Wenck 2000; Reilly 1997.
- 18 Z.B. Kolb, Eberhard, S. 27–86; Keller, S. 164–165; Reilly, S. 45–59.
- 19 Zitiert nach Kolb, Eberhard S. 52–53.
- 20 Zitiert nach Kemp, S. 136–137.
- 21 Anonym, S. 9.
- 22 Jacobs, Interview.
- 23 Jacobs, Interview.
- 24 Unbekannt, S. 2.
- 25 Goldstein, S. 11.
- 26 Goldstein, S. 12.
- 27 Buck, S. 3.
- 28 Kasztner, *Bericht*, S. 133–134; Kolb, Jenő, 2.–4, August; Wenck, S. 297; Kolb, Eberhard, S. 72 spricht von 1.683 und Szita, S. 91 von 1.683–1.685.
- 29 Pasternak Slater, S. 13–14, auf Grund der Webseite KasztnerMemorial.com.
- 30 Ladány, S. 83.
- 31 Kolb, Jenő, 10. Juli. Das Tagebuch von Jenő Kolb ist das wichtigste Zeugnis der Gruppe, das

tatsächlich im Lager entstand. Kolb war nicht nur ein scharfblickender Beobachter, sondern auch aktiver Teilnehmer an vielen Ereignissen, die er berichtet. Die Unmittelbarkeit und der Reichtum an Einzelheiten machen dieses Tagebuch zu einer unentbehrlichen Dokumentation unseres Alltagslebens im Lager. Historische Studien über unseren Alltag finden sich hauptsächlich bei Ruhe und Wenck.

- 32 Rahe 1994, S. 56
- 33 Pasternak Slater, S. 13.
- 34 Pasternak Slater, S. 13-15.
- 35 Kolb, Jenó, 2.-4. August.
- 36 Anonym, S. 10.
- 37 Unbekannt, S. 2.
- 38 Buck, S. 4.
- 39 Heilper, S. 20.
- 40 Adler Tiborné, S. 9.

Alltag im Vorzugslager

- 1 Anon, S. 12.
- 2 Brief, Interview.
- 3 Goldstein, S. 12-13.
- 4 Kolb, Jenó, 11. und 21. November.
- 5 Devecseri, Szidonia, Sorsunk, S. 36-37.
- 6 Ladany, S. 38.
- 7 Anon, S. 11-12.
- 8 Hendell, Interview.
- 9 Hersch, Interview.
- 10 Munk, Interview.
- 11 Goldstein, Interview, S. 13.
- 12 Anonym, S. 23.
- 13 Kolb, Jenó, 18. Juli.
- 14 Gross, Interview.
- 15 Anonym, S. 21,
- 16 Stern, Interview.
- 17 Kolb, Jenó. 30.-31. Oktober.
- 18 Mandel, Interview.
- 19 Buck, S. 10-11.
- 20 Kolb, Jenó, 10. Juli, 6., 10.-11., 28.-30. August, 3.-4., 13.-20. September.
- 21 Devecseri, Szidonia, Unser Schicksal, S. 4.

- 22 Kolb, Jenő, 6. Oktober.
- 23 Anonym, S. 18.
- 24 Kolb, Jenő, 25. Juli.
- 25 Jacobs, Interview.
- 26 Jacobs, Interview.
- 27 Munk, Interview.
- 28 Kohn, Életem.
- 29 Kasztner selbst verzeichnet drei Todesfälle und acht Geburten, Kasztner, *Bericht*, S. 252.
- 30 Kolb, Jenő, 12.-13. August.
- 31 Kolb, Jenő, 6. Oktober.
- 32 Cf. Wiehn, S. 285.
- 33 Berger, S. 14-15.
- 34 Buck, S. 13-15.
- 35 Szondi-Radványi, S. 47.
- 36 Kolb, Jenő, 2. November.
- 37 Tabori Szervezeti Szabalyzat.
- 38 Kolb, Jenő, 18. November.
- 39 Anonym, S. 11.
- 40 Kolb, Jenő, 13. und 27. November.
- 41 Kolb, Jenő, 1. Dezember.
- 42 Adler, Hermann, Interview, S. 1.
- 43 Kolb, Jenő, 2.-4. August.
- 44 Goldstein, S. 25.
- 45 Bishop, Interview.
- 46 Kolb, Jenő, 8. November.
- 47 Adler, Hermann, S. 15.
- 48 Kolb, Jenő, 16.-21. Oktober.
- 49 Goldstein, S. 14-15.
- 50 Kolb, Jenő, 28. und 30. Juli.
- 51 Kolb, Jenő, 7.-12. September.
- 52 Kolb, Jenő, 11. Oktober.
- 53 Kolb, Jenő, 18. November.
- 54 Devecseri, Szidonia, Schicksal, S. 8.
- 55 Kolb, Jenő, 24. Juli.
- 56 Szondi-Radványi, S. 50.
- 57 Kolb, Jenő, 8.-9. November.
- 58 Hendell, Interview.
- 59 Gross, Interview.
- 60 Kolb, Jenő, 31. Juli.

- 61 Adler, Hermann, S. 15.
- 62 John-Steiner, Interview.
- 63 Kolb, Jenó, 17.-20. September.
- 64 Anonym, S. 24.
- 65 Jungreis, Ester, Interview.
- 66 Kolb, Jenó, 15. Juli, 2.-4. August.
- 67 Kolb, Jenó, 2.-4. August.
- 68 Kolb, Jenó, 8.-10. Oktober.
- 69 Kolb, Jenó, 12. Oktober, 14.-15. November.
- 70 Blum 1997, S. 18.
- 71 Kolb, Jenó, 20. August.
- 72 Blum 1997, S. 20.
- 73 Gross, Interview.
- 74 Kolb, Jenó, 8.-10. Oktober.
- 75 Kolb, Jenó, 23. Juli.
- 76 Kolb, Jenó, 2.-4. August.
- 77 Kolb, Jenó, 6. Oktober.
- 78 Kolb, Jenó, 14.-15. Oktober.
- 79 Gador, S. 7.
- 80 Devecseri, Szidonia, Unser Schicksal, S. 6.
- 81 Jacobs, Interview.
- 82 Gross, Interview.
- 83 Buck, S. 13.
- 84 Jacobs, Interview.
- 85 Buck, S. 5.
- 86 Kolb, Jenó, 3. November.
- 87 Cohen, Eliezer, Interview.
- 88 Goldstein, S. 27.
- 89 Unbekannt, S. 2-3.
- 90 Kolb, Jenó, 23.-25. Oktober.
- 91 Kolb, Jenó, 13.-20. September.
- 92 Hendell, Interview.
- 93 Blum, 1997, S. 16.
- 94 Kasztner, *Bericht*, S. 162-163.
- 95 Anonym, S. 15.
- 96 Blum, Erinnerungen, S. 13.
- 97 Buck, S. 13.
- 98 Kohn, Georg, Életem.
- 99 Devecseri, Szidonia, Schicksal, S. 4.

100 Beide Briefe hat mir Kasztners Tochter Zsuzsi freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Am 22. Juli 2007 wurden alle Dokumente in Zsuzsi Kasztners Besitz Yad Vashem übergeben.

Ein hartes Geschäft

- 1 Zitiert nach Braham 1994, S. 914–915.
- 2 Kasztner, *Bericht*, S. 176–177.
- 3 Zu den in diesem Kapitel beschriebenen Verhandlungen zwischen Kasztner und der SS s. Kasztner, *Bericht*, S. 146–246; Biss, S. 71–103; McClelland 1982; Bauer 1994, S. 196–238; Bauer 1977; Bauer 1997; Braham 1994, S. 1088–1101.
- 4 Kasztner, *Bericht*, S. 149.
- 5 Biss, S. 91.
- 6 Zitiert nach http://www.arendt-art.de/deutsch/palestina/Stimmen_Israel_juedische/elam_shraga_bruecke_von_sankt_margrethen.htm#_ednref15.
- 7 Kasztner, Tagebuchnotizen.
- 8 Lulay, Nyilatkozat.
- 9 Kasztner, *Bericht*, S. 154–155.
- 10 Kasztner, *Bericht*, S. 157.
- 11 Kasztner, *Bericht*, S. 157.
- 12 Brand, Hansi, Zeugenaussage.
- 13 Kasztner, *Bericht*, S. 151–152.
- 14 McClelland, Report, S. 46.
- 15 Bauer 1994, S. 195.
- 16 Zitiert nach Bauer 1994, S. 217.
- 17 Kasztner, *Bericht*, S. 170.
- 18 Kasztner, Tagebuch.
- 19 Kasztner, *Bericht*, S. 173.
- 20 Kasztner, *Bericht*, S. 174–175.
- 21 Zitiert nach Dinur, S. 58–60.
- 22 Zitiert nach Dinur, S. 62.
- 23 Emmenegger, 13.
- 24 Zitiert nach Dinur, S. 60.
- 25 Bauer 1994, S. 221.
- 26 Kasztner, *Bericht*, S. 193.
- 27 Kasztner, *Bericht*, S. 178.
- 28 Kasztner, *Bericht*, S. 179.
- 29 Kasztner, *Bericht*, S. 187.
- 30 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.

- 31 Kasztner, *Bericht*, S. 205.
- 32 Kasztner, *Bericht*, S. 208.
- 33 Bauer 1994, S. 226.
- 34 Kasztner, *Bericht*, S. 209.
- 35 Kasztner, *Bericht*, S. 210.
- 36 Zitiert nach Braham 1994, S. 1098.
- 37 Kasztner, *Bericht*, S. 211.
- 38 Kasztner, *Bericht*, S. 211.
- 39 Kasztner, *Bericht*, S. 217.
- 40 Kasztner, *Bericht*, S. 236-237.
- 41 Kasztner, *Bericht*, S. 234.
- 42 Kasztner, *Bericht*, S. 235.
- 43 Bauer 1994, S. 228.
- 44 Kasztner, *Bericht*, S. 243.
- 45 Kasztner, *Bericht*, S. 244.
- 46 Kasztner, *Bericht*, S. 245.
- 47 Kasztner, *Bericht*, S. 241.
- 48 Kasztner, *Bericht*, S. 243.
- 49 Kasztner, *Bericht*, S. 250.
- 50 Kasztner, *Bericht*, S. 251.
- 51 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 52 Brief von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 53 Kasztner, *Bericht*, S. 252-253.
- 54 27. Dezember 1944. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.

Von Bergen-Belsen in die Schweiz

- 1 Buck, S. 15. Zu unseren letzten Monaten in Bergen-Belsen und zur Fahrt nach der Schweiz hauptsächlich: Kolb, Jenó, November-Dezember; Anonym, S. 27-32; Blum 1997, S. 21-23; Blum 2003, S. 15-18; Buck, S. 15-18; Hasson, S. 6-7; Kohn, S. 6-7; Zsolt, S. 381-400; Rahe, Kasztner-Gruppe, S. 21; Wenk, S. 333-335.
- 2 Anonym, S. 28.
- 3 Kolb, Jenó, 13. November.
- 4 Kolb, Jenó, 18. November.
- 5 Kolb, Jenó, 22. November.
- 6 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 7 Kolb, Jenó, 24. November.
- 8 Kolb, Jenó, 26. November.

- 9 Kolb, Jenő, 27. November.
- 10 Kolb, Jenő, 28. November.
- 11 Kolb, Jenő, 1. Dezember.
- 12 Hasson, S. 6.
- 13 Kasztner, *Bericht*, S. 133–134.
- 14 S. z.B. Kolb, Jenő, 10. Juli, 2.–4. August. Eine Liste, die wahrscheinlich in Bergen-Belsen bald nach unserer Ankunft erstellt wurde, enthält 1.680 Namen auf 42 Seiten und endet mit Tova Wulkan. Da kein einziger Name mit dem Anfangsbuchstaben Z erscheint, gehe ich davon aus, dass eine Seite 43, mit wahrscheinlich vier Namen, verloren gegangen ist.
- 15 Kasztner, *Bericht*, S. 172, 252–253.
- 16 Kolb, Jenő, 3. Dezember.
- 17 Kohn, S. 6–7.
- 18 Kolb, Jenő, 4. Dezember.
- 19 Buck, S. 17.
- 20 Zsolt, S. 391, 394. Der zweite Teil der Erzählung ist so unvollständig, dass ich ihn in meiner englischen Übersetzung nicht berücksichtigte.
- 21 Zsolt, S. 394.
- 22 Zsolt, S. 382–383.
- 23 Kolb, Jenő, 6. Dezember.
- 24 Kolb, Jenő, 7. Dezember.
- 25 Bielik, Interview.
- 26 Buck, S. 17–18.
- 27 Buck, zitiert nach Rahe, Kasztner-Gruppe, S. 22.

Andere Lager

- 1 Weitere Einzelheiten in Kasztner, *Bericht*, S. 262–329; Biss, S. 150–214; Bauer 1994, S. 222–251; Wenck, S. 361–382; Braham 1994, S. 943–1018, 1143–1148; Breitman.
- 2 Kasztner, *Bericht*, S. 266; Biss, S. 174.
- 3 Kasztner, *Bericht*, S. 231.
- 4 Kasztner, *Bericht*, S. 256.
- 5 Kasztner, *Bericht*, S. 157–258.
- 6 Kasztner, *Bericht*, S. 280.
- 7 Kasztner, *Bericht*, S. 290.
- 8 Kasztner, *Bericht*, S. 292.
- 9 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 10 Kasztner, *Bericht*, S. 304–305.
- 11 Kasztner, *Bericht*, S. 310.

- 12 Kasztner, *Bericht*, S. 313.
- 13 Kasztner, *Bericht*, S. 315–316.
- 14 Kasztner, *Bericht*, S. 317–319.
- 15 Zitiert nach Dinur, S. 92.
- 16 Kasztner, *Bericht*, S. 320.
- 17 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.

Nachkriegsprojekte

- 1 Oktober 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 2 3. April 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 3 Weitz 1995, S. 45. Meine Deutung von Kasztners Nachkriegsschicksal verdankt viele Einzelheiten der Studie von Weitz.
- 4 Zitiert nach Weitz 1995, S. 75.
- 5 22. Dezember 1945, zitiert nach Barri, S. 148.
- 6 3. April 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 7 17. April 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 8 Zentralarchiv Yad Vashem.
- 9 17. April 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 10 8. Februar 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 11 7. Dezember 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 12 7. Dezember 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 13 Vgl. Weitz 1995, S. 66–68; Bilsky, S. 119; Segev, S. 258; Szita, S. 206.
- 14 Szita, S. 206.
- 15 McClelland, Report, S. 46–47.
- 16 McClelland, Report, S. 47–48.
- 17 18. Juli 1946. Kopie im Museum of Hungarian-Speaking Jewry, Zefat.
- 18 6. Februar 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 19 Kasztner, Eidesstattliche Erklärung, 13. September 1945, S. 3–4.
- 20 5. Mai 1948. Zitiert nach Weitz 1995, S. 87.
- 21 30. April 1948. Von Professor Viktor Harnik zur Verfügung gestellt.
- 22 6. Oktober 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 23 5. Februar 1947. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 24 5. Mai 1948. Von Professor Viktor Harnik zur Verfügung gestellt.
- 25 Kasztner, Eidesstattliche Erklärung, 13. September 1945, S. 3–4.
- 26 Deutsche Übersetzung nach http://www.kokhavivpublications.com/kuckuck/feature/biss_bericht/.
- 27 Kastner, Susi, S. 10–11.

- 28 Biss, S. 202.
- 29 Emmenegger, 13. Teil.
- 30 Emmenegger, 18. Teil.
- 31 Zitiert nach Emmenegger, 5. Teil.
- 32 Kasztner, *Bericht*, S. 132.
- 33 Bauer 1994, S. 211.
- 34 Emmenegger, 18. Teil.
- 35 Emmenegger, 3. Teil.
- 36 Emmenegger, 3. Teil.
- 37 Zitiert nach Mayer, Egon, *Booty*, S. 11.
- 38 Zweig, S. 231.
- 39 Emmenegger, 14. Teil.
- 40 Zitiert nach Emmenegger, 2. Teil.
- 41 Zitiert nach Mendelssohn, S. 22.
- 42 Zitiert nach Hecht, S. 81
- 43 28. Juli 1948. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 44 Becher, *Testimony*, 4. Teil. Deutsch nach <http://www.kokhavivpublications.com/kuckuck/archiv/karc0005.html>.
- 45 Emmenegger, 5. Teil.

Der Prozess

- 1 Brief an Chaim Posner, 11. Januar 1948. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 2 Weitz, 1995, S. 349. Die ausführlichste Untersuchung von Kasztners Schicksal nach dem Krieg ist Weitz 1995. Andere wichtige Studien zum Prozess: Weitz, *Conceptions*; Weitz, *Herut*; Maoz; Bilsky; Barri; Segev. Hechts *Perfidy* ist eine unverhüllte Polemik gegen Kasztner und Mapai.
- 3 Segev, S. 256
- 4 Zitiert nach Yablonka, S. 13.
- 5 Zitiert nach Segev, S. 257-258.
- 6 März 1967. Zitiert nach Segev, S. 263.
- 7 Zitiert nach Weitz 1995, S. 117.
- 8 Zitiert nach Weitz 1995, S. 118.
- 9 Zitiert nach Weitz 1995, S. 120.
- 10 Segev, S. 267.
- 11 Zitiert nach Hecht, S. 64.
- 12 Zitiert nach Hecht, S. 71-72.
- 13 28. Juli 1948.

- 14 Zitiert nach Hecht, S. 74.
- 15 Segev, S. 271.
- 16 Zitiert nach Weitz 1995, S. 196.
- 17 Zitiert nach Hecht, S. 74-75.
- 18 Zitiert nach Hecht, S. 79.
- 19 Weitz 1995, S. 201.
- 20 Zitiert nach Orr, S. 103.
- 21 Zitiert nach Weitz 1995, S. 241.
- 22 Zitiert nach Hecht, S. 82.
- 23 Zitiert nach Hecht, S. 106-108.
- 24 Weitz 1995, S. 220.
- 25 Zitiert nach Weitz 1995, S. 227.
- 26 Weitz 1995, S.215.
- 27 Zitiert nach Weitz 1995, S. 208.
- 28 Zitiert nach Hecht, S. 168-173.
- 29 Zitiert nach Hecht, S. 172-174.
- 30 Zitiert nach Hecht, S. 176.
- 31 Zitiert nach Hecht, S. 148.
- 32 Zitiert nach Weitz, Herat, S. 354-355.
- 33 Zitiert nach Maoz, S. 584.
- 34 Zitiert nach Hecht, S. 226.
- 35 Zitiert nach Hecht, S. 144.
- 36 Zitiert nach Weitz 1995, S. 265.
- 37 Zitiert nach Hecht, S. 170.
- 38 Zitiert nach Weitz 1995, S. 251.
- 39 Maoz, S. 591; Segev, S. 282.
- 40 Halevi, S. 1. Ich zitiere das Urteil nach einem deutschen Typoskript von 316 Seiten aus dem Besitz Zsuzsi Kasztners.
- 41 Halevi, S. 26.
- 42 Halevi, S. 28.
- 43 Halevi, S. 153.
- 44 Halevi, S. 89.
- 45 Halevi, S. 89.
- 46 Halevi, S. 63.
- 47 Halevi, S. 150.
- 48 Halevi, S. 140.
- 49 Halevi, S. 63.
- 50 Halevi, S. 241.
- 51 Halevi, S. 310.

- 52 Halevi, S. 313.
- 53 Halevi, S. 297.
- 54 Halevi, S. 5.
- 55 Weitz 1995, S. 314–315.
- 56 Zitiert nach Weitz 1995 S. 315–417.
- 57 Zitiert nach Weitz 1995 S. 314.
- 58 Zitiert nach Weitz 1995 S. 320.
- 59 Kasztner, S. 37.
- 60 Zitiert nach Weitz 1995, S. 243.
- 61 Braham 1994, S. 827.
- 62 John-Steiner.
- 63 Gorthard.
- 64 Hersch.
- 65 Pasternak Slater, S. 24.
- 66 Gilbert, S. 205.
- 67 Zitiert nach Hecht, S. 261.
- 68 Vrba, S. 93.
- 69 Eichmann, S. 146.
- 70 13. September 1945.
- 71 Arendt, S. 199.
- 72 Arendt, S. 42.
- 73 Arendt, S. 132. Eine ähnliche Botschaft verkündet das Theaterstück *Perdition* von Jim Allen. Die Uraufführung, die 1987 in London stattfinden sollte, wurde durch jüdische Protestaktionen verhindert, aber das Stück ist seither gelegentlich in kleinen Theatern aufgeführt worden. Allen geht vom Prozess aus und wiederholt die Anklage der extremen Linken, dass die Zionisten mit den Nazis kollaboriert hätten, weil sie den Holocaust als Druckmittel zur Gründung des Staates Israel benutzen wollten. Ganz abgesehen vom Wert oder Unwert dieser Hypothese, trägt das Stück nichts zum Verständnis von Kasztners Schicksal bei.
- 74 Pasternak Slater, S. 16.
- 75 Révész, Peretz, S. 207.
- 76 Révész, Peretz, S. 207.
- 77 Weitz 1995, S. 82.
- 78 Kasztner, Zsuzsi, S. 19.
- 79 Speter.
- 80 Barzel, Alexander, Interview.
- 81 Weitz 1995, S. 82.
- 82 Weitz 1995, S. 82.
- 83 Zitiert nach Weitz 1995, S. 81.
- 84 Weitz 1995, S. 81.

- 85 Weitz 1995, S. 84.
- 86 26. Juni 1951. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 87 Barri, S. 159.
- 88 Zitiert nach Weitz 1995, S. 95-96
- 89 Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 90 18. März 1946. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 91 1. Juli 1947. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 92 Affidavit vom 22. Juli 1947. Zitiert nach Barri, S. 156.
- 93 22. Juli 1944. Von Zsuzsi Kasztner zur Verfügung gestellt.
- 94 31. August 1944. Zitiert nach Barri, S. 162.
- 95 Barri, S. 164.
- 96 Zitiert nach Orr, S. 104.
- 97 Barri, S. 165.
- 98 Zitiert nach Weitz 1995, S. 371-372.
- 99 Zitiert nach Weitz 1995, S. 373.
- 100 Zitiert nach Maoz, S. 595.
- 101 Zitiert nach Maoz, S. 596.
- 102 Zitiert nach Hecht, S. 275.
- 103 Zitiert nach Hecht, S. 275.
- 104 Zitiert nach Hecht, S. 270-271.
- 105 Zitiert nach Hecht, S. 272,275.
- 106 Zitiert nach Weitz 1995, S. 411.
- 107 Zitiert nach Weitz 1995, S. 386-387.
- 108 Zitiert nach Weitz 1995, S. 405.
- 109 Weitz, 1995, S. 425.

Held umständehalber

- 1 Herschkovits, S. 22.
- 2 Katsir, S. 5.
- 3 Goldstein, S. 28-29.
- 4 Heilper, S 24.
- 5 Bauer, Interview, S. 11.
- 6 Bauer 1994, S. 259-260.
- 7 Hilberg, deutsche Fassung, S. 576.
- 8 Stern, Interview.

Literatur

Bücher und Artikel

- Arendt, Hanna: *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*, Harmondsworth: Penguin 1964. Deutsch: *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München: Piper 2006.
- Aronson, Shlomo: *Hitler, the Allies, and the Jews*. Cambridge: Cambridge University Press 2004.
- Barri (Ishoni), Shoshana: «The Question of Kastners Testimonies on Behalf of Nazi War Criminals», in: *The Journal of Israeli History*, 18,2 und 3 (1997), S. 139-165.
- Bauer, Yehuda: «The Negotiations between Saly Mayer and the Representatives of the S.S. in 1944-45», in Marrus, Michael (Hrsg.): *The Nazi Holocaust: Historical Articles on the Destruction of European Jews*, 9. Westport, London: Meckler 1989, S. 156-196.
- Bauer, Yehuda: *Jews for Sale? Nazijewish Negotiations, 1933-1945*, New Haven and London: Yale University Press 1994. Deutsch: *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945*, Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag 1996.
- Bauer, Yehuda: «The Holocaust in Hungary: Was Rescue Possible?», in: David Cesarani (Hrsg.): *Genocide and Rescue. The Holocaust in Hungary 1944*, Oxford: Berg 1997, S. 193-209.
- Becher, Kurt: Testimony to the Trial of Adolf Eichmann. Testimony taken abroad, 1961.
www.nizkor.org/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Testimony-Abroad/Kurt_Becher-01.html.
- Bilsky, Leora: «Judging Evil in the Trial of Kastner», in: *Law and History Review*, Spring 2001, 19, 1, S. 117-160.
- Biss, André: *A Million Jews to Save*. London: New English Library 1975. Deutsch: *Der Stopp der Endlösung*, Stuttgart: Seewald Verlag 1966.
- Braham, Randolph L.: *The Politics of Genocide: The Holocaust in Hungary*, Revised and enlarged edition, New York: Columbia University Press 1994, 2 Bde.
- Braham, Randolph L.: «The Holocaust in Hungary: A Retrospective Analysis», in: David Cesarani (Hrsg.): *Genocide and Rescue. The Holocaust in Hungary 1944*, Oxford: Berg 1997, S. 29-46.
- Braham, Randolph L.: «The Holocaust in Hungary», in: Randolph L Braham with Scott Miller (Hrsg.): *The Nazis' Last Victims: The Holocaust in Hungary*, Detroit: Wayne State UP 1998, S. 27-43.

- Brand, Hansi: Testimony to Trial of Adolf Eichmann, session 58-59. Record of Proceedings in the District Court of Jerusalem, 1961. www.nizkor.org/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/.
- Brand, Joel: Testimony to Trial of Adolf Eichmann, session 56. Record of Proceedings in the District Court of Jerusalem, 1961. www.nizkor.org/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/.
- Breitman, Richard: «Himmler and Bergen-Belsen», in: Reilly, Jo et al (Hrsg.): *Belsen in History and Memory*, London: Frank Cass 1997, S. 72-84.
- Cesarani, David: *Eichmann. His Life and Crimes*, London: Vintage 2005. Deutsch: *Adolf Eichmann: Bürokrat und Massenmörder*, Berlin: Propyläen 2004.
- Dinur, Dov: *Kasztner. Leader or Villain*. Haifa: Gestlit 1987. Hebräisch.
- Eichmann, Adolf: «The Confession of Adolf Eichmann», in: *Life*, 49, 22-23, 28 November – 5 Dezember 1960, S. 21-161.
- Fischer, István: «Változatok par ezer zsidóra» [Variationen über ein paar Tausend Juden], in: *Eiet es irodalom*, 48/18, www.es.hu/pd/display.asp?channel=AGORA0418.
- Fischer, István: «Legendák es történelem» [Legenden und Geschichte], in: *Eiet es irodalom*, 48/28, www.es.hu/up/printable.asp?channel=AGORA0428&article=2004-0712-0951-28BKCG.
- Fischer, István: «Ki volt a gyilkos?» [Wer war der Mörder?], in: *Eiet es irodalom*, 51/46, <http://www.es.hu/pd/display.asp?channel=AGORA0646&article=2006-1119-2021-36THEP>.
- Emmenegger, Kurt: «Reichsführers gehorsamster Becher. Vom SS-Mann zum Multimillionär – und was alles dahinter steckt», in: *Sie + Er*, Zofingen: Ringier, Dezember 1962 – April 1963.
- Gerlach, Christian und Aly, Götz: *Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945*, Stuttgart, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2002.
- Gilbert, Martin: *Auschwitz and the Allies*. London: Michael Joseph 1981. Deutsch: *Auschwitz und die Alliierten*, München: C.H. Beck 1982.
- «Hatvan éve. Legitámadás Kolozsvár eilen.» [Vor sechzig Jahren. Luftangriff auf Klausenburg], in: *Szabadság. Kolozsvári Közéleti Napilap*. <http://www.hhrf.org/szabadsag/archivum/2004/06/4jun-02.htm#E13E74>.
- Hecht, Ben: *Perfidy*, Jerusalem: Gefen 1999.
- Hilberg, Raul: *The Destruction of the European Jews*, New Haven and London: Yale UP 3rd ed. 2003, 3 vols. Deutsch: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Berlin: Olle & Wolter 1982.
- Karsai, László und Molnár, Judit: «Kasztner Rezsó – hős vagy áruló?» [Rezsó Kasztner – Held oder Verräter?], in: *Eiet és irodalom*, 48/20
- Kasztner, Rezsó: *Der Kastner-Bericht über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn*. München: Kindler 1961.
- Keller, Rolf et al. (*Jätsgef. Konzentrationslager Bergen-Belsen. Berichte und Dokumente*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2. Auflage 2002.

- Kemp, Paul: «The British Army and the Liberation of Bergen-Belsen, April 1945», in: Reilly, Jo et al. (Hrsg.): *Belsen in History and Memory*, London: Frank Cass, 1997, S. 134-148.
- Kolb, Eberhard: *Bergen-Belsen. Pom «Aufenthaltslager» zum «Konzentrationslager», 1943-1945*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 6. Auflage 2002.
- Löwy, Daniel: *A Kalvariatól a tragédiaig. Kolozsvár zsidó lakosságának története*. [Vom Kalvarienberg zur Tragödie. Geschichte der jüdischen Bevölkerung von Klausenburg], Kolozsvár: Koinönia 2005.
- Maoz, Asher: «Historical Adjudication: Courts of Law, Commissions of Inquiry, and ‚Historical Truth’», in: *Law and History Review*, Fall 2000, 18, 3, S. 559-606.
- Mayer, Egon: *Kasztner Memorial.Com*. Website <http://www.kasztnermemorial.com/>.
- McClelland, Roswell: «Report on the activities of the World Refugee Board», in: Mendelsohn, John und Detwiler, Donald S. (Hrsg.): *The Holocaust*, New York: Garland 1982, Vol. 16, S. 37-53.
- Mendelsohn, John und Detwiler, Donald S. (Hrsg.): *The Holocaust*, New York: Garland 1982, Vol. 16.
- Müller-Tupath, Karla: *Reichsführers gehorsamster Becher. Eine deutsche Karriere*, Hamburg: Konkret 1982.
- Nagy, Sz Péter: *A Kasztner Akció 1944 [Die Kasztner-Aktion]*, Budapest: Rejtjel 1995.
- Orr, Akiva: «The Kastner Case, Jerusalem 1955», in: Allen, Jim: *Perdition*, London: Ithaca Press 1987, S. 81-105.
- Pasternak Slater, Ann: «Kasztner s Ark», in: *Arete* 15, 2004, S. 5-40.
- Philips, Raymond (Hrsg.): *Trial of Josef Kramer and Forty-Four Others (The Belsen Trial)*, London: William Hodge, 1949.
- Porter, Anna: *Kasztner's Train: The True Story of Rezső Kasztner, Unknown Hero of the Holocaust*, Vancouver, Toronto: Douglas & McIntyre 2007.
- Rahe, Thomas: «Kultur im KZ. Musik, Literatur und Kunst in Bergen-Belsen», in: Füllberg-Stolberg, Claus et al. (Hrsg.): *Frauen in Konzentrationslagern*, Bremen: Temmen 1994, S. 193-206.
- Rahe, Thomas: «Die ‚Kasztner-Gruppe’ im Konzentrationslager Bergen-Belsen: soziale Struktur, Lebensbedingungen und Verhaltensformen» (unveröffentlichtes Manuskript).
- Reilly, Jo et al. (Hrsg.): *Belsen in History and Memory*, London: Frank Cass, 1997.
- Segev, Tom: *The Seventh Million. The Israelis and the Holocaust*, New York: Holt 1991.
- Szita, Szabolcs: *Trading in Lives? Operations of the Jewish Relief and Rescue Committee in Budapest, 1944-1945*. Budapest, New York: Central European University Press 2005.
- Szondi-Radványi, Lili: «Ein Tag in Bergen-Belsen», in: *Leopold Szondi. Zum 100. Geburtstag*. Szondiana Sonderheft 2/1993, S. 43-60.
- Urba, Rudolf: «Preparations for the Holocaust in Hungary. An Eyewitness Account», in: Braham, Randolph L. (Hrsg.): *The Nazis' Last Victims. The Holocaust in Hungary*, Detroit: Wayne State University Press 1998, S. 55-101.

- Wasserstein, Bernard: *Britain and the Jews of Europe. 1939-1945*, London und New York: Leicester University Press, 2. Auflage 1999.
- Weissberg, Alex: *Die Geschichte von Joel Brand*, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1956.
- Weitz, Yechiam: «Changing Conceptions of the Holocaust», in: *Studies in Contemporary Jewry*, 1994, S. 211-230.
- Weitz, Yechiam: «The Herut Movement and the Kasztner Trial», in: *Holocaust and Genocide Studies*, 1994,8 (3), S. 349-371.
- Weitz, Yechiam: *The Man who Was Murdered Twice. The Life, Trial and Death of Dr. Israel Kastner*. Jerusalem: Kettner 1995. Hebräisch. Englisch: unveröffentlichte Übersetzung von Chaya Naor.
- Wenck, Alexandra-Eileen: *Zwischen Menschenhandel und «Endlösung»: Das Konzentrationslager Bergen-Belsen*, Paderborn: Schöningh 2000.
- Wiehn, Erhard and Wiehn, Heide: «Gespräche mit Alexander Barzel», in: *Dajenu. Tagebuch einer Israelreise*, Konstanz: Hartung-Gorre 1987, S. 214-237,284-291.
- Yablonka, Hana: «The Development of Holocaust Consciousness in Israel: The Nuremberg, Kapos, Kastner and Eichmann Trials», in: *Israel Studies* 8.3 (2003), S. 1-24.
- Yizkor Books Online: *Margitta*, <http://yizkor.nypl.org/index.php?id=2419>.
- Yizkor Books Online: *Kolozsvar*, <http://yizkor.nypl.org/index.php?id=1880>.
- Zweig, Ronald: *The Gold Train. The Destruction of the Jews and the Second World Wars Most Terrible Robbery*, Harmondsworth: Penguin 2003.
- Zsolt, Béla: *Kilenckoffer*, Budapest: Magveto 1980. Deutsch: *Neun Koffer*, Frankfurt a. M.: Verlag Neue Kritik 1999.

Unveröffentlichte Erinnerungen, Interviews und Zeugenaussagen

- Adler, Hermann: Interview mit Alexandra Wenck, 26. 3. 1992, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Adler, Tiborné: Ohne Titel, Januar – August 1945, Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, Zefat, und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Anonym: «Die Deportation nach Bergen-Belsen», YIVO Institute for Jewish Research (New York), und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Barzel, Alexander: Zeugenaussage, 1994, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Barzel, Alexander: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Barzel, Shoshana: Zeugenaussage, 3. 8. 1993, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Bauer, Yehuda: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Berger, Joseph: Interview mit Dana L. Kline, 20. 8.1981, Center for Oral History, University of Connecticut, und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Bielik, Tibor: Interview mit Rosemary Block, 10. 3.1995, Shoah Foundation.

- Bishop, George: Interview mit Dana Schwartz, 25. 10. 2000, Shoah Foundation.
- Blum, Yehuda: Interview mit Thomas Rahe, 1.6.1997, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Blum, Yehuda: «Erinnerungen an das Konzentrationslager Bergen-Belsen», Vortrag vom 22.6.2003, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Brief, George: Interview mit Kenneth Aran, 2. 11. 1997, Shoah Foundation.
- Buck, Miriam: «Aufzeichnungen», 1945, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Cohen, Eliezer: Interview mit Hans-Jürgen Hermel, 5. 12. 2002, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Devecseri, Szidonia: «Sorsunk 1944 március 19-tól». Deutsch: «Unser Schicksal. Das Tagebuch der Devecseri Szidonia», Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Devecseri, Emil und Szidonia: Zeugenaussage, 25.7.1960, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Gador, Blanka: «Bergen-Belsen», Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Goldstein, Edit: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Gotthard, Martha: Interview mit Doris Stecklow, 20. 3.1997, Shoah Foundation.
- Gross, Jack: Interview mit David Brotsky, 9. 11. 1997, Shoah Foundation.
- Hasson, Shoshana: Zeugenaussage, 6. 2. 1966, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Heilper, Ervin: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Hendell, Ági: Interview mit Elisabeth Pozzithanner, 5. 5. 1996, Shoah Foundation.
- Hersch, Ben: Interview mit Margaret Holding, 8.7.1997, Shoah Foundation.
- Herschkovits, Naomi: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Jacobs, Judy: Interview, 1.4.1966, Shoah Foundation.
- John-Steiner, Vera: Interview mit Hilary Helstein, 18.11. 1988, Shoah Foundation.
- Jungreis, Esther: Interview mit Rachel Reis-Grunwald, 9. 1.1995, Shoah Foundation.
- Kasztner, Rezső: Tagebuchnotizen, Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, Zefat.
- Kasztner, Susi: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Katsir, Yitzhak: Interview mit Bertram von Boxberg, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Kohn, Georg: «Életem története» [Meine Lebensgeschichte], Manuskript vom Autor.
- Kolb, Jenő (Eugen): «Bergen-Belsen Tagebuch», Hrsg. Shoshanna Hasson-Kolb, Alexander Barzel, Thomas Rahe, Gedenkstätte Bergen-Belsen 2000. Ungarisches Original im Besitz von Shoshanna Hasson.
- Ladany, Shaul P.: «The Kings of the Road», Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Liste der Kasztner-Gruppe bei Ankunft in Bergen-Belsen, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Liste der Kasztner-Gruppe bei Ankunft in der Schweiz, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Lulay, Leo: «Nyilatkozat» [Aussage], 1961, Yad Vashem.
- Mandel, Emanuel: Interview mit Esther Finder, 20. 6. 1997, Shoah Foundation.
- Mayer, Egon: «Last Chance: The Tragedy of the Kasztner Rescue of Hungarian Jewry», unvollendet, vom Autor erhalten.

- Mayer, Egon: «Whose Booty Did German Plunder Become?», unvollendet, vom Autor erhalten.
- Mayer, Egon: «A Tale of Two Lists. Reflections on the Ethical Dilemmas of Group Rescue», unvollendet, vom Autor erhalten.
- Mayer, Eugene: Interview mit Judy Offen, 19.12.1976, Shoah Foundation.
- Munk, Olga: Interview mit Judy Breuer, 31.7.1996, Shoah Foundation.
- Révész, George: Interview mit Len Getz, 30.12.1996, Shoah Foundation.
- Révész, Peretz: Autobiographisches Fragment, Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Speter, Eva: Interview mit Shelly Roberts, 26.7.1996, Shoah Foundation.
- Stern, William: Interview mit Israel Abelis, 23.7.1997, Shoah Foundation.
- Széder Hamachane/Táborrend/[Lagerordnung], Yad Vashem und Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, Zefat.
- Tabori Szervezeti Szabályzat [Lagerorganisation], Yad Vashem und Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, Zefat.
- Unbekannt: Brief mit Unterschrift Willy, 1954, Yad Vashem und Gedenkstätte Bergen-Belsen.
- Utasítás [Vorschriften], Yad Vashem und Memorial Museum of Hungarian Speaking Jewry, Zefat.

Glossar

- Abteilung IVB4** Abteilung für jüdische Angelegenheiten innerhalb des RSHA.
- Abwehr** Nachrichtendienst der Wehrmacht.
- Alija** Einwanderung nach Palästina oder Israel.
- Balfour Declaration** Erklärung des britischen Aussenministers Arthur Balfour im Jahr 1917, die dem «jüdischen Volk eine nationale Heimat» in Palästina versprach.
- Bar Mitzwa** Feier der Religionsmündigkeit männlicher Dreizehnjähriger.
- Betar** revisionistisch-zionistische Jugendbewegung.
- Chalutz** junger Einwanderer nach Palästina; Pionier.
- Chassid** Mitglied einer orthodoxen jüdischen Bewegung mit mystischer Orientierung.
- Cheder** religiöse jüdische Primarschule.
- Cherut** konservativ-nationalistische politische Partei in Israel.
- Chutzpah** Frechheit.
- Etzel** revisionistisch-zionistische Terroristengruppe, auch als Irgun Zvai Leumi bekannt.
- Galut** Diaspora, Exil
- Gestapo** Geheime Staatspolizei, politische Polizei der Nazi-Diktatur.
- Gordonia** nicht-marxistische zionistische Jugendbewegung
- Hagana** zionistische paramilitärische Organisation, Vorläufer der israelischen Armee.
- Haschomer Hazair** zionistisch-sozialistische Jugendorganisation.
- Ichud** Vereinigung der sozialistisch-zionistischen Arbeiterparteien.
- Internationaler Militärgerichtshof** International Military Tribunal, von den Alliierten eingesetztes Gericht zur Untersuchung von Kriegsverbrechen der Nazis, Nürnberg 1945-1946.
- Irgun Zvai Leumi** revisionistisch-zionistische Terroristengruppe, auch als Etzel bekannt.
- Jeschiwa** religiöse Hochschule zur Ausbildung von Rabbinern.
- Jewish Agency** offizielle Vertretung der jüdischen Bevölkerung in Palästina unter dem britischen Mandat, Vorläufer der Regierung von Israel.
- Jischuw** jüdische Bevölkerung von Palästina.
- Joint American Jewish Joint Distribution Committee**, amerikanische Organisation zur Unterstützung notleidender Juden überall in der Welt.
- Jom Kippur** Versöhnungstag.
- Judenrat** Stellvertretung jüdischer Gemeinden in Ländern unter deutscher Besatzung.
- Jüdischer Weltkongress** internationale Vereinigung jüdischer Organisationen ausserhalb Israels.
- Kaddisch** Totengebet.

Kapo Häftling in einem Konzentrationslager, mit Aufsicht über andere Häftlinge beauftragt.

Kibbuz Landwirtschaftliches Kollektiv in Palästina oder Israel.

Knesset Parlament des Staates Israel.

koscher nach den jüdischen religiösen Vorschriften als Nahrung zugelassen.

Lehi revisionistisch-zionistische Terroristengruppe, auch als Stern-Bande bekannt.

Likud konservativ-nationalistische politische Partei in Israel.

Mapai sozialdemokratische Partei Israels.

Masada Schauplatz des legendären Massenselbstmords der Sikarier zur Vermeidung römischer Gefangenschaft.

Matzo ungesäuertes Brot, zu Pessach gegessen.

Mikwe rituelles Bad.

Misrachi religiös-zionistische Organisation.

Muselmann Durch Hunger und Erschöpfung dem Tod naher Insasse eines Konzentrationslagers.

neolog gesellschaftlich assimiliert, die religiösen Vorschriften in modernisierter Form befolgend.

Nyilas siehe Pfeilkreuzler.

orthodox die traditionellen religiösen Vorschriften streng befolgend.

Palästina-Amt Vertretung der Jewish Agency in Budapest.

Pengö ungarische Währung.

Pessach Fest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten.

Pfeilkreuzler ultrafaschistische politische Partei in Ungarn; ungarisch Nyilas.

Revisionist Mitglied einer rechtsgerichteten zionistischen Bewegung, einschliesslich Terroristengruppen.

Rosch Haschana jüdisches Neujahrsfest.

RS HA Reichssicherheitshauptamt. Zentrale Behörde zur Sicherheit des Nazi-Staates.

Sabra in Israel geborene Person.

Schofar Widderhorn, wird zu Rosch Haschana und Jom Kippur in der Synagoge geblasen.

Schtetl Kleinstadt in Osteuropa mit relativ grosser jüdischer Bevölkerung.

Sicherheitsdienst Spionage- und Gegenspionageeinheit der SS, oft als SD abgekürzt.

Simchat Tora Fest zur Feier der Torah.

Sondereinsatzkommando Spezialeinheit der SS zur Deportation der Juden, auch als Judenkommando bekannt.

SS Schutzstaffel. Paramilitärische Einheit, aktiv am Holocaust beteiligt.

Starkosan pulverförmiger Nährstoff mit Schokoladengeschmack.

Stern-Bande revisionistisch-zionistische Terroristengruppe, auch als Lehi bekannt.

Talmud Sammlung grundlegender Schriften zur jüdischen Religion.

Tiyul Flucht aus faschistischen Ländern.

Torah Hauptteil der hebräischen Bibel, auf eine Rolle geschrieben.

Tscholent Eintopf aus Fleisch, Kartoffeln und Bohnen, am Sabbath serviert; auch Scholet genannt.

Völkischer Beobachter Tageszeitung der Nazi-Partei.

Wa'ada Wa'adat Esra weHazalah, Hilfs- und Rettungskomitee.

Wannsee-Konferenz Treffen hoher Nazi-Führer im Jahr 1942, an dem der Holocaust beschlossen wurde.

War Refugee Board Komitee für Kriegsflüchtlinge, Regierungdienststelle zur weltweiten Hilfestellung an jüdische Opfer der Nazis, 1944 von US-Präsident F. D. Roosevelt eingeführt.

Warschauer Ghetto einer der seltenen Orte, wo jüdische Gefangene den Nazis bewaffneten Widerstand leisteten.

Wehrmacht Gesamtheit der regulären deutschen Streitkräfte während des zweiten Weltkriegs.

Zählappell strapaziöser täglicher Antritt zur Zählung.

Illustrationen

1. Ladislaus Löb im Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern Izsó und Jolan Löb (© Ladislaus Löb)
2. Ladislaus Löb im Alter von neun Jahren (© Ladislaus Löb)
3. Jolan Löb, geb. Rosenberg, 1940 (© Ladislaus Löb)
4. Izsó und Jolan Löb mit zwei Verwandten, 1937 (© Ladislaus Löb)
5. Rezsó Kasztner, 1947 (© Familie Kasztner)
6. Rezsó Kasztner mit seiner Frau Bogyó und der Tochter Zsuzsi, 1945 (© Familie Kasztner)
7. Waada-Führung: Otto Komoly, Hansi Brand, Rezsó Kasztner, Peretz Révész und Zvi Goldfarb, 1944 (aus Szabolcs Szita *Trading in Lives*)
8. Shmuel Tamir (© Foto David Rubinger)
9. Joel Brand (aus Szabolcs Szita *Trading in Lives*)
10. Hansi Brand (aus Szabolcs Szita *Trading in Lives*)
11. Benjamin Halevi (© Yad Vashem)
12. Adolf Eichmann (© ullsteinbild)
13. Kurt Becher (aus Szabolcs Szita *Trading in Lives*)
14. Dieter Wisliceny (aus Szabolcs Szita *Trading in Lives*)
15. Hermann Krumej (© Yad Vashem)
16. Irma Grese und Josef Kramer (© Yad Vashem)
17. Etagenbett (© Irsai)
18. Brotlaib (© Irsai)
19. Béla Zsolt
20. Leopold Szondi (© Szondi Institute)
21. Joel Teitelbaum (© Trainer Studios)
22. Dezsó Ernster (© Metropolitan Archives)
23. Lagerstrasse Bergen-Belsen (© Yad Vashem)
24. Baracke in Bergen-Belsen (© The Breman Jewish Heritage & Holocaust Museum)
25. Ladislaus Löb im Alter von elf Jahren nach der Ankunft in der Schweiz (© Ladislaus Löb)
26. Izsó Löb nach der Ankunft in der Schweiz (© Ladislaus Löb)
27. Rezsó Kasztner mit seiner einjährigen Tochter Zsuzsi (© Familie Kasztner)

Register

- Abraham, Ferenc 120,121
 Rabsagban (In der Gefangenschaft) 120
- Abwehr 51, 52, 53, 56
- Adler, Hermann 118, 120, 123
- Adler, Tibor 103
- Afrika 70,76
 Nordafrika 94
 Westafrika 76
- Agranat, Shimon 10, 225, 226, 227
- Ägypten 64, 66
- Aguda-Bewegung 182
- Albanien 94
- Aleppo 64
- Algerien 168
- Al-Husseini, Mohammed Amin 70, 186
- Allen, Jim
 Perdition 250
- Allgemeine Zionisten 213
- Alliierten, die
 Juden unwillkommen 63, 65, 72, 145
 Joel Brands Mission 59-63, 65, 69, 71, 77
 Luftangriffe 47, 48, 62-63, 91, 103, 129, 137, 166
 Offensiven 11, 93, 130, 138, 142-145, 183
 Sonstiges 14, 32, 92, 123, 129, 147, 150, 155-156, 179, 187, 191, 193, 201, 208, 223
 Übergabe der Konzentrationslager an 35, 96,162, 176-178, 195
- Ankara 64
- Anonymer Autor
 Deportation nach Bergen-Belsen 88, 102, 104, 108-109, 117, 125, 134
- Arendt, Hannah 218
 Eichmann in Jerusalem 218, 230
- Argentinien 94,173
- Arian, Dagobert 192-193
- Aronson, Shlomo 7,83
- Auschwitz
 Anklagen gegen Kasztner 205-206, 208-211, 215, 217-218, 227, 231, 233
 Berichte in Ungarn 40, 52, 226
 Deportationen 26, 35-37, 40, 44, 47-48, 50, 52, 60, 71, 74, 75, 84, 86, 91, 150, 168, 176, 215-216, 218, 234
 Eichmanns Versprechen und Drohungen 59-60, 71-73, 81, 139, 157
 IrmaGrese 95, 115
 Josef Kramer 95, 115
 Kasztners Verhandlungen 138-139, 157, 183-184, 200
 Sonstiges 40, 82-83, 94, 116, 130, 155, 162, 183, 206, 208, 215-216
 vergebliche Forderung nach alliierten Bombenangriffen 62-63
 Vergleich mit Bergen-Belsen 92
 Verwandte des Autors in 20, 22-23, 26, 46
 Verwechslung mit Auspitz 87, 89, 138
- Auspitz 87, 89, 138
- Avneri, Uri
 HaOlamHaSeh, 202, 228
- Bader, Menachem 224
- Baky, László 10, 33, 34
- Balfour-Deklaration 121
- BarMitzwa 126

- Barisia, Jugendbewegung 66
- Barlas, Chaim 9, 51, 56, 61, 138, 204
- Barri, Shoshana 222, 224-225
- Bar-Yosef, Rivka 67, 199
- Barzel, Alex 68, 114, 221
- Barzel, Shoshana 68
- Basel 135, 145, 184
- Bauer, Yehuda 7, 83, 143, 147, 154, 189, 232-233
- Becher, Kurt
 - Aktivitäten an der Ostfront 140, 189-190
 - Aktivitäten in Ungarn 144, 190-191
 - Biographie und Charakter 140, 188-189, 195-196
 - Kasztners Verhängnis 194, 199, 201-205, 212-213, 215, 219-226, 228, 231, 233
 - als Kriegsverbrecher verdächtigt 146, 193-195
 - Sonstiges 9, 78, 137, 153, 170, 173, 179, 183, 185-187, 191-193, 216
 - Übergabe der Konzentrationslager 170, 173, 177-179, 185
 - Verhandlungen 77, 138-157, 170, 172-177, 180
- Begin, Menachem 200, 213
- Ben Gurion, David 2, 51, 182, 197, 199-200, 210, 229
- Ben-Shalom, Rafi 67
- Bergen-Belsen (Lager)
 - Befreiung 96
 - Besuch von Kasztner und Becher 177-178
 - Geschichte 92-96
 - Radio Ojweh* 12
 - s. auch Bergen-Belsener Gruppe
- Bergen-Belsener Gruppe
 - Abfahrt aus Budapest 85-87
 - Ankunft im Lager 92-94, 97-98
 - Ankunft in der Schweiz 166-169
 - Auswahl und Anzahl 98-100, 163
 - Freilassung des ersten Teils 133-135
 - Freilassung des zweiten Teils 159-166
 - die Gruppe als Versuchsprojekt 72, 152, 173, 183, 219, 224, 227, 234-235
 - Kasztner in Caux 180
 - Leben im Lager 102-133
 - Linz 90-92
 - Mosonmagyaróvár 87-89
 - Zurückbleibende 162-163
- Bergen-Hohne 92, 97, 160, 164
- Berger, Joseph 115
- Berlin 55, 58, 119, 134, 142, 153, 173-174, 177, 179
- Bernadotte, Folke 177
- Betar (SS-Wache) s. Schnittmund
- Betar (Organisation) 123, 130
- Bielik, Tibor 167
- Bigar, Pierre 145
- Billitz, Vilmos (Wilhelm) 144, 154-155, 190
- Bishop, George 119
- Biss, Endre 9, 50, 54, 70, 80, 83, 139, 141, 143, 157, 170-171, 188, 233
- Blaschke, Karl 82
- Blau, Lipot 117
- Blum, Tamás 120
- Blum, Yehuda 126-127, 133, 135
- Bodensee 166
- Born, Friedrich 171
- Boxberg, Bertram von 7
- Braham, Randolph 28, 33, 215
- Brand, Hanna 119
- Brand, Hansi
 - Kontakte mit Eichmann 61, 69-73, 77
 - Sonstiges 9, 51, 54, 68, 76, 78, 171, 204, 213-214
 - Teilnahme an Rettungsunternehmen 50, 65, 67, 81, 141-142, 233
 - Verhaftung und Verhör 70

- Verhältnis mit Kasztner 65, 181, 233
- Brand, Joel
 Eichmanns Angebot 58-61
 Mission in Istanbul 61, 63-65, 71-73, 75,
 138-139, 141, 163
 Sonstiges 9, 53-57, 67, 69-70, 119, 134, 145,
 154, 160, 163, 181, 203, 209, 221, 225, 233
 Tätigkeit in Ungarn 50-51, 53-57
- Brandt, Axel 7, 230
Zug um Zug 230
- Bratislava 53-54, 142, 170, 175-176, 182, 186
- Braun, Dov 117, 120-121
- Braun, Sandor 112
- Bregenz 144, 147, 155-158, 170, 173
- Bremen 188, 193-194
- Breslauer, Eva 92, 126
- Brief, George 87, 104
- Brunner, Alois 175-176
- Buber, Martin 121
- Buchenwald 178-179
- Buck, Miriam 89, 92, 98, 102, 110, 115, 131,
 135, 159, 165, 167-168
- Budapest
 Abreise der Bergen-Belsener Gruppe 12, 78-
 79, 85, 87, 89-90, 97-100, 103, 110, 132, 138,
 163, 180
 Ausschreitungen der Pfeilkreuzler 37, 47,
 152, 170-171, 182, 194
 Bombenangriffe 35, 49, 87, 137
 Ferencváros, Bahnhof 87
 Ghettoisierung 37, 156
 Kolumbusz-Gasse 48-49, 75, 78, 81, 84-85,
 140, 170-171, 234
 das Kolumbusz-Lager 48-49, 75-76, 78, 81,
 84-85, 140, 170-171, 234
 Palästina-Amt 41, 53, 56, 171, 181, 183, 223
- Räkosrendezo, Bahnhof 85, 87, 163
- Sonstiges 21, 32, 41, 51-57, 61, 64, 79-82,
 116, 130, 133, 144, 170-173, 190-193, 200,
 202, 213-214, 224, 230
 sowjetische Umzingelung 37, 171, 173
 Todesmärsche 36-37, 152-153, 155
 Üjlaki-Ziegelei 152
 Verbot der Deportationen 36, 137, 145-148,
 152, 182, 184
 Verhandlungen 67-78, 138-150
 Verlegung aus der Provinz 56, 73-75
 Wechselmann-Institut für Taubstumme 48,
 74
 Zufluchtsort 46-48
 Zuschreibung der Rettung 182-185, 187, 194
- Buk, Nikolaus 120-121
- Caspi, Micha 219, 225-226
- Caux 167-169, 180
- Celle 93, 97
- Chalutzim 50, 70, 85, 123, 125-126, 130, 134,
 136, 165
- Chassidim 16-17, 100, 126-128
- Cherut 200, 208, 210, 213, 228-229
- Cheshin, Zalman, 225, 227
- Chicago 22-23
- Chorin, Ferenc 190
- Churchill, Winston 62, 168
- CIC (Counter Intelligence Corps) 192-193
- City University, New York 113
- Cluj, s. Klausenburg
- Cohn, Chaim 199-200, 214
- Cohen, Eliezer 131
- Constanta 56
- Dachau 179
- Dannecker, Theodor 34
- Danzig, Hillel 116, 156

- Debrecen 83
- Deutschland (bis 1945 Deutsches Reich) und die Alliierten 11, 63, 93, 94, 104, 129-130, 142-143
- Besetzung Ungarns 14-15, 26-28, 32, 36, 42, 51, 53, 54, 167, 215, 232
- Judenverfolgung 34-40, 42, 50, 53-56, 60, 62, 90-92, 99, 103, 107, 112, 117, 124, 127, 130, 137, 148-149, 162, 179, 194, 197, 203, 216, 227
- nach 1945 224
- Niederlage 151, 175, 220
- Nürnberger Rassengesetze 30
- Reichswirtschaftsministerium 177
- Sonstiges 64, 70, 77, 81, 83, 97, 99, 121, 128-134, 155, 158-160, 165-167, 172-173, 175, 181, 187, 191, 202-203, 205, 208, 210, 212-213, 218, 223, 230,232
- Ungarn als Verbündeter 14, 28-29
- Verhandlungen mit Vertretern jüdischer Organisationen 41, 51, 53-56, 58-59, 61-62, 64-69, 71-72, 76-78, 80, 136, 138-139, 141-147, 150-153, 155-156, 170-172, 174, 201, 207, 218
- Wehrmacht 31-33, 37-38, 90, 92, 97, 176, 194
- Devecseri, Boris 134
- Devecseri, László (Ladislaus) 48, 78, 89, 134
- Devecseri, Szidonia 91, 106, 111, 121, 130
- Devecseri, Tamas 134
- Dinur, Dov 230
- Dobkin, Eliahu 9, 139, 181-182, 204, 224-225
- Donau 35, 37, 177, 191
- Eckstein, Zeev 229
- Eden, Anthony 62, 64
- Eichmann, Adolf
 Amtsbereich 34
- The Confession of Adolf Eichmann* 217
- Deportationen 35, 53, 71-73, 83, 139, 141, 144, 149, 152, 170, 189, 195, 234
- Joel Brands Mission 57-64, 72, 75-76, 149-150, 163
- Judenräte 35, 37-39
- Kurt Becher 138, 152, 154-155, 189, 190
- Prozess 194, 197, 200, 230
- Sonstiges 9, 81-82, 134, 136, 138,140, 151, 158, 173, 177, 218, 230
- Suche nach 186, 197, 222-223
- Todesmärsche 152-153
- Verhandlungen mit Kasztner 11-12, 61-63, 68-77, 82, 84, 138-139, 141-142, 144, 148-149, 154, 157, 160, 205-207, 211, 217, 227, 231-233
- Eliezer, Walter 182-183
- Emmenegger, Kurt 188-190
- Endre, László 10, 33-34, 50, 74
- Engel, Farkas 121
- Ernster, Dezso 119
- Europa-Plan 54, 176
- Fegelein, Hermann 189-190
- Ferenczy, László 10, 33-34, 140-141, 175-176
- Fettmann, Tibor 125
- Fischer, István 83
- Fischer, József 66, 88, 116-117, 121, 127, 133-136, 141, 148, 157-164, 168-169, 215
- Fleischmann, Gisi 9, 53-54, 176, 186
- Flossenbürg 179
- Frankreich 22-23, 70, 76-77, 94, 138, 142, 144
- Frank, Anne 47, 94
- Franks, Bobby 22
- Frauenhilfsdienst (Schweiz) 166
- Freifeld, Jacob 205

Freudiger, Fülöp 52, 54,67
 «Frieden-Jetz!»-Bewegung 23

Gádor, Blanka 130
 Genf 12,93,139,161
 Genfer Konvention 93
 GenferSee 167
 Gestapo 33, 51, 77, 80, 152, 155, 176, 202, 212
 Gilbert, Martin 217
 Glyn-Hughes, H.L. 96
 Gödöllö 140
 Goitein, David 225
 Goldberger, Emil 18
 Goldfarb, Zvi 226
 Goldmann, Nahum 223
 Goldstein, Edit 98, 106, 108, 118, 120, 123, 131, 232
 Goldstein, Peretz (Ferenc) 9, 79, 80-82, 202-203, 212
 Gondos, Adalbert 112
 Gonin, M.W. 96
 Gordonía 120
 Gottesmann, Lajos 117
 Gotthard, Martha 216
 Gottlieb, József 117
 Grabau, Karl 141, 190
 Grese, Irma 95-96, 115
 Grossjack (Jacob) 108, 123, 127, 130
 Grosz, Bandi (András) 51, 61
 Grossbritannien
 s. Alliierten, die
 Gruenbaum, Yitzchak 182
 Grünwald, Malchiel 10, 198-203, 206-207, 209-210, 213, 220, 225-226, 228
 Briefe an meine Freunde in der Misrachi
 198-199
 Grünzweig, Emil (Eli) 23
 Grünzweig, Lucien (Lulu) 23

Grünzweig, Smile 23
 Grüson, Max 9, 144, 147-148, 157, 190
 Gustav V., König von Schweden 137
 Gutman, Richard A. 193
 Gyór 83

Haas, Adolf 95,155, 159-160, 162
 Hadassah-Spital 228
 Hadik-Kaserne 80
 Hagana 79
 Haifa 230
 Hain, Péter 70
 Halevi, Benjamin 10, 189, 199, 202, 205, 209-215, 219-220, 224-228, 230
 Hamburg 173, 178, 188, 193
 Hamburg, József 112, 121
 Hannover 93, 129, 157
 Harries, Karl 178
 Haschomer Hazair 123, 130
 Hasson, Shoshana 87, 162
Hatikwa 24
 Heilper, Ervin 103, 232
 Hendell, Ági 107, 123, 133
 Hermann, Dezsó 117, 120, 168, 181-182, 199
 Hermann, Dr. 112
 Hersch, Ben 108, 216
 Herschkovits, Naomi 86, 231
 Hilberg, Raul 83, 233
 Himmler, Heinrich 9, 33-34, 36, 52, 60-61, 73, 77, 93, 96, 137, 139-141, 145-148, 150-156, 170-174, 176-179, 182, 186-191, 194-195, 213
 Hitchcock, Alfred 23
 Hitler, Adolf 14, 30, 32-33, 73, 96, 129, 176, 189, 198, 217
 Höchst 145
 Holländer 94, 124, 128, 131, 162, 217

- Horthy, Miklós 10, 29, 31-33, 36-37, 39-40, 81, 128, 137, 149
- Hotels
- Bellevue, Montreux 135
 - Esplanade, Caux 167-168, 180
 - Grand, Wien 173
 - Majestic, Buda 38, 58
 - Pera Palace, Istanbul 61
 - Regina, Caux 167, 180
 - Savoy Baur-en-Ville, Zürich 150
 - Walhalla, St. Gallen 150
- Hull, Cordell 151
- Hunsche, Otto 34, 56, 73, 179
- Hyman, J.C. 183
- Ichud 66, 191
- Irgun 64, 200, 208
- Irsai, István 119
- Israel
- Demonstration für Frieden 23
 - erste Regierung 51
 - Gesetz betreffend Nazis und Nazi-Kollaborateure 184, 204, 207
 - Handels- und Industrieministerium 197
 - Kasztner und die Öffentlichkeit 11, 197-198, 202-203, 206-210, 222-225
 - der Mord 11, 228-229
 - der Prozess 11, 197-228
 - Tamirs Ziel 200
 - Transportministerium 197
 - Urteilswandel 208, 230
 - Versorgungsministerium 197
- Israelische Gesellschaft für Bürgerrechte 23
- Israelischer Unabhängigkeitskampf 198
- Istanbul 51-52, 54, 56, 59-62, 67, 70, 72-73, 75, 77, 79-80, 138-139, 163, 171, 192, 203, 209, 224
- Italien 45, 99, 169
- Jacobs, Judy 86, 97, 112, 130-131
- Jerusalem 58, 70, 126, 186, 194, 197-200, 210, 218-219, 222-223, 225, 229
- Jewish Agency 51-52, 55, 59, 61-62, 64, 70, 79-81, 138-139, 181-183, 187-188, 191-192, 194, 197, 202-205, 207-209, 212, 222-224
- Jischuw 171, 182, 200, 207-209, 232
- Jom Kippur 57, 124
- Joint (American Jewish Joint Distribution Committee, JDC) 52, 69, 139, 142, 144, 145, 148, 150-151, 171-173, 174, 182-183, 188, 192, 207, 223
- John-Steiner, Vera 86, 91, 124, 216
- Jones, Bill Treharne
- Last Train from Budapest* 230
- Joseph, Dov 197
- Judengesetz
- Erstes 30-31, 45
 - Zweites 30
 - Drittes 31
- Judenkommando (auch Sondereinsatzkommando) 34-35, 54-55, 75, 137, 189
- Jugoslawien 32, 50, 79, 94, 99
- Judenräte 33, 35, 38-41, 53, 211, 216-218,
- Jüdischer Weltkongress 156, 177, 183, 204, 212, 223-224
- Jungreis, Eszter 125
- Jüttner, Hans 153, 186-187, 195
- Kahan, Nissan 54
- Kairo 63-64
- Kállay, Miklós 32
- Kalocsay, Dr. 112
- Kaltenbrunner, Ernst 9, 33-34, 73, 82, 152, 155, 173
- Kamenetz-Podolskij 31, 51
- Kaplan, Eliezer 194, 201-202

Karpaten 14,35
 Karpatho-Ruthenien 56
 Karsai, László 83
 Kassowicz, Andreas und Familie 162
 Kasztner, Ernó 149
 Kasztner, Erzsebet (Bogyo) (geb. Fischer)
 Aufenthalt in Genf 181
 Briefe von Kasztner 136, 156-158, 160, 174-175
 Elternhaus und Heirat 66
 zu Kasztners Prozess 199
 Sonstiges 70, 159, 164, 213, 228
 Verfemung 214, 229
 Kasztner, Rezsó (Rudolf, Israel)
 Adolf Eichmann 61, 69, 71-78, 138-142, 148-150, 153, 173
 Anklage der Kollaboration 192-193, 197-210, 214-225
 das Attentat 11-12, 228-229
 Auswahlverfahren 47-48, 56-57, 74, 77-79, 83-84, 98, 134-135
 Begegnung mit Oskar Schindler 52
 Bericht über Eichmanns Menschenhandel 12
 Besuch in Klausenburg 56-57
 die Bergen-Belsener Gruppe 76-79, 134-135, 154-155, 157, 163, 166
 Briefe an Fischer 136, 148, 160
 Briefe an Bogyo 136, 148, 156, 160
 Brief an Hillel Danzig 156
 Charakter 41, 66-69
 die Fallschirmspringer 80-82, 206
 das Fehlurteil 210-213, 214-225
 freiwillige Rückkehr nach Nazi-Deutschland 69, 158, 170
 das grosse Projekt 72, 156, 170, 172
 Karriere in Israel 197
 Kurt Becher 77, 137-148, 150-156, 170, 172-179, 186-188, 191-195, 201-204, 207-209
 Moshe Krausz 52-53, 171, 183-184
 Nachkriegsunternehmen 181-185, 192-193
 die Rehabilitation 226-228
 Rettung der Konzentrationslager 137, 155, 177-179
 Saly Mayer 142-148, 150, 155
 die Strasshof-Gruppe 82-83
 Sonstiges 11-12, 27, 54, 65, 70-71, 88-89, 96, 98, 113-114, 126, 133, 140-141, 157, 159, 172-173, 175-176, 181, 197
 Verhandlungen mit der SS 48, 54-56, 61, 69-78, 138-152, 156-158, 170, 172-174
 und die Wa'ada 9, 12, 41, 53
 der Zeuge als Angeklagter 199-210
 Zeugnisse für Nazis 186-188
 Kasztner, Zsuzsi (Susi)
 Sonstiges 181, 214, 228-230
 Urteil über Becher 188
 Urteil über Kasztner 67, 188, 220
 Katsir, Yitzchak 215, 220, 222, 232
 Kauders, Ferenc 116-117
 Kertesz, Jenó (Eugen) und Ehefrau 162-163
 Kersten, Felix 177
 Kettlitz, Herbert 10, 148, 150-151, 153-157, 170, 172, 174, 190.
 Kistarcsa 37
 Klages, Otto 10, 33, 59, 73, 77, 80, 141, 144
 Klausenburg (Kolozsvár, Cluj) Ghettoisierung und Flucht 12, 42-48, 107, 206
 Irisz, Industriegebiet 43
 Kasztner in 56-57, 205, 215, 227
 Kontingent aus 49, 57, 70, 72-76, 88, 100, 102, 116, 130, 218
 Sonstiges 15, 19, 26-27, 66, 80, 136, 180
 Klein, Ferenc 18
 Klein, József 18

Klein, László 18
 Klein, Miklós 18
 Kiessheim, Schloss 32-33
 Knesset 197, 200
 Kohn, David 113, 135, 164, 169
 Kohn, Éli, 116
 Kolb, Edit 131
 Kolbjenô 99-100, 106, 108-109, 111-112, 114-115, 117-123, 125-127, 129-133, 160-161, 163-164, 166-167
 Komárom 83
 Komlos, Aladar 121
 Komoly, Otto 9, 41, 50, 53-54, 56, 74, 76, 171, 233
 Kovarcz, Emil 149
 Kramer, Josef 95-96, 115, 162, 164, 178
 Krausz, Moshe (Miklós) 9, 41, 52-53, 56, 171, 183-184, 205-206
 Krell, Erich 10, 155-158, 170, 174
 Kren, József 51
 Kriegsministerium (US) 62
 Kripo (Kriminalpolizei) 33
 Krumej, Hermann 10, 34, 38, 56, 61, 73, 82, 134-135, 141, 144-145, 154, 157, 159, 164, 166, 173, 176-177, 179, 186-187, 222, 224
 Kudelka, Rosa 122
 Kun, Béla 29

 Ladany, Shaul 99, 107
 Lakatos, Géza 138
 LaszlóJenó 10, 48, 116-117, 159
 Leavitt, Moses A. 183, 192
 Léb, Zsigmond 74
 Lehi (Stern-Bande) 198, 208
 Leitner, Sandor 117
 Leopold, Nathan 22-23
 Lerner, Moti
 The Kasztner Trial 230

 Les Avants 135
 Libanon 23
 Likud 200, 208, 213
 Lindau 166
 Linz 89-90, 92, 126, 180
 Lissabon 76, 139-140, 142-143, 225
 Löb, Bella 21
 Löb, Boris (verh. Herschkovits) 22
 Löb, Ernő 47
 Löb, Goldi (verh. Grünzweig) 22-23, 131
 Löb, Helén (verh. Schreiber) 22, 131
 Löb, Izsò
 Beruf 16,21,26
 Charakter 21-22, 46-48, 78, 99-100, 125, 127, 162, 219
 und der Erste Weltkrieg 21, 45-46
 Sonstiges 15, 19-20, 24-26, 42, 45, 49, 85-86, 90, 97, 108-109, 111, 113, 119, 133, 135, 164-165, 168-169, 234
 Tod 21
 Löb, Janka 21
 Löb, Jolán (geb. Rosenberg)
 Charakter 20, 25-26
 Krankheit und Tod 15-16, 18-20, 22
 Löb, Ladislaus (László, Laci)
 Antisemitismus 12, 23-27, 34-35
 Brighton 169
 Flucht aus dem Ghetto 45-46
 Ghettoisierung 12, 42-45
 Kindheit, Familie, Erziehung 11-12, 14-15, 16-23
 Überleben dank Kasztner 11, 13, 66, 79, 96, 235
 Löb, Lázár 21
 Löb, Sanyi 22
 Löb, Szeréna 21
 Löb, Szidi 21
 Loeb, Richard 22-23
 London 62-64, 181, 201

- Lulay, Leo 140-141,
Lustenau 157, 166
Lutz, Charles 36, 171, 205
- Majdanek 206
Mandel, Dezso 121
Mandel, Emanuel 109
Maoz, Asher 207, 210
Mapai 51, 66, 197-200, 202, 205, 208-210, 212-213, 220, 224, 228-229
Margitta (Marghita) 15-19, 24, 26, 42
Márton, Ede 117, 121
Márton, Lajos 121
Masada 203
Masur, Norber 177
Mauthausen 175, 179, 183, 191, 193
Mayer, Egon
 Kasztner Memorial Site 100, 113
Mayer, Saly
 und der Joint 142
 Konflikte mit Kasztner 142-144, 147, 179, 233
 Sonstiges 9, 52, 178, 182-183, 185, 195
 Verhandlungen an der Grenze 137, 144-151, 153-156, 172, 174, 180
McClelland, Roswell 9, 143, 150-152, 155, 173-174, 177, 180, 183-185
Meiry, Meir Benzion 192
Menkes, Joseph 229
Mezo, Gyuri 111
Misrachi (SS-Wache) s. Popeye
Misrachi (Partei) 52, 114, 123, 126, 130, 198
Molnár, Judit 83
Montreux 135, 167-168
Morgenthau, Henry 62
Moskowitz, József 171
Mosonmagyaróvár 87, 89-90, 116, 138, 180
Moyne, Lord (Walter Guinness) 63
München 193
Munk, Olga 108, 112
Munkács, 56
Murmelstein, Benjamin 179
Musy, Jean-Marie 172, 174, 176
- Natternberg 193
Neologe 17, 29, 38, 40, 100, 122, 125, 130
Neuengamme bei Hamburg 178, 183, 187
New York 119
Novak, Franz 34, 73
Novi Sad (Újvidék) 80
Nürnberg 12, 30, 181, 186, 188, 193-194, 197, 201, 203-204, 207, 212, 221, 223-224
Nussbacher, Emil (Joel Palgi) 9, 66, 79-81, 202-203, 212
Nyilas, s. Pfeilkreuzler
- Oberursel 193
Offenbach, Shulem 9, 50, 76-77, 80, 141, 157, 160
Oláh, István 82
Olshan, Yitzchak 225, 227
Orthodoxe 17, 22, 29, 38, 40, 50, 52, 54, 74, 88, 100, 122-123, 125-126, 128, 130, 136, 143, 167, 172, 180, 182, 198, 219
Österreich 14, 21, 28-29, 31-32, 37, 45, 59, 77-78, 82-84, 87, 89, 99, 144-145, 152-153, 163, 166, 173, 182, 184, 186, 191-193, 195
Österreich-ungarische Doppelmonarchie 14, 28-29
- Palästina
 Abfahrt der 700 169 Balfour-Deklaration 121
 Haltung zum Holocaust 208-209
 Handel mit Nachkriegsdeutschland 224

Einwanderungsbeschränkung 55-56, 63-66,
 70, 74, 85, 171, 219
 Jewish Agency 51, 59
 Jischuw und Überlebende 182-183, 203
 Sonstiges 24, 76, 79-80, 98, 103, 119, 123,
 133, 135, 141, 157, 160, 197-198, 207, 227
 Vorbereitung auf Kibbuz-Leben 169
 Palgi, Joel, s. Nussbacher, Emil
 Palotai, Erzsi 120
 Paris 142
 Pártos, Ferenc 117
 Pasternak Slater, Ann 67, 99, 100, 216, 218
 Pension Sergy 181
 Perez, Moshe 220
 Perlzweig, Maurice 204
 PetachTikva 230
 Pfeffer-Wildenbruch, Karl 194
 Pfeilkreuzler 37, 47, 81, 129, 138, 149, 152,
 170-171, 182, 187, 194
 Philippeville 168
 Pius XII. 137
 Platen, Hermine von 190
 Polgár, Ferenc 112, 121
 Polgár, György 118
 Pomeranz, Wenia 224
 Ponger, Curt 194
 Popeye (Misrachi) 20, 114-115, 124
 Portugal 86, 94, 137, 190
 Posner, Chaim 223-224
 Pripjet (Stümpfe) 190, 193

 Radó, Gyula
 A Kaszmer-vonat 230
 Rafael, Dr. und Sohn 172
 Rahe, Thomas 99
 Rapp, Walter 194
 Révész, George 91
 Révész, Peretz 219

 Revisionisten 30, 123, 200, 208, 210
 Ribbentrop, Joachim von 32, 146
 Riegner, Gerhart 204
 Roosevelt, Franklin Delano 62, 137, 151
 Rosch Haschana 124
 Rosenberg, Alfred 15
 Rosenberg, Ida 22
 Rosenberg, Lajcsi 22
 Rosenberg, Mityu 22
 Rosenberg, Moshe 116
 Rosenberg, Sandor 22
 Rosenberg, Sari 20, 22, 43, 46
 Rosenberg, Walter, s. Vrba, Rudolf
 Ross, Gaylen
 Killing Kaszmer 229
 Rotes Kreuz 41, 93, 118, 150-153, 155, 161, 166,
 171, 173, 177, 179, 191
 Rozner, David 205
 RSHA (Reichssicherheitshauptamt) 33-34
 Rudik, Pesach 66, 197, 199
 Rudik (geb. Fischer), Vica 66
 Rumänien 14, 21-23, 25, 50, 52, 66-67, 137, 162,
 216

 Sabra (palästinensisches Flüchtlingslager) 23
 Sabra (Israeli) 208, 210
 St. Gallen 150, 155, 166-167, 180
 St. Margrethen 145, 147, 155-157, 166, 174
 Salgo, Margit 120
 Salzburg 192
 Salzkammergut 191-192
 Schatila (palästinensisches Flüchtlingslager) 23
 Schellenberg, Walter 172-173
 Schindler, Oskar 52-53, 56, 79
 Schlesinger, Adolf 117
 Schmidt, Johann 54-55
 Schnittmund 114-115, 126, 159
 Schwalb, Nathan 52, 139, 156, 172

Schwabenberg 70, 77

Schwartz, Joseph 139, 142-143, 172

Schweden, 36, 137, 171, 177

Schweiger, Moshe 50, 79, 179, 191-193, 223

Schweiz 11-12, 18, 36, 40, 52, 54, 59, 69-70, 99,
113, 133, 134-135, 137, 142-148, 150-160,
163-164, 166-172, 174-181, 185-188, 190,
192-193, 197, 217, 224, 232

SD (Sicherheitsdienst) 33-34, 80

Sedlaczek, Rudi 52, 56

Segev, Tom 198, 200, 202, 210

Seidl, Siegfried 34

Sharett (Shertok), Moshe 9, 51, 182, 209-210,
213

Shemer, Dan 229

Shmueli, Jechiel 205

Siebenbürgen (Transsylvanien) 12, 14-15, 24-25,
27, 35, 45, 66, 80, 99, 102, 162

Silberg, Moshe 225, 228

Silberstein, Adolf 125

Simchat Thora 127

Sipo (Sicherheitspolizei) 33-34

Slowakei 40, 50, 53-54, 59, 148, 152-153, 155,
170, 175, 185-186, 226

Somogyi, László 117

Sondereinsatzkommando, s. Judenkommando

Sowjetunion
Rote Armee 36, 60, 82, 173, 176, 191, 193
Sonstiges 14, 37, 60, 62-63, 83, 137, 171,
173

Spanien 70, 76, 86, 94, 110, 136-138, 142

Speter, Eva 68, 220

Speter, Miklós 134

Spitz 177

Springmann, Samu 9, 50-52

SS
Ausschreitungen 36, 38, 48, 50, 83-84, 94-96,
103, 152, 177, 188-189, 191, 193
und die Bergen-Belsener Gruppe 85, 91, 97,
102, 104-105, 112, 114-116, 121-124, 126,
134, 159, 166
Organisation und Personal 33-34
Sonstiges 33, 51, 55, 58, 71, 81, 93-95, 144,
168, 171, 173, 175-176, 184, 186-189, 190,
194, 199, 204, 220-222
Verhandlungen mit der Wa'ada 11-12, 50,
52, 54-56, 67, 74, 139-142, 144, 148, 151,
157-158, 181, 217, 227, 231

Stark, Valerie (Vali) 111, 131

State Department 151, 192

Steger, Alois 170

Stein, Leo 117

Steiner, Friedrich 223

Stern, Arthur 234

Stern, Samu 38, 55

Stern, William 90, 109, 134

Stern-Bande, s. Lehi

Sternbuch, Elias 172, 174, 176, 182

Sternbuch, Yitzchak 172, 174, 176, 182

Strasser, Salamon 125

Strasshof 76-77, 82-84, 138, 182-183, 187, 200

Synagogen
Arena-Strasse 48, 75, 85
Bocskay-Strasse 75, 85
improvisiert in Bergen-Belsen 119, 124-126
in Margitta 16-17
verlassene 141

Syrien 203, 209

Szábo, Israel 120, 226

Szálasi, Ferenc 10, 37, 47, 81, 129, 149, 153

Szenes, Hanna 9, 79-81, 203, 206, 212

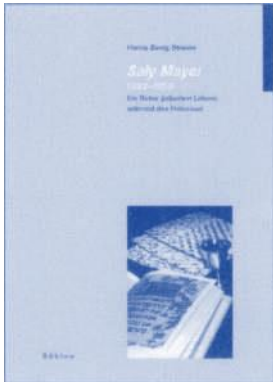
Szenes, Kato 81, 206

Szilágyi, Ernó (Zvi) 50, 56, 74

Szondi, Leopold (Lipot) 119, 121, 127, 169

- Szondi, Peter 119
 Szondi-Radványi, Lili 115, 122
 Szónyi, Oberst 24
 Sztójay, Döme 10, 33, 71, 137
- Tamir, Shmuel 10, 200-210, 212-215, 217,
 219-220, 226, 228-230
 Tartakower, Aryeh 183, 223
 Teitelbaum, Joel (Reb Jajlis) 126-128, 169, 219
 Tel, Amnon 200
 Tel Aviv 11, 197, 213, 228-230
 Theresienstadt 73, 76, 172, 174, 179, 182-
 183, 186-187
 Tito 79
 Transsylvanien, s. Siebenbürgen
 Trianon, Vertrag von 14, 25, 29
 Truman, Harry S. 168
 Trümpy, Curt 172
 Tschechoslowakei 52, 58, 173
 Tunesien 168
 Türkei 64,94
 Tyroler, Jenó 108
 Tzadok, Chaim 225
- Ujvidék, s. Novi Sad
 Ukraine 31,51,140,188-190
 Ungár, Lili 81
 Ungvar (Uzhgorod) 140-141
 United Nations Relief and Rehabilitation
 Agency (UNRRA) 168
- Vajna, Gabor 149
 Vas, Alex, s. Barzel, Alex
 Vatikan 137,153
 Veessenmayer, Edmund 10, 33,137,146
 Vereinigte Staaten von Amerika 12, 14, 40, 60,
 63, 127, 169, 193
 Völkerbund 208
- Vrba, Rudolf (Rosenberg, Walter) *Auschwitz-
 Protokoll* 40, 61, 215, 217
- Wa'ada (Wa'adat Esra weHazala)
 Auswahl der Bergen-Belsener Gruppe 56-57,
 74-76, 78, 84, 100, 112, 118, 141
 Flüchtlingshilfe 51-53
 Joel Brands Mission 59-61, 65, 69
 Kasztners Stellung 66-67
 Kontakte 51-52
 Mitglieder 50
 Sonstiges 41, 61, 78-81, 83, 84, 140, 144,
 153, 171, 182-183, 209, 215, 217-219, 223-
 224, 233
 Verhandlungen mit der SS 53-56, 70-72, 74,
 76, 99, 138, 141-142, 144, 157-158, 172,
 177, 191-192, 194-195
- Waldsee (an der Donau) 191
 Waldsee (fiktiver Ort) 47-48
 Wallenberg, Raoul 36,171, 205
 Wannsee-Konferenz 32
 War Refugee Board 40, 150-151
 Warschauer Ghetto 203, 217, 232
 Washington 62
 Wehrmacht s. Deutschland
 Weinberg, Abner 85
 Weinberg, Yitzchak 85
 Weinberger, József 117
 Weiss, Alexander 162-163
 Weiss, Dezso 121
 Weiss, Edit 53
 Weiss, Familie 162-163
 Weissberg, Alex 58
 Weissenbach 191
 Weissmandel, Michael Dov 9, 53-54, 186
 Weitz, Yechiam 68, 69, 181, 198-199, 204-206,
 213, 220-221, 228, 230
 Weizmann, Chaim 61-62, 156
 Weltkrieg

Erster 14, 16, 21, 24, 28-30, 50, 119, 123
 Zweiter 11, 14, 18, 28, 45, 119, 123, 207,
 231
 Wetzler, Alfred
 Auschwitz-Protokoll 40,61,215
 Wien 21, 61, 82-83, 89, 154, 173, 174, 176, 185,
 190, 198
 Willy 90, 98, 102, 131
 Winkelmann, Otto 33, 137, 146, 153, 195
 Winninger, Josef 51, 54-56
 Wise, Steven 156
 Wisliceny, Dieter 10, 34, 38, 53-57, 73-74, 137,
 139-140, 144, 173, 176, 186-187, 222-223
 Witiska, Josef 176
 Wojwodina 31
 Wollner, József 18
 Wyler, Markus 145, 147-148
 YadVashem 7, 230
 Zentralrat der ungarischen Juden 38-39
 Zionisten 17, 24, 38, 40-41, 47, 50, 52-54, 61,
 66-67, 74, 79-80, 88-89, 100, 102, 114,
 116, 120-123, 125-126, 130, 136, 169, 171,
 184, 191-192, 199, 206, 208, 212-213, 215-
 219, 226-227
 Zionistische Weltorganisation 188
 Zionistischer Weltkongress 22.(1946) 184
 Zsolt, Béla 117, 119, 121
 Neun Koffer, 165
 Zürich 150, 169
 Zwangsarbeit 22-23, 33, 74, 155, 169, 176,
 179
 Zweig, Ronald 193



HANNA ZWEIG-STRAUSS
SALY MAYER (1882-1950)
EIN RETTER JÜDISCHEN LEBENS
WÄHREND DES HOLOCAUST
(REIHE JÜDISCHE MODERNE, BAND 6)

Saly Mayer, ein erfolgreicher und international tätiger Fabrikant aus St. Gallen, stellte in den 1930er und 1940er Jahren seine ganze Lebenskraft in den ehrenamtlichen Dienst an den vom Nationalsozialismus bedrohten Juden. In seiner Funktion als Vertreter des «American Jewish Joint Distribution Committee» übernahm er im Kampf gegen die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik eine wichtige, aber letztlich unlösbare Aufgabe. Seine Tätigkeit war bald nur noch mit «halblegalen» oder illegalen Methoden möglich, indem er hinter der Fassade des gesetzestreuen Bürgers die schweizerischen und amerikanischen Behörden umging und schliesslich in direkten Verhandlungen 1944 auch die SS täuschte. Im letzten Kriegsjahr und nach Kriegsende wurde er im Auftrag des JOINT zu einem Mittelsmann bei der Finanzierung der illegalen Einwanderung europäischer Juden ins britische Palästina.

2007. 392 S. 39 S/W-ABB. GB. 155 X 230 MM. ISBN 978-3-412-20053-4

Ein bemerkenswert instruktives, ausgewogenes Porträt eines schwierigen, aber bei aller Problematik verdienstvollen und integren Akteurs der Zeitgeschichte.

NZZ am Sonntag

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN



WILLY COHN

KEIN RECHT, NIRGENDS

BRESLAUER TAGEBÜCHER 1933-1941

EINE AUSWAHL

HERAUSGEGEBEN VON NORBERT CONRADS

Der Breslauer Historiker Willy Cohn (1888-1941) ist der wichtigste Autor seiner Generation für das jüdische Breslau. Er kannte die Stadt und die jüdische Gemeinde wie kaum ein zweiter. Mit seinen hier in einer Auswahl vorgelegten Tagebuchaufzeichnungen, die er im geheimen bis zu seiner Ermordung durch die Nationalsozialisten 1941 führte, liegt erstmals ein umfassender Augenzeugenbericht über den Untergang der drittgrößten jüdischen Gemeinde Deutschlands vor.

2008. 369 S. 17 S/W-ABB. AUF 16 TAF. GB. MIT SU. ISBN 978-3-412-20139-5

«Mit der Veröffentlichung seiner Tagebücher ist Willy Cohn nun ein Denkmal gesetzt – als dem, nach Victor Klemperer, wichtigsten Chronisten des Schicksals jüdischer Deutscher in Zeiten der finstersten Barbarei.» Volker Ullrich, *DIE ZEIT*

«Aufschlussreicher als Klemperer.»

Walter Laqueur, *Die Welt*

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ I, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN



KATHRIN KOMPISCH
TÄTERINNEN
 FRAUEN IM NATIONALSOZIALISMUS

Bis auf wenige besonders grausame Beispiele ist die Beteiligung von Frauen an den verbrecherischen Taten der Nationalsozialisten lange aus dem kollektiven Gedächtnis der Deutschen ausgeblendet worden. Erstmals zeigt nun das Buch von Kathrin Kompisch die Bandbreite weiblicher Täterschaft während des «Dritten Reiches». Eindringlich schildert die Autorin die sozialen und persönlichen Voraussetzungen und Motive der Frauen und stellt die Frage nach ihrer Verantwortung.

2008. 277 S. MIT 20 S/W-ABB. GB. MIT SU. 155 X 230 MM. ISBN 978-3-412-20188-3

Kompisch beschreibt die Täterinnen wie sie tatsächlich waren – Frauen, die aus Überzeugung am Mordprozess teilhatten, aber keineswegs «von Natur aus» böse Psychopathinnen und damit entschuldbar waren. [...] Und das waren neben den prügelnden und mordenden KZ-Aufseherinnen in letzter Konsequenz auch die Fürsorgerinnen oder (braunen) Rot-Kreuz-Schwestern. Und all die bislang wenig beachteten Sekretärinnen und Nachrichtenhelferinnen, kurz: die «vergessenen» Täterinnen – sie waren allesamt Rädchen im grossen Getriebe des NS-Staates.

Süddeutsche Zeitung

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ I, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
 INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN



BEATE KLARSFELD/SERGE KLARSFELD
ENDSTATION AUSCHWITZ
DIE DEPORTATION DEUTSCHER UND
ÖSTERREICHISCHER JÜDISCHER
KINDER AUS FRANKREICH
EIN ERINNERUNGSBUCH

Mit diesem Buch soll an das Leben von etwa 800 jüdischen Kindern aus Deutschland und Österreich erinnert werden, die nach der Deportation aus ihrem Zufluchtsland Frankreich von den Nationalsozialisten ermordet wurden. Mit grossem Engagement haben Beate und Serge Klarsfeld alle verfügbaren Informationen über diese Kinder zusammengetragen, um ihr Schicksal vor dem Vergessen zu bewahren.

2008. 187 S. MIT 230 S/W-ABB. GB. 155 X 235 MM.
ISBN 978-3-412-20156-2

Die Klarsfelds [...] berichten die Wahrheit darüber, was den Kindern angetan wurde. [...] Den Leser erwartet keine Gute-Nacht-Lektüre. Im Gegenteil – sie raubt den Schlaf.

Süddeutsche Zeitung

Eine einzigartige Dokumentensammlung [...]. Das Ehepaar Klarsfeld hat die Würde von 200 Kindern der Nachwelt erhalten, indem sie den nummerierten Zahllosen ihre Namen und Gesichter zurückgab.

Europäische Rundschau

BOHRLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN



ANDREAS ENGWERT/SUSANNE KILL HG.)

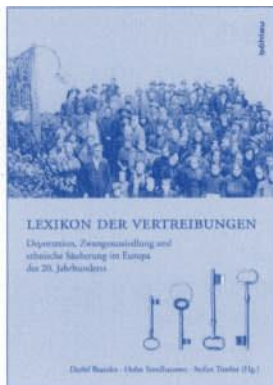
SONDERZÜGE IN DEN TOD

DIE DEPORTATIONEN MIT DER
DEUTSCHEN REICHSBAHN
EINE DOKUMENTATION DER
DEUTSCHEN BAHN AG

Die Deutsche Reichsbahn war mit der Deportation zahlloser Menschen beauftragt und damit unmittelbar am Holocaust beteiligt. Ohne den Einsatz der Eisenbahn wäre der systematische Mord an den europäischen Juden, Sinti und Roma im Zweiten Weltkrieg nicht möglich gewesen. Heute schätzt man, dass etwa drei Millionen Menschen aus fast ganz Europa mit Zügen zu den nationalsozialistischen Vernichtungsstätten transportiert wurden. Die vorliegende Dokumentation «Sonderzüge in den Tod – Die Deportationen mit der Deutschen Reichsbahn» ist die Begleitpublikation zur gleichnamigen Wanderausstellung der Deutschen Bahn AG und will an das unermessliche Leid erinnern, das diesen Menschen zugefügt wurde. Sie zeigt Einzelschicksale von Kindern, Frauen und Männern, die von ihren Heimatorten in den Tod transportiert wurden. Überlebende schildern in Zeitzeugeninterviews die grauenvollen Zustände in den Zügen. Die Verantwortlichkeiten sowie die fahrplanmäßige und betriebliche Durchführung dieser Transporte durch die Reichsbahn wird anhand von Dokumenten und Grafiken dargestellt.

2009. 162 S. 102 S/W-ABB. U. 56 FÄRB. ABB. GB. 220 X 260 MM. ISBN 978-3-412-20337-5

BOEHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN



DETLEF BRANDES, HOLM SUNDHAUSSEN,
STEFAN TROEBST (HG.)

LEXIKON DER VERTREIBUNGEN

DEPORTATION, ZWANGSAUSSIEDLUNG
UND ETHNISCHE SÄUBERUNG IM EUROPA
DES 20. JAHRHUNDERTS

Die moderne Geschichte Europas ist zu wesentlichen Teilen eine Geschichte ethnopolitisch motivierter und zumeist staatlich induzierter Zwangsmigration. Dies gilt vor allem für das 20. Jahrhundert, in dem bis zu 80 Millionen Europäer im Zuge von Bevölkerungsaustausch gegen ihren Willen umgesiedelt wurden, binnenstaatlicher Deportation unterlagen sowie Opfer von Vertreibung wurden. Diese Zwangsmigrationsprozesse, ihre Verlaufsformen und Wirkungen, Täter und Opfer, sind Gegenstand des vorliegenden Lexikons. Mehr als 100 Experten aus verschiedenen Ländern Europas behandeln in über 300 Artikeln die betroffenen ethnischen Gruppen in ihren Heimat- und Aufnahmeländern, desgleichen Pläne, Konferenzen, Beschlüsse und besondere Massnahmen, weitere Akteure, seien diese Personen oder Organisationen, sowie schliesslich zentrale Begriffe und Ausblicke auf Erinnerungskultur und Geschichtspolitik.

2010. 801 S. GB. 170 x 240 MM. ISBN 978-3-205-78407-4

**BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, 1010 WIEN. T: +43(0)1 3 3 0 2 4 2 7-0
BOEHLAU@BOEHLAU.AT, WWW.BOEHLAU.AT | WIEN KÖLN WEIMAR**